

Erna Saenger

*Geöffnete
Türen*

Lebenserinnerungen
1876 – 1976

VERLAG AUTONOMIE UND CHAOS
Leipzig \ Berlin 2023

Erna Saenger (1876–1978) veröffentlichte ihre Lebenserinnerungen 1975 im Selbstverlag unter dem Titel: GEÖFFNETE TÜREN. ICH ERLEBTE HUNDERT JAHRE. Nach zwei Neuauflagen im Selbstverlag (1976 und 1978) wird das Buch jetzt bei A+C in einer behutsam gekürzten Ausgabe neu herausgegeben unter dem Titel GEÖFFNETE TÜREN. LEBENSERINNERUNGEN 1876-1976. Hinzugefügt wurde ein Nachwort des Herausgebers Mondrian v. Lüttichau.

© für diese Ausgabe 2023 Verlag Autonomie und Chaos
Herausgeber: Mondrian Graf v. Lüttichau

ISBN 978-3-945980-88-0

*Die Veröffentlichung kann für die private Nutzung
heruntergeladen und ausgedruckt werden.*



INHALT

Vorworte 6**Alte Zeit**

Blick zurück **9** — Urahn Daniels Wirtschaftsbuch **11** — Kensauer Chronik **15**

Kindheit in Kensau und in Berlin

Die Ständeuniform **21** — Kinderstube **24** — Charlottenburg **26** — Berlin, "mit dem besten Ruf" **31** — Das "Muß" in einem **37** — Das Treppe-Erlebnis **39** — Der "Onkel Doktor" **40** — Die alte Reisekutsche und Feldromantik **43** — Ausgetretene Wege **47** — Das Drei-Kaiserjahr **48** — "Deutschland, Deutschland über alles!" **49** — Es tönen die Lieder **50** — Gegenan-gehen **55** — Westpreußen und seine Dörfer **58** — Erzieherinnen **60** — Bildungsauffassung und Wissen **64** — Tante Miranda **67** — Pensionsjahre in Großstadtluft **68** — Konfirmation um die Jahrhundertwende, Oberhofprediger Dryander **72** — Plänkeleien um die Liebe **75**

Jugendjahre — Soziale Aufgaben erkannt und geübt

Erwachsen **81** — Cholera und Dorfnöte **83** — Über Bitten und Verstehen **85** — Dörflicher Familiensinn **90** — Die Dorftragödie **93** — Das Sterben im Dorf **99** — Finstere Mächte **100** — Das Thema "Leute" **103** — Winter und Sommer **107** — Diät, Bewegung, Licht, Luft, Wasser **110** — Berliner Winter **112** — Arbeitsschule **115** — Das Alte Testament und der Vetter mit dem "summa cum laude" **117** — Stille nach dem Sturm **122** — Theorie und Praxis **122** — Bismarck **125** — Pestalozzi-Fröbel-Haus **128** — Zurück aufs Land **133** — Der Kensauer Garten **138** — Originale vom Lande **141** — Dorfschullehrer Brunn **146**

Erste Ehejahre

Ein neuer Lebensabschnitt **148** — Hildesheim **150** — Hannover **152** — Danzig **154** — Berlin **160** — Luftsprünge in die Zukunft **161**

Der erste Weltkrieg

Erster Weltkrieg (1914) **162** — Eigene Scholle **171** — Der Krieg geht weiter **173** — Kleinkrieg und Weltphilosophie im Jugenderleben **181** — Unser Rittergut **182** — Lebt der Mensch vom Brot allein? (1916) **183** — "Gibt Gott Häschen, gibt er auch Gräschen" **187** — Verlorener Krieg, verlorene Heimat (1918) **192** — Volk in Ohnmacht (1919), Der Versailler Vertrag **197**

Nach dem ersten Weltkrieg

Der Kapp-Putsch (1920) **203** — Odyssee **206** — Erste Korridornöte **208** — Die Reise nach Polen (1921) **211** — Die heranwachsenden Kinder **218** — Die "Freunde von der Landstraße" **221** — Heute unvorstellbar **226** — Geld, Geld, schreit die ganze Welt **227** — Pater familias **235** — Geistige Strömungen **238** — Jugend **242** — Abstieg in den Alltag **249** — "Haltung" **252** — Heiden und Christen **255**

Nationalsozialismus

Die Zeit des Kirchenkampfes **260** — Das Burckhardthaus **267** — Die Olympiade 1936 in Berlin **270** — Der gelbe Stern **271** — Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg **277** — Der "Fall Kensau" **279** — Enttäuschte Hoffnungen **283** — Diabolisches Versteckspiel **285** — Unwertes Leben? **289** — Am guten Tag sei guter Dinge und den bösen Tag nimm auch für gut **292** — Donnergrollen **296**

Der zweite Weltkrieg

Anfang vom 2. Weltkrieg **297** — Kampf anderer Art **311** — Die Weltenuhr geht weiter **316** — Dem Ende zu **318** — Unser Erleben vom Kriegsende **319**

Wie ging es weiter?

Ein Jahr später **322** — Ohnmächtiges Volk in Not **326** — Wie nun weiter? **332** — Hunger und "Rosinenbomber" **334** — Feiertag! Freier Tag! **337** — Der "Bruder Esel" **339** — Sonne und Mond **343** — Ein junger und ein alter Staatsmann **346** — Demonstrationen und Halali **348** — Deutschland, wo bist du? **349** — Alte und neue Zeit begegnen sich **352** — Meiner Weisheit letzter Schluß **355**

Nachwort (2023) 360

Vorwort zur 3. Auflage

"Es fand seinen Weg, kam zu vielen Leuten, und sie nahmen es gut auf mit allen seinen Fehlern und Wunderlichkeiten." Das schreibt Wilhelm Raabe zur 3. Auflage seiner "Chronik der Sperlingsgasse".

Auch die "Geöffneten Türen" wurden von vielen Leuten gut aufgenommen. Darüber freut sich unsere Mutter noch — aber wundert sich immer wieder: "Sieht denn keiner die vielen Fehler und Wunderlichkeiten?!"

Seit langer Zeit ist sie sehr schwach. Im Januar 1976 erlitt sie schwere Prellungen, von denen sie sich — wirklich ein Wunder — wieder etwas erholte. Alle Kinder, Enkel und Urenkel kamen zum 100. Geburtstag am 5. September und feierten froh mit ihr, voll Lob und Dank. Jetzt aber nehmen die Kräfte langsam immer mehr ab. Die stets Aktive muß sich pflegen lassen und ist sehr still und geduldig geworden. Ihr Geist ist noch wach, sie nimmt noch Anteil, aber das auszudrücken macht ihr Mühe.

Darum schicken wir ihr Lebensbuch mit Worten Wilhelm Raabes zum drittenmal auf den Weg in der Hoffnung, daß es in diesem Sinn weiter wirken darf:

"Wenn es auch nur unter einem Dach eine trübe Stunde verscheuchte, eine schwere Stunde leichter gemacht hätte, wie Herr Hartmann von der Aue sagt; wenn es nur ein Lächeln, nur eine Träne hervorgerufen hätte, so wäre sein Wirken und Sein nicht vergeblich gewesen."

Juli 1978

Liselotte Saenger

Erna Saenger starb am 11. November 1978.

Vorwort zur 2. Auflage

Mit dem "endlich im Ruhestand leben", wie ich es erhofft hatte, ist es nun doch noch nichts. Meine für Kinder, Kindeskindern, Anverwandte und Freunde gedachten Erinnerungen haben sich gar nicht an meine ländlich-schändliche Ermahnung: "Immer sachte mit de jungen Pferde!" gehalten Sie sind in drei Monaten davongaloppiert! Das Echo vieler Leser: "mein Buch mache Mut zum Vertrauen" — "Mut, auch im eigenen Leben immer wieder geöffnete Türen zu sehen" hat mich gefreut. Viele versichern, auch andere wollen die "Geöffneten Türen" lesen und bitten um eine 2. Auflage.

Für das gewünschte Vorwort suche ich einen "ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht". ("Tankstille" nennt man das heute, erfahre ich eben aus dem Referat eines Urenkels!) Im "Echtermeyer", der Gedichtauswahl meiner Jugendzeit, finde ich zu meiner "Weisheit" (im letzten Kapitel) bei Rückert eine Weisheit des Brahmanen:

Es strömt ein Quell aus Gott und strömt in Gott zurück...

*Du fühlst: Was du bist, ist er in dir, nicht du;
und strömst in dem Gefühl dich deinem Urquell zu!*

Dazu nun noch die ganz junge "Weisheit" meines 14jährigen Urenkels: "Die Welt der Technik ist laut, aber wir brauchen auch Stille, weil unser Gehirn oft überfüllt ist wie die Straßen nach der Arbeit, ausgeleiert wie eine überstrapazierte Feder. Darum gib mir, Gott, Stille, und für die Stille danke ich dir."

Januar 1976

Erna Saenger

Geöffnete Türen

Im Rückblick auf "mein" Jahrhundert — seit 1876 — habe ich beim Niederschreiben alles noch einmal erlebt: eine zu Ende gehende Epoche — immer neuen Wandel — neue Erkenntnisse — Verfall und Aufbau — Flucht und Rückkehr — schwaches Versagen und hoffnungsfrohe Durchhaltekraft. Klein werden dagegen persönliche Erlebnisse — ob hell oder dunkel, heiter oder ernst. Sie werden schwinden und vergehen. Und doch: jeder einzelne muß hindurch — nicht nur im gelebten Gestern, nicht im erhofften Morgen, nein im Heute, im Jetzt — einfach hindurch!

Zukunft ist schweigendes Land. Sie liegt oft verschlossen vor uns, eine offene Tür würde Licht und Freiheit bedeuten. In solch einer bedrängten Zeit traf mich das Wort:

*"Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür,
und niemand kann sie zuschließen."
Offenbarung 3,8*

Mit einem Schlage stand vor mir ein Traum: Ich war in einem schloßartigen Gebäude durch immer wieder weit geöffnete Türen gegangen — staunend, wer sie mir denn auftat?

"Keine Schranke — kein Schloß — weit offene Tür! Durch Wiesen und Steppen der Weg zu mir!" So hörte ich eine Stimme rufen.

Es gilt, durch das heilige Geheimnis unseres Lebens hindurchzuschreiten: aufrecht oder gebückt — erwartungsfroh oder zaghaft — ohne Hast, ohne Angst. Staunend in freudiger Gewißheit: Alles ist unser!

Wir aber — wir sind dessen, der uns die Türen öffnet!

Das zu sehen und dafür danken zu können:

Das ist ein "köstlich Ding"!

Im Sommer 1975

Erna Saenger

Eine Veröffentlichung dieses Buches wäre ohne das Mitdenken und die technische Hilfe von Kindern, Enkeln und Freunden, die ich einzeln gar nicht aufzählen kann, nicht möglich gewesen. Ihnen allen danke ich von Herzen.

Blick zurück

Ja — damals —!

Es war November. Der nette Packer, der 1914 bei unserem Einzug in das neugebaute Dahlemer Haus die schöne altdeutsche Standuhr zusammensetzte, blieb, während ich sie aufzog, noch einen Augenblick stehen, und entzifferte die eingeschnitzte Jahreszahl: "Anno 1773". Sich die Mütze aufsetzend, weil es draußen regnete, nickte er schmunzelnd: "Die hat ja schon 'n paar deftige Jahrzehnte uff n Buckel!"

Jahrzehnte, lieber Mann: Was sind Jahrzehnte?! Von Jahrhunderten will ich berichten!

"Kommt her ... hört zu ... ich will erzählen!" (Ps. 66).

"Erzählen"? "Zuhören"? Heute, wo man doch eigentlich ständig mit dem raschen Blick auf die Armbanduhr sitzt? Wer hat Zeit? Zeit im Sinne von Gelassenheit und Ruhe, Zeit, wohl gar vor einem Kaminfeuer mit knisternden Holzscheiten zu sitzen und dem ruhigen "Tick-Tack" der alten Standuhr zu lauschen und sich an behagliche Vergangenheit zu erinnern?

Ihr nüchternen Gegenwartsmenschen, was sagen euch schon die "Väter"? Laßt nur, so haben wir auch einmal gedacht, wir Alten, aber irgendwann kommt doch mal die Frage auf nach dem Ursprung der — ja gerade meiner Familie.

Allerdings, wenn ich erzählen wollte, daß Väter, Großväter, Urahnen Tuchmacher, Wissenschaftler, Rechtsgelehrte gewesen sind, was sagt das schon? "Vom Urahn Daniel, dem Bauern von anno 1714 werde ich für unser Zeitalter der Technik und Automation wohl nichts Nützliches geerbt haben!" lacht mein Enkel heute. Weiß er das so genau?

Manches von der Schilderung einer Familie fällt allerdings ab wie Blätter vom Baum — hier also vom Stammbaum. Aber wie Eberhard Wehr, der jüngste Erbe der jahrhundertlang im Wehr'schen Besitz gewesenen Güter in Westpreußen im Jahre 1933 dazu schreibt, das stimmt noch immer, wenn es auch in einer Zeit geschrieben wurde, an die wir Deutschen uns ungern erinnern, als die Ahnenforschung für die Suche der "arischen Großmutter" ja direkt gefordert wurde. Er schrieb:

"Der wichtigste und wertvollste Beitrag, den die Ahnenforschung liefert, ist nicht, daß der Stammbaum Angaben, Daten und die Geschichte einer einzelnen Familie enthält, sondern man kann daraus Schlüsse ziehen auf die Geschichte des Volkes, auf Niedergang und Aufstieg des Staates, auf Wanderungsströmungen, auf Handel und Wandel im Laufe der Zeiten. Die tausend Veranlagungen und Fähigkeiten zu erforschen, die nach bisher noch nicht bekannten Gesetzen urplötzlich in späteren Generationen wieder in Erscheinung treten können, kann einer Familiengeschichte einen Wert geben, der weit hinaus reicht über ein augenblickliches Interesse an den Aufzeichnungen eines lebenden Nachkommen." Ist es nicht wirklich so? Wesenseigenschaften fragen nicht nach Generationen, nach Jahren. Sie setzen sich durch, so oder so, da oder dort, je nach höherer Bestimmung.

Halt, da stocke ich: Mit der "höheren Bestimmung" fertigte mich Mutter ab, als ich, achtjährig, mit der Frage zu ihr kam: "Warum habe ich braune Augen und dunkle Haare? Walter, Gustel, Gretel, ja alle Wehr'schen Verwandten sind doch blauäugig und blond!" Ich heulte: "Sie nennen mich *Zigeunersche*! Ich will auch echt westpreußisch aussehen!"

"Du bist nicht aus der Art geschlagen," tröstete Mutter. „Daß du so anders aussiehst, hat Gott bestimmt. Vorfahren der Familie Wehr sind auch Hugenotten Und du kannst stolz sein, daß du ihr Erbe in dir trägst. Das sind sehr ehrenwerte Leute gewesen," erzählte Mutter, "die 1685 bei der grausamen Verfolgung in Frankreich, nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes, ihres Glaubens wegen die französische reformierte Kirchengemeinde ihrer Vaterstadt Metz verlassen mußten. Etwa 3000 dieser Flüchtlinge ließen sich in Berlin nieder, nachdem das Edikt von Potsdam ihnen Einbürgerung und Sonderrechte gewährt hatte, oft gegen den Willen der Einheimischen."

Nun, von all dem blieb mir Knirps nur das Wort "Hugenotten" haften, und das erschien mir nicht besser als "Hottentotten". Gut, daß die Geschwister es nicht gehört hatten und mich nun gar statt "Zigeuner" mit "Hottentotten-Abkömmling" necken konnten!

Hat dieses Hottentottenzweiglein (Mutter war eine geborene Humbert) an unserem Stammbaum vielleicht das Kämpferische bewirkt, zu dem die in die blonde westpreußische Familie hineingeborene Erna Wehr zeitlebens Gelegenheit suchte und fand, so daß noch der Fünfundachtzigjährigen scherzend von ihrem Arzt Dr. Petersen gesagt wurde, sie sei in ihrem Vorleben sicher ein Mitkämpfer Gustav Adolfs gewesen — sie würde mit ihrem Temperament ja sämtliche himmlischen Heerscharen durcheinander bringen!



Urahn Daniel Wehr und seine Frau Anna geb. Kremin

Urahn Daniels Wirtschaftsbuch

Aber nicht von Zweigen und Blättern unseres Stammbaums wollen wir reden, sondern von dem Stamm selbst, dessen Wurzeln wir bis zum Jahr 1751 zurückverfolgen können.

Da ist die alte "Chronik" vom Ahnen Daniel Wehr, ein Wirtschaftsbuch, ganz nüchtern und sachlich, mit toten Zahlen. Durch Jahre hindurch brav notierte Abrechnungen von den 400 Talern Pacht aus dem Bauernhof an bis zu 200 000 Talern im Besitz dreier großer Rittergüter in der Tucheler Heide: Kensau, Festnitz, Siciny!

Daß dieses Wirtschaftsbuch auf vergilbtem Papier, in schwer lesbarer deutscher, natürlich deutscher (!) Handschrift, drei Weltkriege hindurch: 1870, 1914, 1939, allen Katastrophen, Bränden, Zerstörungen zum Trotz erhalten blieb, wo doch soviel Wertvolles verschüttet und verloren ging, scheint mir doch einen bestimmten Sinn zu haben!

Nicht in den toten Zahlen liegt der Sinn, den ich meine, sondern in dem, wie der Daniel Wehr diese Zahlen, diesen Erwerb, einschätzte und ins Leben übertrug. Rein äußerlich versah er die Aufzeichnungen mit irgendeinem zu Gewinn oder Verlust passenden Ausspruch oder Vers aus einem in blauen Samt gebundenen

Gesangbuch, das noch heute in meinem Bücherschrank steht und viele herzhaft, auf reales Leben eingestellte Lieder enthält.

Da steht dann zum Beispiel, durch Jahre hindurch mit genauem Datum eingetragen:

"Am .. August berechnete ich die mir von Gott verliehene Barschaft ..."

Sah er diese Barschaft als genügend an, stand da wohl:

"Wahr ist es: Gott verwehrt es nicht, hier Güter zu besitzen, sie dürfen unser Herz erfreuen und unseres Fleißes Antrieb seien!

Doch nach den Gütern dieser Zeit mit ganzer Seele *s c h m a c n t e n*, ist dieses eines Menschen Ruf, den Gott zur Ewigkeit erschuf?"

War die Barschaft *v i e l*, stand dahinter:

"Laß mich doch nicht, mein Gott, den Schätzen dieser Erden
So meine Neigung weihen, daß sie zum Abgott werden!
Oft fehlt beim Überfluß doch die Zufriedenheit;
Und was ist ohne sie des Lebens Herrlichkeit? "

Anno 1790 berechnete er den "ihm von Gott gegebenen Segen"

1. An Gelde 6524 Thaler
2. An Rindvieh 130 Stück
3. An Schafen 800 Stück
4. An Pferden 6 Stück
5. Schweine und Federvieh nicht gerechnet."

und dazu:

"Nun kann ich wohl endlich sagen: nehm ich denn meiner selber wahr, so find ich an mir — hell und klar — vieltausend Wundertat!"

Man sieht ihn richtig vergnügt schmunzelnd über den Hof gehen:

"Das ist nun meine Pflicht in meinem ganzen Leben,
Dir Lob und Dank zu geben!
Mehr hab und kann ich nicht."

Leicht hat es der gute Ahn bestimmt nicht gehabt. Um die nötige Pacht zahlen zu können, hat er wohl oft Schulden machen müssen, denn er bedauert, "auch andere Leute in Armut" gebracht zu haben. Dazu schreibt er:

"Doch aber weiß ich mich nicht zu erinnern, daß ich irgend auf der Welt froher gewesen, als dann, wenn ich das Meinige so taxieren konnte, daß es hinreichend war, die Schulden zu bezahlen."

Und weiter:

"Dann aber gab es auch mal einen besseren Abschnitt aus dem Vorwerk, wo also auch schon die Schiffarth aus der Netze immer nutzbarer wurde, so daß ich im zweyten Jahr etwas von meinem gewonnenen Getreide in die Gefässe schüttete, die Schiffer also mein Getreide verluden und es nach Berlin ging." (Eine uns heute recht altertümlich erscheinende Absatzmöglichkeit)

Aber auch ein anderer Reichtum ist wert festgehalten zu werden, in einer Zeit, wo es schon als Leichtsinng gilt, fünf Kinder in die Welt zu setzen. Auf der ersten Seite nämlich sind seine — sage und schreibe — 13 Kinder verzeichnet, die letzten drei "for der Taufe" gestorben.

Wie ein silberner Faden zieht sich durch alle nackten Zahlen, Tatsachen und Schicksalsschläge die Lebenserkenntnis:

"Nie schenken Tand — nie schenken Güter dem Menschen die Zufriedenheit."

Nach dem "unvorhergesehenen Verheerungskrieg" (1848) und dem "unglückseligen Ankauf" der Kensauer Güter schreibt der Urahn nicht nur wie in einer vorherigen Notzeit: "Es ging mir sozusagen misslich", sondern er schreibt ein richtiges Vermächtnis an seine Erben:

"Meine Nachfahren werden vielleicht sagen: Und was bleibt uns nun? Da will ich denjenigen, die dies lesen werden in Erinnerung bringen wo es heißt:

*Es sind ja Gott sehr leichte Sachen,
den Reichen klein und arm zu machen."*

Damit sie nicht etwa stolz werden, wenn sie einige tausend Thaler vor sich bringen. Sie sollen sich dabei als nichts anderes betrachten als gute Haushalter, die gesetzt sind, um ärmere und Notleidende nach Sinnigkeit zu unterstützen und sich erinnern:

"Was du willst, das dir die Leute thun, das thu du auch Ihnen!"

Gar nicht so altmodisch gedacht, wie er der armen Notleidenden gedachte! Welche Not er damals meinte, wissen wir nicht. In meiner Jugend gab es noch nicht die dritte Welt, aber es gab den Burenkrieg. Ich erinnere mich großer Säcke, die Mutter für die armen, von den Engländern überrumpelten Buren packte.

Nach dieser vielleicht düster erscheinenden Predigt schreibt der Ahn heiter und trotzig weiter:

"Und als dann, wenn solch Vermögen ohne Verschulden wieder verloren geht, dennoch auch alsdann nicht zweifeln und verzagen, sondern sich in Schickungen fügen, denn wir können nicht hineinschauen wozu selbige uns oder unseren Nachkommen widerfahren."

Halt — in diesem Satz altehrwürdiger Erkenntnis ist ja nun so ein silberner Faden, der von diesem Urahnwort dennoch sich hinübergezogen hat bis zu dem schwarz-weiß-roten Pappschild über unserer Eingangstür im Dahlem-Haus, in das wir trotz Krieg und Unbill "dennoch" einzogen und bis heute leben.

Ich meine, dies geistige Vermächtnis aus dem Wirtschaftsbuch läßt etwas spüren von einer Wertbeständigkeit, die durch alle Zeiten durchhält.

Auch nach außen hin scheint die Lebenseinstellung dieses Urahnen Beachtung gefunden zu haben. Da ist der Brief von der "Königlich Preussischen Regierung, Abteilung des Inneren":

Marienwerder, den 5. November 1826

"An den adligen Gutsbesitzer, Herrn Daniel Wehr.

Unterrichtet, daß Euer Wohlgeboren sich heute der seltenen Vergünstigung erfreuen, im Kreise Ihrer Familie und Freunde Ihre Jubelhochzeit zu feiern, nehmen wir zur Veranlassung, Ihnen gleichfalls unsere aufrichtige Teilnahme zu bezeigen.

Es ist uns nicht entgangen, daß Euer Wohlgeboren sich in Ihrem stillen Wirken durch strenge Sittlichkeit, durch eine treue Anhänglichkeit an den Staat und durch eine so rühmliche gemeinnützige Tätigkeit vorteilhaft ausgezeichnet haben, und gereicht es uns zu besonderem Vergnügen, Ihnen hierüber verehrende Anerkennung zu erteilen.

Möge die Vorsehung Sie noch lange dem Staat und Ihrer Familie erhalten und Ihnen alles gewähren, was den Frieden und die Heiterkeit Ihres Gemütes zu bewahren und den Rest Ihrer Lebensstage zu verschönen imstande ist."

Urahn Daniel starb mit 81 Jahren, Die letzte Eintragung im Wirtschaftsbuch ist bezeichnend für die Glaubenseinstellung seines ganzen Lebens:

"Wer dessen stets versichert ist,
der lebt und stirbt getrost als Christ."



Das Gutshaus in Kensau Kreis Tuchel/Westpreußen

Kensauer Chronik

Wer wissen will, wann die Familie Wehr (van Weyer) aus Holland ausgewandert und in Westpreußen Landwirtschaft, besonders Schafzucht, betrieben hat, kann das im Geschlechterbuch nachlesen. Mir erscheint eine andere Feststellung aus der Chronik von Kensau wichtiger.

Die Geschichte Kensaus¹ beginnt ungefähr mit der Geschichte des deutschen Ritterordens. Die älteste Urkunde, (aufbewahrt im Königlichen Archiv zu Königsberg), stammt aus dem Jahre 1361:

"Nach den auf Kensauer Gebiet gemachten Altertumsfunden, Steinkistengräber, Urnen, usw., ist Kensau bereits von der Urbevölkerung bewohnt gewesen, 2000 Jahre vor Christi."

¹ Kęsowo (deutsch Kensau, 1939–1945 Groß Kensau) ist ein Dorf im Powiat Tucholski der Woiwodschaft Kujawien-Pommern in Polen. Es ist Sitz der gleichnamigen Landgemeinde mit etwa 4500 Einwohnern. – 1920 fiel der Ort durch den Versailler Vertrag mit dem gleichnamigen Amtsbezirk an Polen. Nach dem Überfall auf Polen 1939 im Zweiten Weltkrieg wurde Kensau völkerrechtswidrig in den neu errichteten Landkreis Tuchel, Provinz Danzig-Westpreußen im Regierungsbezirk Bromberg eingegliedert. Seit 1945 ist der Ort wieder Teil Polens. (Wikipedia)

Sodann liest man in dieser Chronik all die Namen der Hochmeister des Ordens der "Brüder des Spitals St. Marien des Deutschen Hauses von Jerusalem" von Winrich von Knyprode (1361) an bis zu Konrad von Jungingen (1400). Immer wieder verliehen sie so und so viele Hufen der Gemarkung von Groß- oder Klein-Kensau an den "getreuen und erwählten Tetzlaff von Bonin zu kulmischen Rechte, feierlich und ewiglich als Besitz", oder: "Dem getreuen Korze Jochen für geleistete Dienste" usw.

Mit dem "ewiglich in Besitz" bleiben wurde es dann von 1700 an wohl nicht mehr so ernst genommen, denn ab da liest man von Verkäufen und Konkursen und immer abwechselnd deutsche und polnische Namen.

Hierher gehört eine Notiz aus dem "Westpreußenbuch", aus einem Kapitel von C. v. Lorck: "Schlösser und Gutshäuser":

"Die Kinder von Nikolaus vom *Großen Kensau* erhalten 1361 vierzig Hugen.

Melchior von Kalkstein

1787 Kammerherr Josef v. Prussak

1792 Valentin Onuphrius v. Sadowski

1817 Amtmann Daniel Wehr, der seit 1804 Pfandbesitz hatte.

Seitdem Mitglieder der Familie Wehr bis 1945.

1945 Auguste und Margarete Wehr, die trotz Verfolgung dort blieben.

Das Haus hatte eine originell von 2 Seitenrisaliten eingefasste Langfront, einstöckig mit Viertelgeschoß unter dem Satteldach: 2 + 7 + 2.

2. Hälfte des 19. Jahrhundert, Spätklassizismus."

Nach dem Tode des alten Daniel Wehr einigten sich alle 13 Kinder bei der Erbaueinandersetzung, den ganzen Besitz ohne Einschränkung dem Ältesten, meinem Großvater Wilhelm, zu überlassen. Als er 1832 die Güter übernahm, war eine politisch unruhige Zeit.

Es gibt einen vergilbten Brief von Wilhelm aus Berlin, wo er sich (wohl in seiner Tätigkeit als Oberamtmann) aufhielt, an seine Frau Mathilde, die ihm aus Kensau von den Aufständen der Polen geschrieben hatte:

Berlin, den 4. April 1848

"Meine liebe Frau,

Deinen Brief erhielt ich gestern Abend und will mich auf eine spezielle Antwort desselben nicht weiter einlassen, weil allen Vermutens nach die Sitzung bis zum Freitag beendet wird. Sollte dies nicht der Fall sein, so reise ich doch von hier Freitag früh ab und du hast demnach Sonnabend ganz früh ein Fuhrwerk zu

meiner Abholung nach Konitz zu schicken und zwar so, daß es um 7 Uhr zu meiner Abfahrt bereit ist.

Halte Du Dich also bis dahin ganz ruhig, und ergreife keine offene Verteidigung. Folge dem Rat unserer Nachbarn Seiss und Willig, die doch ruhig und weniger aufgeregter die Angelegenheit beurteilen werden, wie Du es in diesem Falle tun kannst.

Hier hat die Sympathie für die Polen ungemein nachgelassen, weil die Gewalttätigkeiten derselben im Herzogtum hier ... freilich (?) [unleserlich] ... empört haben.

Über die hiesigen Angelegenheiten teile ich dir auch nichts weiter mit, als daß wir die Aussicht haben, mit heiler Haut davon zu kommen. Der Himmel gebe nur, daß zu Hause wenigstens keine Gewalttätigkeiten vorkommen und ich euch alle am Leben und in Geduld antreffe.

Der Vorsicht wegen könntest Du indes doch eine Vorbereitung zur Lagerverteidigung treffen und hierzu wenigstens 40-50 Stangen aus dem Wald holen lassen, die 8 Fuß lang — und also höher sind wie wir solche zu Baumpfählen gebraucht haben, denn auf eigene Verteidigung wird alles ankommen, da die jetzige Regierung zu schwach ist, den einzelnen zu schützen. — Auch bestelle Du zum Freitag den Sicinyer Marquardt nach Kensau, der dann nötigenfalls Sacktücher fertigen kann, denn sowie ich nach Hause komme, organisiere ich eine Bewaffnung — es möge kommen, wie es wolle! Auch tu Du mit dem Jäger Kugeln gießen und besorge Pulver.

Ich werde schließen, da es Zeit ist zur Sitzung zu gehen. —

Gott erhalte Dich und die Unsrigen. Dies ist noch der einzige Wunsch, den ich habe. Denn mehrere Wünsche in dieser Zeit zu haben, halte ich für Thorheit.

Dein Dich liebender Mann

Wehr"

Mutter hat uns voller Hochachtung allerhand von dieser kugelgießenden Großmutter erzählt, das weiß ich noch. Aber leider waren wir wohl ebenso wie die heutige Jugend nicht recht ansprechbar für Geschichten von früher, und so ist mir ganz entfallen, was aus dieser Verteidigung geworden ist.

Drei Jahre später, 1851, starb Wilhelm an Typhus. Danach hat diese kluge und aufrechte Großmutter dreißig Jahre lang alle Schwierigkeiten mit Umsicht und Tatkraft bewältigen müssen. Sie hat nicht nur ihre sechs Kinder, von denen der Älteste Oskar, mein Vater, 13 Jahre alt war, großgezogen, nicht nur den immerhin recht großen Besitz alleine geleitet und in der damaligen schwierigen Zeit der

Reichsgründung erhalten, sondern sie hat so zielbewußt und sicher gewirtschaftet, daß es ihr möglich war, beinahe auf allen Gütern neue Gebäude zu bauen.

Von ihr wird erzählt, daß sie stets in Schaftstiefeln gegangen sei und bei jedem Wetter auf die Felder ritt, die Arbeiter zu beaufsichtigen, daß sie auch die von ihr in Arbeit gegebenen Bauten selbst entwarf und selbstgezogenen Flachs verspinnen und verweben ließ. (Große, schöne Tafeltücher aus ihrer Zeit liegen noch in meinem Wäscheschrank.)

Nachdem sie die Verwaltung der Güter ihrem ältesten Sohn, meinem Vater, übergeben hatte, erwählte sie sich Potsdam als Altensitz.

Ich sehe noch das liebe alte, zerfurchte Gesicht der Großmutter vor mir, wie sie aus der bauchigen silbernen Kanne sorglich Kaffee einschenkte, die auf den Tisch greifenden Kinderhändchen von Mariechen abwehrend. Dieses Enkelkind hatte sie, als die Mutter bei der Geburt gestorben war, zu sich genommen. Mutters Schilderungen dieser ersten Reise des drei Wochen alten Geschöpfchens vorn westpreußischen Gut Rohrbeck nach Potsdam hörte sich an wie ein Schauermärchen: in einem hohen, runden Gemüsekorb, ausgepolstert mit Zeitungspapier, Decken und Kissen bei 20 Grad Kälte in ungeheiztem Eisenbahnabteil, stundenlang im Personenzug!

Nun, sie hat es überstanden mit der eisernen Natur der Wehr'schen Sippe. Bis ins hohe Alter (sie ist 93 Jahre alt geworden) saß sie, wie ihre und unsere Großmutter, kerzengerade auf einem Rohrstuhl ohne Lehne. Wie oft wurden wir, wenn wir uns bei Fahrten aufs Feld in der Britschke räkelten, ermahnt: "Großmutter saß unangelehnt! Schämt euch, ihr jungen Dinger!"

Sehr beeindruckte mich bei Besuchen bei der Großmutter ihr gemütliches Zimmer mit den dunklen Eichenmöbeln, vor allem aber die oval gerahmten Familienbilder. Sie waren so anders als die vier- und sechseckigen Kriegsbilder aus Paris vom Kriege 1870, den mein Vater mitgemacht hatte. Sie hingen in Kensau in den Gastzimmern und an den Wänden auf dem großen Boden, wo wir sie in den Schulstundenpausen bewundern konnten, was wir aber nicht taten! Alles Französische schien uns damals verächtlich: "L'état c'est moi!" Nee, Napoleon, du Superstolzer, du Erbfeind! Wie hast du unsere liebe Königin Luise geschmäht. Nee, nee! Wir wollten uns für Preußen begeistern und Zeiten des Niedergangs schienen uns eine Schmach zu sein.



Die tüchtige Großmutter Mathilde Wehr geb. Daberhuth

Das, was unsere Vorväter gebaut haben, schaut nicht mehr auf uns herab — es fragt uns, ob wir die Entscheidungen, die einst gefallen sind, wieder aufnehmen und sie fortführen

Auch die Ablehnung fordert Entscheidung. Die Geschichte verlangt unsere eigene Stellungnahme. Unsere Vergangenheit gehört zu uns, und wir leben von ihr, so wie wir von unseren Eltern das Leben erhalten haben. Tradition heißt also nicht: "Es waren schöne Zeiten", sondern erkennen, wie es wirklich gewesen ist, menschliche Höhen und Tiefen, Glück und Unglück, Leistungen und Schuld: Das

alles als Erbe bewußt zu übernehmen, zu ihm "Ja" sagen, auch wenn es einem nicht nur erhebend, sondern manchmal drückend erscheint.

Stolz waren wir Kinder, daß unser Großvater am Geschehen seiner Zeit verantwortlich mitgewirkt hatte. Ehrfurchtsvoll betrachteten wir ein altes Dokument:

"Ich — Wilhelm Wehr aus Kensau — gelobe und schwöre für mich und Kraft habender Vollmacht in der Seele derer, von denen ich die Vollmacht dazu habe — zu Gott: dem Allmächtigen und Alldurchlachtigsten Großmächtigsten Fürsten und Herren

Herrn Friedrich Wilhelm

König zu Preußen

Markgraf zu Brandenburg

Burggrafen zu Nürnberg

Grafen zu Hohenzollern —

meinen allergnädigsten Könige als meinen rechtmäßigen Landesherrn und Erbkönige und dem gesamten königlichen Hause in der bestimmten Successionsordnung — zu allen Zeiten treu, gehorsam, gewärtig und untertänig sein, höchst dero bestes nach Vermögen fördern, Schaden und Nachteil aber abwenden, und mich überhaupt so verhalten will, wie es treue Vasallen und Untertanen gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn überall erzeigt und gebührt, getreulich ohne alle gefährde —

so wahr mir Gott helfe zur ewigen Seligkeit durch seinen Sohn Jesu Christum. Amen."

Vorstehender Eid ist von dem Herrn Wilhelm Wehr, Kensau, als Huldigungsdeputierter der Ritterschaft, bei der allgemeinen Erbhuldigung wirklich geleistet, worüber dieser Schein erteilt wird und ist ein gleichlautendes Exemplar zu den Akten gebracht.

Königsberg, den 10. September 1840

Reichlich fremd muteten uns diese hochtrabenden Worte zwar an, und viel interessanter war uns Großvaters Ständeuniform. Zu hochwichtigen Ereignissen soll er sie getragen haben, also wohl auch zu jener Erbhuldigung. Sie lag geheimnisvoll unwittert, die goldblitzenden Knöpfe liebevoll mit Seidenpapier umwickelt, in einer verschlossenen Truhe auf dem Boden.

Die Ständeuniform

Eines schönen Tages, die Eltern sind verreist, stöbern wir in den Kammern oben. Die Truhe unverschlossen? "Au, du — wir verkleiden uns!" Gustel in ihrer elfjährigen aufgeschossenen Größe steigt schon in die Hosen. Ihr markantes Gesicht guckt männlich aus dem Schwerenöter-Kragen heraus. Daß die schöne Uniform etwas versoffen saß, das macht doch nichts! Der hohe betreßte Dreispitz auf dem Kopf setzt allem die Krone auf! Ein Anblick für Götter!

Ich beputze mich schnell mit Großmuttermantille und Haube, und so stolzieren wir ehrbar und lachend auf dem Boden einher. Aber, nur die Miez als Zuschauer? Uns kommt ein Gedanke: "Famos — so wird's gemacht!" Drüben im Pächterhaus sitzt die alte Frau Robe, uns Kindern mütterlich zugetan. Es klopft. Unser Mädchen gibt ihr einen Brief: "Liebe Frau Robe, wir sind in solcher Verlegenheit, es ist plötzlich ganz vornehmer Besuch gekommen, die Eltern sind fort. Bitte, bitte, kommen Sie doch mit Ihrem Mann um uns zu helfen! Erna und Gustel."

Frau Robe setzt die Brille ab. Sie schickt aufs Feld. Ärgerlich und schwerfällig kommt nach einer halben Stunde der dicke Herr Robe angestiefelt: "Väterchen, es hilft nichts. Ich helfe dir, dich umzuziehen!"

Die schweren Dungstiefel aus, die Joppe, reines Hemd an, Kragen: "Rasieren muß ich mich auch noch", stöhnt der alte Herr. (Frau Robe hat es uns oft geschildert, mit allen beschämenden Einzelheiten: die letzten Heufuhren mußten vor Vesper noch rein. Der Schweinehändler mußte abgefertigt werden ...) Und dazwischen immer die Angst: "Wer mag das nur sein, der hohe, vornehme Besuch?"

Fast eine Stunde stehen wir wartend am Fenster. "Ich schwitze die ganze Uniform durch," stöhnte Gustel. Wenn ich sie ansehe, pruste ich los: "Das gibt 'nen Jux!"

"Wo bleiben Robes nur? " — Ich schicke noch mal rüber: Ob sie denn nicht kämen?

Wir üben Diener, Verbeugung, unter immer neuen Lachsalven, absolut und ganz gefangen in der köstlichen Spaßsituation unserer famosen Idee.

Erst in der zweiten halben Stunde kommen uns Bedenken: Falls Robes uns "Herrn und Frau von Posemuckels" Geschichte nicht glauben? Mit dem alten Herrn Robe ist nicht gut Kirschen essen. — Sollen wir lieber rüberschicken, der Besuch sei weg? I wo, wie feige! Wer A sagt muß auch B sagen. Aber die Lachsalven werden gezwungener, helfen uns kaum noch über ein ganz jämmerliches Gefühl weg. Es dauert auch gar zu lange!

Da — da biegen sie in den Torweg ein. Wa-was? Frau Robe nicht in der Schürze? Und er? Himmel, im Bratenrock, Hut, geputzte Stiefel! Sie im Sonntagsseidenen! Das war denn doch — —

Den erwartungsvoll erregten Gesichtern der beiden alten Leutchen gegenüber fällt dann die so schön geübte gravitatische Verbeugung des Ständehochwohlgeborenen doch recht kleinlaut aus, und noch bevor ich die Situation retten kann durch mein: "Sehr freundlich, daß Sie gekommen!", macht Herr Robe, fassungslos vor Staunen über soviel Frechheit, wütend und schimpfend kehrt um zur wartenden Arbeit, während die verstehende Güte der mütterlichen Frau Robe uns zu der Einsicht bringt, daß auch ein Spaß eine "ich- und eine du"-Seite hat.

Wir packen die Ständeuniform wieder weg in grenzenloser Verachtung unserer selbst: Die Ahnentracht pietätlos entweicht! Gute Freunde rücksichtslos angeführt! Aber das Lachen kommt nochmal hoch: "Wundervoll war's doch! Und morgen wird eben der Büßergang angetreten, basta!"

Ich weiß heute noch nicht, wie wir es wagen konnten, diesen rechtschaffenen Pächtersleuten unsere Ständeuniform-Maskerade vorzuführen.

Wir schämten uns wirklich. Die gute Frau Robe hielt uns immer wieder die Verehrungswürdigkeit unserer Großmutter, die Tüchtigkeit dieser so ganz im Landleben aufgehenden Gutsfrau vor.

"Hier", so erzählt sie, auf die kleine Holzterrasse vorm Pächterhaus deutend, "hier hat sie oft gesessen, wenn's Feierabend war und die Kuh- und Schafherden auf den Hof getrieben wurden. Dann haben wir von der Wirtschaft gesprochen, immer von der Wirtschaft, selten von den Kindern. Die mußten so nebenher aufwachsen, und manchenmal mußte ihr der Säugling zum Trinken aufs Feld gebracht werden. Eure Mutter versteht mehr von der Kindererziehung, als von der Wirtschaft, das werdet ihr ja spüren."

O ja, wir spürten es! Wir ließen auf unsere Mutter nichts kommen, wenn wir auch sahen, daß sie nicht so verwachsen war mit dem Landleben. Sie hat es fertiggebracht, daß wir Kinder um so mehr darin verwurzelt.

Es war schon ein Wagstück gewesen von dem jungen, blauäugigen westpreußischen Landjunker, meinem Vater, ausgerechnet das blutjunge Berliner Lieschen Humbert mit den seelenvollen Braunaugen aus dem aristokratischen, hochgeistigen Niveau ihres Lebens in Berlin hineinzusetzen in ein ganz unbekanntes ländliches Milieu. Sie suchte zwar mit liebendem Herzen die Aufgaben einer Gutsherrin zu erfüllen, war aber viel zu zart, den rauhen westpreußischen Winden ihre wilde Schönheit abzulauschen, viel zu verwachsen mit edler Musik und geistiger Geselligkeit, um sich für Speisekammerromantik zu begeistern. Aber sie versuchte es tapfer.

Da sitzt sie am Pult in ihrem schönen schwarzen Zimmer mit dem Bechstein-Flügel, — sie saß eigentlich immer am Pult. Die Korrespondenz mit den vielen Verwandten und Freunden gehörte zu ihrem Leben. Was konnte sie für Briefe schreiben!

Es klopft.

Sie steht auf und stellt sich an den Ofen, der war wenigstens warm. Oh, wie froh sie oft in den hohen, großen Zimmern des Landhauses!

"Herein". Mamsell kommt mit einer Kostprobe vom Schweineschlachten: "Will die gnädige Frau mal schmecken, ob in die Blutwurst noch mehr Majoran muß? Oder Thymian? In die Leberwurst noch ein Quentchen Salz?"

Sie hatte eine feine Zunge, und ihr Mann, der sich sein Frauchen für's Landleben erziehen wollte, sagte allen Untergebenen immer wieder: "Fragt die Frau."

Obwohl sie sich bei der guten Frau Robe nicht so oft Rat holte, wie diese es von der tüchtigen Großmutter erlebt hatte, wurde meine Mutter doch mehr und mehr die von allen anerkannte und geliebte Autorität, gleich ob nun für Küchen- oder Stubenmädchen, Mamsell, Kinderfräulein oder Erzieherin.

Nur im Anfang, so erzählte sie später schmunzelnd, hätte sie die Autorität des Küchenpersonals anerkennen müssen, wenn sie z.B. zu dem vom Fenster aus beobachteten Hahnenkämpfen und Hühnergekrächze voller Schreck und Zorn Hilfe herbeizitierte, und ihr dann kichernd versichert wurde: das sei auf dem Lande so üblich unter dem Hühnervolk — sonst gäbe es ja keine befruchteten Eier!



Die Eltern Oskar Wehr und seine Frau Elise geb. Humbert

Kinderstube

Die langen Abende, wenn der Mann auf einem Kreistag, auf Sitzungen oder als Abgeordneter wochenlang in Berlin war, mußten ausgefüllt werden mit Klavierspiel, Lektüre, Freundinnenbesuchen aus Berlin, bis dann die Kinder kamen: erst Walter, dann Erna, Auguste (Gustel), Elisabeth und Margarete (Gretel). Mutters Tagebücher mit der Aufzeichnung jeder kleinsten Störung oder jedes Fortschritts zeigten, wohin ihre Liebe nun steuerte. Wenn andere Frauen sagten: "kommen Sie mal in meinen Entenstall" oder "sehen Sie sich mal meine Frühbeete an" oder "probieren Sie mal meine Sülze", so sagte Frau Elise Wehr: "Besuchen Sie mich mal in meiner Kinderstube!"

Wenn wir Kinder alle im Bett waren, setzte sich Mutter gerne an's Klavier, ließ die Türen offen, und die Schubert'schen "Müllerlieder" z.B. "Ich hört ein Bächlein rauschen—", begleiteten uns in den Schlaf.

Unsere "Tante Fendius", Mutters Faktotum, war mehr dafür, daß wir ohne alle "Fiesematenten" mucklos einschliefen, so wie es die heutigen Kinder tun. Als ich neulich meinen Enkeln, nein, es waren ja schon Urenkel, etwas vorsingen wollte, guckten sie mich höchst verwundert an, vielleicht erzürnt über solche Beanspruchung ihrer Zeit!

"Tante" hätte uns wohl auch ganz einfach eine Backpfeife gegeben, wenn sie uns beim Abschneiden dicker Stücke von Mutters Geburtstagstorte ertappt hätte.

Mutters Pädagogik war aber bedeutend eindrucksvoller: jeder mußte allein nacheinander eine halbe Stunde vor dem arg zerzausten Kuchen sitzen. Ich empfand mich dabei gewissermaßen vor meinem besseren Selbst sitzend, das mir meine Begier unsagbar erbärmlich erscheinen ließ. Zwar sollte ich immerzu sagen: "Ich soll nicht naschen", aber das schien mir denn doch zu dumm. Als es dann trotz der Drohung: "An Gustels Geburtstag übermorgen gibt's nun keinen Kuchen!", doch einen gab, empfand ich das fast als mütterliche Schwäche.

Aber die Freude über so viel unverdiente Güte ließ mich wohl zum ersten Mal ganz bewußt empfinden: sind wir eigentlich nicht dauernd abhängig von einer über uns stehenden Güte? Jedenfalls weiß ich noch, daß ich den Satz aus dem alten "Müde bin ich, geh zur Ruh"-Kindergebet von der "Gnade", die allen "Schaden gutmacht" verstehen konnte.

Mutter galt mit ihrer Erziehungsmethode damals als zu fortschrittlich, zu neu. Was das junge Frauchen da aus der Großstadt praktizierte, wurde auch in gesundheitlicher Beziehung als abwegig gefunden.

Der Soxhlet-Apparat zum Abtöten der gefährlichen Bazillen in der Milch war eben aufgekommen.² Mutter aber schlug mit ihrem gesunden Menschenverstand allen modernen Theorien ein Schnippchen: auf einer grünen Rasenfläche im Garten graste eine gut untersuchte Kuh und wir Kinder ließen uns in unseren silbernen Becher — strupp — strapp — strull, die schäumende Kuhmilch hineinmelken: ein Becher voll, zwei — drei —, ja, wir brachten es mitunter auf fünf oder sechs!

"Unerhört von der jungen Frau, diese Mißachtung der modernen Wissenschaft!" rief dann eine Berliner Cousine aus. "Und sowas wird auch groß!"

² "Der Soxhlet-Aufsatz ist ein Aufsatz zur kontinuierlichen Extraktion löslicher Inhaltsstoffe aus Feststoffen. Er benutzt das Ablaufsiphon-Prinzip wie ein Pythagoreischer Becher, um den Extrakt laufend abzuziehen und das Extraktionsgut mit reinem Lösungsmittel zu extrahieren." – Für die Kinderpflege wird bei Wikipedia nur der Einsatz zur Bestimmung des Fettgehalts in Trockenmilch angegeben.

Mutter berichtete nachher empört und stolz: "Und da standen Vronis mickrige kleine Dinger neben meinen rotbäckigen Enakskindern!"

Charlottenburg

Ja, kuhwarme Milch, die gab es eben nur in Kensau!

Aber in den ersten Kinderjahren war unsere zweite Heimat auch Berlin-Charlottenburg, wo mein Vater im Winter monatelang als Abgeordneter im Landtag zu tun hatte. Gegenüber dem Charlottenburger Schloß sind in dem sogenannten "Roten Schlößchen" auch Elisabeth und Gretel geboren, die wir verächtlich als "Auswärtige" bezeichneten. Wir drei Älteren waren so stolz auf unsere eigentliche Heimat Kensau, als hätten wir sie uns ausgesucht.

Was war uns schon Charlottenburg? Menschenmassen, Knixchen machen, Händchen geben, Spaziergehen auf dem Steinpflaster der Berliner Straße oder im Schloßgarten neben all den steinernen Figuren her, die trotz ihrer Berühmtheit uns so gar nichts sagten.

Auch die Sensation eines großen "Veloziped-Rennens" (wie diese hochsitzigen neumodischen Räder hießen), hat mir durch den tödlichen Sturz, den wir miterlebten, einen Schock für immer gegeben, über solch eine Art Glücksjägerei.

Die Pferdebahn, die mich die Charlottenburger Chaussee herunter zum ersten Schulunterricht mit Cousine Annemarie Körner fuhr, war auch nicht mein Fall, obgleich ich bei meinem Lieblingsschaffner immer draußen auf dem Perron stand. In Kensau saß man ja auch lieber oben auf dem Bock beim Kutscher, als bequem im Fauteuil!

Beim ersten Schulunterricht mußte ich jeden Tag eine wesensfremde Tante, in deren Haus der Unterricht stattfand, über mich ergehen lassen.

"Zu Tante Körner mußst du nicht Frau Körner und Sie sagen, denn sie ist deine Tante," sagte mir Mutter immer wieder. Und immer wieder erklärte ich: "Kann ich nicht, sie ist ja steif wie ein Stock." (Eine andere Tante verglich ich mit einer watschelnden Ente, dabei hätte Mutter doch so gern mit ihren wohlgezogenen Kindern paradiert).

Tante Körner war die wunderschöne Frau des damals sehr bekannten Landschaftsmalers Ludwig Körner. Ich blieb beim Sie, ich blieb bei Frau Körner, obwohl sie uns in der Pause die schönsten Armen Ritter vorsetzte und uns Gramm und Kilogramm auf einer richtigen Waage lernen ließ. Jeder Mensch hat ja seine Urinstinkte, seine Sympathien und Antipathien, für die Umwelt nicht gerade

angenehm, wenn sie so brüsk auftreten wie bei einem Landkind, für das die Stadt nur eine Massenproduktion von Menschen aller Sorten zu sein schien. Machte ich aber den Vorschlag, Walter solle sich doch zu seinem Geburtstag, da er sonst keine Freunde hatte, die Kinder Israel einladen, von denen er aus der Religionsstunde erzählt hatte, komisch, dann wurde ich nur ausgelacht.

Ja, und dann kam der Einbruch! So etwas gab es in Kensau auch nicht. Gretel war gerade drei Tage alt, als die hellhörige Mutter es nebenan hörte. Beim Eintritt der Pflegerin sprangen die Diebe aus dem Fenster. Sie hatten aus jedem Bücherregal ein Buch mitgehen lassen: einen Band von "Die Ahnen", einen Band von Fritz Reuter, einen Band von "Schillers Werken" und andere. Mutters schöne und nun so verpfuschte Bibliothek war tagelang aufregendes Gespräch. So raffiniert konnte man unserer Ansicht nach nur in Charlottenburg stehlen.

Auch so gruselige Hunde gab es in Kensau nicht! Die Doggen in Kensau, Tyras und Hektor, waren unsere guten Freunde. Auf dem Land gehört ja ein Hund so gewissermaßen zum Leben dazu: der angekettete treue Hofhund vor seiner Hundehütte, der kluge Schäferhund, der besser als ein Mensch die große Schafherde zusammenzuhalten versteht, die kleinen Fitzkötter vor den Dorfkaten mit ihrem steten Gekläff hinter jedem durchfahrenden Wagen her, und dann in den Gutshäusern die schön gepflegten Haushunde, Doggen, Dobermänner, Pinscher, Leonberger, Bernhardiner — auch wohl ein spirrliger, kahler Windhund oder Spaniel. Aber so ein schwarzes Deibelchen, das uns da plötzlich zwischen die Beine fährt und uns aus großen Augen über der buschigen Schnauze anglotzt, mit vorgekämmter Halskrause und abrasiertem Hintern, nein, so etwas konnte nur eine Großstadt hervorbringen.

Wir brüllten, daß ringsum alle Fenster aufflogen und schämten uns dann wie der harmlose Pudel aus "Spekters Fabeln" (Wer hat hier die Milch genascht?). Aber unser hartes Urteil über solche Verhöhnung der Kreatur blieb: "Spielerei!"

Von der hohen Mauer zur Straße fühlten wir uns immer eingesperrt. Von was sollte sie uns absperren? Von den Kindern der Straße etwa, deren Stimmen wir hier und da herüberschallen hörten? Das wäre gelacht! Murmeln, Bildchen, Spielsachen, Pfennige, alles, was wir nur gerade auftreiben konnten, wurde in hohem Bogen hinüber geworfen und draußen mit Geschrei in Empfang genommen. Natürlich gab es Schelte, aber was hilft das schon, wenn solch ein Trieb über einen kommt? Es war nur der Auftakt zu einer späteren viel größeren Aktion in Kensau. Mauern schienen uns dermaßen gegen den Strich zu gehen, daß wir unseren Freiheitsbegriff irgendwie demonstrieren mußten!

Ja, und dann das letzte Jahr in Charlottenburg! Der große Brand! Rings um das Haus brannte es aus allen Gasleitungen. Mutter, Vater, Tante konnten gerade noch die Kinder aus den Betten reißen, und mitten im kalten Winter stand alles in Nachthemden auf der Straße, die vom Feuer glutheiß war, bis man bei mitleidigen Nachbarn Aufnahme fand.

Als ich am Morgen aufwachte, sah ich Walter neben mir im fremden Bett sitzend mit gefalteten Händen sein Gebet sagen:

"Wie fröhlich bin ich aufgewacht,
wie sanft hab ich geschlafen die Nacht!
Du warst mit deinem Schutz bei mir,
o Vater im Himmel, hab Dank dafür!"

Warum die Herumstehenden — halb lachend, halb weinend — diese alltäglichen Worte so erregt belächelten? Und warum Mutter nur jedes Mal, wenn sie davon als ‚größtem Erlebnis‘ dieser Schreckensnacht erzählte, die Tränen kullerten? Also: nicht der Schrecken, sondern die Beschützung war das Erregende!

Nun war aber auch Schluß mit Charlottenburg. Das "Rote Schlößchen" konnte und wollte Papa nicht wieder aufbauen. Wir blieben in Kensau, und nur um Weihnachten packte Mutter mal wieder alles ein, und es ging zu Großpapa³ in die Mohrenstraße nach Berlin.

Uns kleinen Landgören hatte in der Großstadt, sehr zu Mutters Leidwesen, nichts, aber auch gar nichts imponiert! Und dabei war Charlottenburg damals noch gar nicht so großstädtisch. Berlin galt zwar schon als große Stadt, aber sie bestand im 19. Jahrhundert, und von dieser Zeit berichte ich ja, noch aus lauter kleinen Städtchen, Gemeinden, Dörfern und Gutsbezirken, wie es ja heute noch all die kleinen Dorfkirchen beweisen, in Schmargendorf, Wilmersdorf, Zehlendorf, Dahlem usw., die den Mittelpunkt des Ortes bildeten und heute zum Teil berühmte Sehenswürdigkeiten sind mit ihren oft kostbaren Kunstschätzen damaliger Zeit.

Erst 1920 haben sich dann alle diese Dorfbezirke aus freien Stücken zur Weltstadt "Groß-Berlin" zusammengeschlossen.

³ Die mütterlichen Großeltern (Humbert). Bei Wikipedia finde ich den Unternehmer und Berliner Stadtverordneten Jean Paul Humbert (1766-1831), der etliche Kinder hatte. Einer der Söhne könnte der Großvater gewesen sein. Ich vermute, es war der Rechtsanwalt (und Oberjustizrat) Maurice Humbert *20.Juli 1819 Berlin, +8.März 1897 Berlin. Er war auch Ordentlicher Professor an der Berliner Universität (las dort über Juristische Encyclopädie u. Rechtsphilos., Völkerrecht, Handels- u. Strafrecht).

Jetzt — 1970 — als der 50. Jahrestag der Gründung gefeiert wurde, sagte der Regierende Bürgermeister Schütz in der Kongreßhalle, das Gesetz über die Eingemeindung der 8 Berliner Stadtgemeinden mit 49 Landgemeinden und 27 Gutsbezirken, das die Weltstadt schuf, sei die Basis sowohl für Ost- als auch für West-Berlin! Das gelte trotz aller Unterschiede und trotz der tiefgreifenden, seit Jahren durchgehaltenen radikalen Trennung beider Teile der Stadt.

Wir damals konnten noch durch die Straßen und das Brandenburger Tor gehen ohne das bedrückende Wissen, daß dem damals verwirklichten Einheitsgedanken eine Zukunft folgen würde mit Stacheldraht, Schießbefehl, Mauer und Flüchtlingsjagd.

Von der Friedrichstraße als Hauptstraße prägte man sich die gern gelernten Namen der Nebenstraßen ein:

*"Unter den Linden ... da tanzen die
Behren (Bären) ... sie sprechen
Französisch ... und setzen dem
Mohren ... die
Krone ... auf.
Darüber wurde der
Leipziger
Kraus ... und jagte den
Jäger ... samt
Schützen ... und
Tauben ... zum
Tore (Halleschen) ... hinaus!*

Die Mohrenstraße, in der Großpapa wohnte, schien uns Kindern besonders vornehm. Warum? Ratterte da von der Kanonierstraße her die Droschke eben noch auf dem lauten Steinpflaster, ging sie beim Einbiegen in die schon asphaltierte Mohrenstraße fast lautlos in ein leises Hingleiten über. Das imponierte uns!



Erna Wehr — 12 Jahre

Berlin — "mit dem besten Ruf"

Wenn also nun, Anfang Dezember, die Frage: "Weihnachten" auftauchte, bei Mutter mit der Sehnsucht: "mal wieder in die geliebte Großstadt!", bei Papa: "wie werde ich diese Woche überstehen!" dann freuten wir Kinder uns, wenn endlich, seiner Frau zuliebe, das "Ja" kam. Wir erlebten dann eine ganz andere Mutter: beschwingt, erregt und Weihnachtslieder trällernd.

Die Reiserei mit den drei, dann vier, dann fünf kleinen Kindern ist mir in Erinnerung wie eine gemütliche Kinderstube in dem engen Eisenbahnabteil. Mit Fingerspielen ("dies ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen") oder das Abzählen ("eins-zwei-drei-vier-fünf-sechs-sieben, eine Bauersfrau kocht Rüben"), bei dem, wer übrig blieb, am ehesten sagen konnte: "ich seh', ich seh', was du nicht siehst, es sieht rot aus", oder auch "was bringt die Zeitung" mit Taschentuch zuwerfen: "Befreiung, Verlobung", oder : "ich reise von ... nach ...", verging die Reise wie im Fluge.

Das unentbehrlichste Reiseutensil war ein kleines, braunes Pappmachee-Töpfchen, das auf manchen Stationen dann verschämt ausgeleert werden mußte. Aborte gab es nur außerhalb des Zuges, und man mußte sich immer ein bißchen beeilen, aber Schaffner und Zugführer waren ja so rücksichtsvoll.

Also: Berlin!

Als Erstes der Zahnarzt. Das bißchen Schmerz beim Bohren, pah, was ist das schon für 'ne preußische Landgöre!

Aber das verflixte Fotografieren, als Zweites auf dem Programm, das war schlimm: der Kopf wie im Schraubstock festgestellt, mal so, mal so, gedreht, dann faßt der fiese Kerl einen auch noch an die Schulter, legt einem, hilf Himmel, die Hände brav zusammen! Jetzt kriecht er unter ein schwarzes Tuch, beguckt sein Opfer, springt nochmals vor, ruckt einem das Kinn etwas zurecht — und dann verlangt dies Scheusal noch, man sollte "bitte recht freundlich" aussehen! Wie soll man das denn machen, ohne heuchlerisch zu grinsen?

"Nee, das war nischt für min Vadder sin Dochter." Mutter war verzweifelt, nicht ein einziges freundliches Bild war zu erreichen. Wir sahen immer aus, als ständen wir unmittelbar vor der Hinrichtung. Und das in dem berühmten Atelier Prümm, dem Fotografen mit dem besten Ruf.

Mit dem "besten Ruf" mußte ja bei Mutter alles sein: der Zahnarzt Sürssen, der Augenarzt Silex, von Aschinger die Wiener Würstchen, der Heringsalat von Kempinski, die Pfannkuchen von Schilling und selbstverständlich der Weihnachtspfefferkuchen von Hildebrandt!

Maler und Bildhauer mit dem Namen Hildebrandt gab es viele in Berlin, aber wenn zur Weihnachtszeit von "Hildebrandt" gesprochen wurde, dachte niemand an Bilder und Büsten, sondern nur an kleine blaue oder grüne Paketchen, obenauf ein Pfefferkuchen und ein Strippchen drumherum. Jedes enthielt eine besondere Delikatesse: die Rosennüsse, die länglichen "Fingerchen", die raffinierten "Französischen", die Geduldspätzchen alles Spezialitäten, die es niemals mehr geben wird, denn sämtliche Fabriken, Rezepte und Maschinen sind im zweiten Weltkrieg durch Bomben vernichtet worden. "Thorner Kathrinchen" bekam man in Konitz auch, aber all das andere Bei Hildebrandt wählte man nur die Verkäuferin und sagte ihr, was und wieviel man wollte, dann noch ein paar mohnbestreute Schokoladenplätzchen, und wir durften die weihnachtsumwehten Pakete nach Hause tragen. Auch die knusprigen Hörnchen gibt's nirgends mehr so knusprig! Ebenso wie die Gußzwiebacke, die Walter — nun schon großstadtbewußt — aus der bekannten Bäckerei Schilling holen mußte, und uns Schwestern dabei über den belebten Potsdamer Platz führte, mit all den Pferdebahnen, Droschken, Bierwagen und Bimmel-Bolle-Milchverkaufswagen. Wir staunten: wie sicher doch und zielbewußt der Herr mit dem Spazierstock durch das Gewirr von Fuhrwerken ging und die Dame mit dem Sonnenschirm! Für uns blieb es ein "schlimmer Damm".

Wie der "Hildebrandtpfefferkuchen" zum Weihnachtsfest gehörte, so natürlich auch der Karpfen in Bier zu Silvester: "Minna, nur nicht zu wenig Fischkuchen zum sämig machen!" Das echte Braunbier und der Braunschweiger Honigkuchen zu diesem traditionellen Gericht waren in Kensau schwer zu bekommen, dafür waren aber die Bratäpfel dort viel schöner und echter. Ich höre sie noch in der Ofenröhre brutzeln — in der "Schmökerecke".

Auch der dazugehörige Schnee wurde in Berlin immer gleich fortgekehrt von den Straßenfegern, die wir vom Fenster aus beobachteten und — beneideten: mit Besen und Schaufel in der Hand mit einem Griff die Straße sauberzuhalten, schien mir ein absolut erstrebenswerter Beruf! (Noch heute kümmere ich mich gern selbst um die "Visitenkarte des Hauses"!)

Ein Ruhepol in all dem Wirrwarr der Straßen, das im Vergleich zu heute doch noch richtig behaglich war, waren die guten alten Droschken, die da fast an jeder zweiten Straßenecke geruhsam warteten. Trat man an das verummelte, vor sich hindösende Männeken heran, kletterte es eilfertig heraus, zog seinem verschlafenen Liebling die schäbige Pferddecke vom Rücken, und nach einem liebevollem Klaps auf den Hintern: "Na, Lotteken, wach uff, et sitzt wer drin!"

stellte Lotte ihr ausruhend eingeknicktes Bein zu den drei übrigen, und man zottelte durch die Straßen.

Auch ein Peitschenknallen unseres Pubanz von Kensau hätte solch klappriges Gäulchen nicht zu schnellerem Tempo ermuntern können! Spotten tat man damals auch schon, wenn man sang:

"Es fährt sich sehr gemütlich
in der Pferdebahn:
das eine Pferd das zieht nicht,
das andere ist lahm."

Wie oft habe ich in meinen späteren Berliner Zeiten Umwege fahren lassen, um meinen armseligen Droschkenkutscherfreunden noch ein paar Groschen Verdienst zu schaffen.



Nun aber: Gsellius!

Zu den Weihnachtstagen in Kensau ließ sich Mutter alljährlich eine Auswahlendung Bücher kommen, die dann in der köstlich weihnachtlichen Schmökerecke durchlebt wurden.

In Berlin wurde so bald wie möglich ein Besuch drüben in dem geliebten Buchladen gemacht. Ein suchender Blick: "Wo ist denn der kleine alte Herr mit dem großen Hörrohr?", Herr Scheringer hieß er. Der wußte wirklich alles! Er zog aus den längsten Regalen mit einem Griff das richtige Buch heraus. Als die Firma Gsellius in die Mohren- Ecke Friedrichstraße umgezogen war, schrieb die "Tante Voß", die Vossische Zeitung 1887: " ... und das Geschäft blüht noch heute so, daß man mit ziemlicher Sicherheit damit rechnen kann, ein Buch, das man in anderen Geschäften vergeblich gesucht hat, dort vorrätig zu finden."

Diese berühmteste und bekannteste Berliner Buchhandlung⁴, ist bei dem furchtbaren Bombenangriff im Februar 1944, der fast die gesamte Luisen- und Friedrichstraße in ein Flammenmeer verwandelte, ein Opfer des Krieges geworden.

⁴ seit 1737

Wenn wir die Friedrichstraße raufbummelten bis zur Lindenpassage⁵, dieser glasbedeckten, haushohen Ladenstraße, gab es ja — neben den merkwürdigsten Auslagen von Bernstein- und Elfenbeinschmuck — auch Buchläden, aber ganz andere Bücher gab es da als bei Gsellius: "astrologische Jahrbücher, Sittenromane, erotische Schriften, —" an denen Mutter schnurstracks vorüberging.

"Castans Panoptikum" mit dem Wachsfigurenkabinett, diese große Attraktion, mußte jeder — ob Berliner oder Provinzler — auch gesehen haben! Lebensgroß und naturgetreu nachgebildet, konnte man historische Gestalten bewundern, bis man davon ganz hintersinnig wurde. Unheimlicher Spuk! Gustel tippte einem versonnen dastehenden Besucher, den sie für Moltke in Wachs hielt, auf die Schulter und fragte: "Bist du nun was Lebendiges?" Sie fuhr erschrocken zurück, als er sich lachend umdrehte: "Jawohl, das bin ich!" und sie an den Zöpfen zog.

Viele berühmte Namen aus Kunst, Theater und Musik hörten wir von Mutter, mit denen sie vertraut war — eine geistige Welt, die uns Kindern noch sehr fern lag. Sie sprach von Clara Schumann, der Schulze-Asten, Siegfried Ochs, dem Begründer des Philharmonischen Chors, vom Bildhauer Reinhold Begas, dem Schöpfer des Denkmals von Kaiser Wilhelm I. vor dem Schloß und dem Bismarck-Denkmal vor dem Reichstag. Auch das Denkmal unserer Königin Luise und Friedrichs des Großen von Christian Rauch wurde uns gezeigt. Thorwaldsen's "Segnender Christus" war damals berühmt, und man unterhielt sich über den Maler Kaulbach, über Bettina von Arnim, Clemens Brentano, Paul Heise, die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, den Historiker Leopold von Ranke und andere große Persönlichkeiten der Zeit.

Felix Mendelssohn-Bartholdys "Lieder ohne Worte" wurden meine Lieblingsstücke in der Klavierstunde. Wir wußten auch, daß dieser bedeutende Komponist und Dirigent 1829 die damals völlig unbekannt und fast vergessene "Matthäus-Passion" von Bach in der Singakademie aufführte und damit zu neuem Leben erweckt hatte.

Aber wenn Mutters Lieblingstante Liese immer wieder neben den Namen von Oppenheim, Frau von Simson und anderen, den Namen Frau von Mendelssohn nannte, handelte es sich meist um Wohltätigkeitsveranstaltungen, gesellschaftliche Beziehungen und Ähnliches.

Bei den Gesellschaften von Heyls, Onkel Herrmann war Generaldirektor der Deutschen Bank, fehlten die reichen Bankiersfamilien nie.

⁵ <https://de.wikipedia.org/wiki/Kaisergalerie>

"Bankier?" Gibt es das heute überhaupt noch? Sagt man da nicht gleich "Millionär"? So weit ich sehe, spielt heute das Geld eine ganz andere Rolle. Damals war es eine Welt für sich, die sich um Familien wie die Mendelssohns bildete und immer weitere Kreise zog. Es war ein eigentümliches Leben, das da mit allen schönen Künsten und Wissenschaften glänzte. Das Geld, so schien es, stand beschämt im Hintergrund. Man benutzte es zur "Wohltätigkeit", davon zu reden, war nicht standesgemäß, und wer Fabrikant war oder gar einen "offenen Laden" hatte, war völlig undiskutabel.

Nun, das ging uns Kinder noch nichts an. Für uns war das aus dem "Wunderknäuel" ausgestrickte 50 Pfennig-Stück der Reichtum, der es uns, nach langem Überlegen vor dem glitzernden Allerleiladen von "Hoppenworth" da neben "Gsellius", in dem Mutter noch immer einkaufte, ermöglichte, das entzückende Porzellan-Dackelchen zu erstehen, das wir unserer Ida schenkten, weil sie solch Heimweh hatte!

Der Höhepunkt in Berlin war allemal das Historische Eckfenster. Punkt 12 Uhr zog Unter den Linden vorm Schloß die Wache auf. "Schon 1/2 12?" Nun aber hoppla — vielmehr: dalli, dalli! (Wie wir in deutsch-polnischer Gewöhnung sagten.) Diese phantastische Wach-Ablösung vorm Zeughaus mit ihrem schneidigen Drill durfte man einfach nicht verpassen! Eine erwartungsvolle Menschenmenge starrte zum Schloß. Es war prickelnd wie vor der Weihnachtsbescherung.

Da — da: Am Eckfenster — ja, die Gardine bewegt sich. Das greise Gesicht Kaiser Wilhelms I. mit weißem Backenbart erscheint, und er grüßt in die begeistert losjubelnde Menge! Wir Landkinder erlebten ein Stück Geschichte! Und wie erlebten wir sie!

Nun noch eine letzte Erinnerung an Berlin, dieses Mal im Sommer. Eines schönen Tages im Juni kommt Mutter in Kensau mit leuchtenden Augen ins Kinderzimmer: "Denkt mal, ich bin eingeladen zu Else Heyl's Hochzeit, — und ihr mit! Du, Erna sollst sogar etwas aufführen. Es wird eine Riesenhochzeit!"

Na ja, die einzige Tochter des Generaldirektors der Deutschen Bank heiratete aufs Land, und in einer Kinderaufführung sollte ich — o Wonne — als Schweinehirtin mitwirken.

"Wird das denn gehen? Was machen denn deine Halsschmerzen?" fragte Mutter. "Wenn du noch immer so heiser sprichst, muß dann eben Gustel"

Trotz des Ableugnens und heimlichen Strumpf-um-den-Hals-wickeln wurde dann aber in Berlin das eitrig Halsgeschwür für "morgen reif zum Aufschneiden" erklärt.

Draußen schien die Sonne. Walter, nun schon Schüler des Französischen Gymnasiums, ganz städtisch geworden, schlug einen Bummel durch die Friedrich-straße vor, bis zum Panoptikum mit seinem Irrgarten.

Er kaufte uns für 10 Pfg. eine Tüte Kirschen. "Vielleicht helfen die deinem Hals", meinte er. Ich konnte doch aber kaum schlucken. Mir kam eine Idee: ein Geschwür, das "reif" ist, braucht doch nur einen Anstoß, um aufzugehen! Mir graute vor dem Schneiden morgen. Mit geradezu wollüstigen Schmerzen verschlang ich also die harten Kirschen mitsamt den Kernen. Gustel spuckte sie auf die Straße.

"Das gehört sich nicht", schnauzte der gesittete Bruder. Er kritisierte seine Schwestern in allem: "Geh' nicht so einwärts mit dem linken Fuß!" — "Schlenkere doch nicht so mit den Armen!" — "Du gehst krumm wie ein Fiedelbogen!" — "Mit so schlacksigen Schwestern will ich nicht gesehen werden!" So ging es dauernd, auch im Haus: "Steht doch nicht so dämlich da mit verschränkten Armen! Die Schwestern von Max Thirichsens, die haben immer was vor mit ihren Händen, eine Häkelei oder ein Strickzeug!"

Ich erinnere mich nicht, daß wir abweisend sagten: Ist doch egal! Nörgele nicht an uns rum — oder so. Jedenfalls im späteren Leben haben wir's ihm alle gedankt, daß er uns durch seine Nörgelei und Pedanterie angehalten hat, Herr zu werden über Schlappeheit und Weichlichkeit. Sich nicht "gehen lassen", stramme Haltung, das war Ehrensache und wohl ein Stückchen der heute so verpönten "preußischen Zucht".

Von damals weiß ich nur noch, daß ich mir, nach Hause gekommen, mit dem Finger tief in den Hals faßte, den ganzen Mund voller Eiter hatte und Dr. Vollborth mir kopfschüttelnd erlaubte, zur Hochzeit zu gehen, falls ich mich "so" fühlte.

Ich sagte auch brav mein Verschen, streikte nur — leider ohne Erfolg — als ich geschminkt werden sollte. "Das geht im ganzen Leben nicht wieder ab!" prophezeite Walter. "Ich habe gehört, selbst Wasser nützt da nichts, im Gegenteil, wäschst du dich, bleibt's erst recht dran. Schminke ist echt!" Was, um's Himmels Willen, kein Wasser? Unecht rumlaufen, mein Leben lang?

Diese meine erste Bekanntschaft mit dem Make-up verdarb mir den ganzen Polterabend, denn auch die Beruhigung irgend einer Tante, wenn ich es mir gleich am Abend mit Butter abwischte, ginge es ab, half nicht viel: wenn Walter uns nach Hause brachte, kamen Mutter und Tante Rose noch lange nicht. Minna und

Marie würden schlafen. Wie, um alles in der Welt, sollte man an die Butter herankommen? Und heulen konnte man auch nicht mal: das wäre ja wieder Wasser. Gustel und Walter hatten auf dem Nachhauseweg das tiefste Mitleid mit ihrer so verschandelten Schwester.

Nein, nein, nur schnell zurück nach Kensau, wo alles natürlich und ohne jede Schminke war!

Mutter hatte dann ja auch genug von ihrer großen Humbert- und Wolff-durchsetzten Heyl'schen Familie, die sie öfters mal lächelnd kritisierte: "Getrennt — mir heilig! Vereint — abscheulich!" und lebte wieder gern in ihrer Kinderstubenatmosphäre.

Das "Muß" in einem

In einer Tagebuch-Aufzeichnung steht über der Berliner Zeit:

Papa — dem biedereren "Landjunker" — lag diese Art Geselligkeit gar nicht. Er ging lieber in den damals berühmten "Circus Renz", wo man sich über die einzigartigen Pferdedressuren freuen und über den "Dummen August" totlachen konnte. Und als Mutter Silvester mit uns in die Kirche, Papa aber in den Zirkus wollte, da fand ich es unbedingt schöner, freigewachsene Pferde zu sehen, als eine zusammengeschnürte Seele zu empfinden. Aber auch der Zirkus hinterließ ein unbefriedigtes Gefühl. Nein, am letzten Tag im Jahr soll man sowas nicht machen. Da ist Gott erst recht nicht.

Ja, wo hatte die eben acht jährige Erna denn "Gott" zu finden gedacht?

Es war Heilig Abend gewesen. Die Dreifaltigkeitsglocken hatten geläutet. Mutter hatte es uns freigestellt, vor der Bescherung mit ihr in die Kirche zu kommen. Ja, zum ersten Mal in einer Kirche! Gott unsere Heilig-Abend-Gedanken bringen, mit anderen Menschen zusammen—, ein heiliger Schauer hatte mich erfüllt!

Es war voll, wir standen im Gang. Die Orgel brauste, die Menschen sangen, der Pastor sprach. Aber es rauschte alles über mich weg. Ich spürte nichts von Gott, nichts von Jesus, nichts von Freude. Ich fühlte nur eine große Leere.

Daher also am Silvesterabend die Furcht vor der eingeschnürten Seele und die Freude an freigewachsenen Pferden.

Vielleicht kamen mir auch — unbewußt — Liesels Worte in den Sinn: "So viele Menschen, so viele Menschen!", die das schüchterne Mädchen, ihre Hände vor

das Gesicht haltend, weinend ausrief, wenn Großpapa und Tante Rose uns am Bahnhof Friedrichstraße abholten.

Auch mir ging es ja ähnlich. Wenn in der Bahn die ersten Häuser und Lichter von Berlin auftauchten, empfand ich als Kind wohl noch so etwas wie freudige Erregung, später aber jedes Mal von neuem ein beklemmendes Gefühl von einengender Besitznahme der Persönlichkeit in irgendeine wirbelnde Maschinerie, der man sich machtlos ausgeliefert sah.

Liesel. Merkwürdig, die letzten Worte dieses menschscheuen kleinen Mädchens, bevor es die Augen für immer schloß, waren: "Grüßt alle Menschen! Und alle meine Sachen schenke ich euch!" Wie konnte sie solche Worte sagen, wenn sie nicht schon mit der Ewigkeit in Verbindung gewesen wäre?

Es war das erste Mal, daß das Leid in unsere Kindheit trat. Ein trüber Novembertag machte uns in unserer Kinderglückseligkeit nichts aus, aber diese Novembertage waren düster! Liesel wollte nicht mit uns spielen, Mutter sah sorgenvoll aus, auch unser lieber Doktor Vossius, der nach tagelangem Warten endlich kam.

Wir haben damals Fräulein Singer, unserer ersten Erzieherin, ihre Aufgabe, uns zu beschäftigen, nicht leicht gemacht. O, wie ich es haßte, dieses Spiel, das mit Hingabe gespielt werden sollte: "Allah ist groß!" (feierliche Verbeugung) "und Mohammed, und Mohammed ist sein Prophet!" (wildes Herumgetanze). Wie eine Entheiligung erschien es mir: Allah war doch bestimmt etwas Anbetungswürdiges — und darüber sollten wir Spottlieder singen? Ich wurde ungezogen, wurde gescholten und schlich mich schließlich ins dunkle Nebenzimmer. Weinend fand mich Mutter in der Ecke und hörte entsetzt meine Frage: "Wird Lieselchen sterben?"

Meiner flehentlichen Bitte, mich zu ihr zu lassen, gab sie aber nicht nach: "Auf keinen Fall! Diphtherie ist ansteckend!" Ich wollte wohl auch gehorsam sein, aber ich konnte nicht! Als unsere Betten nach oben getragen wurden, die Türen offen standen und Liesel "Enna" rief, war ich bei ihr. "Enna", sagte sie — ich höre es noch heute —, "du bist so lieb, du kannst so schön 'pielen. Piel mir doch mal: *Morgen muß ich fort von hier!*", und sie legte die ach so heißen Ärmchen um meinen Hals. — "Das kann ich noch nicht," sagte ich, und eine beklemmende Angst überfiel mich.

"Doch", beharrte sie, mich streichelnd. "Ich möchte' so dem!" — "Aber du muß nicht fort von hier," sagte ich. "Ich spiel lieber *Freut euch des Lebens*, das kann ich." Liesel: "Nein, bitte, bitte: *Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen ...* "

Schluchzend, Arm in Arm, fand uns die entsetzte Mutter. Liesel gab keine Ruhe. Mit Mutters Hilfe — ich empfand das wehe Mutterherz fast physisch — tippte ich nebenan unter stetig rollenden Tränen das entsetzliche Lied.⁶ Wie ein Verbrecher kam ich mir vor, als mir von allen Seiten vorgehalten wurde, nun womöglich alle anderen angesteckt zu haben. Ich hätte auch jede Strafe für meinen Ungehorsam gerecht gefunden, aber ich konnte und konnte keine Reue empfinden. Eine bisher unbekannte Macht — ein inneres Müssen — schien mir über jedem Menschenbefehl zu stehen.

"Ich mußte doch aber!" rief ich immer wieder.

Die Berechtigung, solch einem "Muß" nachzugeben, habe ich in meinem späteren Leben noch oft erfahren.

Am Tage darauf starb unser Schwesterchen. Daß ich ihr den letzten Wunsch erfüllt hatte, war mir in meinem unfäßbaren Kinderschmerz ein Trost.

Wir blieben alle gesund.

Ich weiß noch genau, wie Wochen später, in einer Religionsstunde, als Fräulein uns im Anschluß an eine Geschichte den Spruch sagte: "Wen der Herr lieb hat, den strafet er, weil er Wohlgefallen an ihm haben will, wie der Vater am Sohne", mich plötzlich eine Sehnsucht überkam, von Gott gestraft zu werden, um zu spüren, daß ich ihm nicht gleichgültig sei.

"Uns mag denn Gott wohl nicht leiden," sagte ich. "Uns geht es doch immer so gut." Darauf Fräulein: "Hat er euch nicht euer Lieselchen genommen? "

Eine helle Antwort auf alle Fragen nach dem "Warum": Weil er uns lieb hat! Nicht gleichgültig sind wir ihm! Im Leiden liegt mehr als Leid.

Jahre hindurch hat sich bei mir die Vorstellung festgesetzt, daß diejenigen bevorzugt sind, die Gott eines Leides würdigt, das ihnen zum Segen wird.

Das Treppe-Erlebnis

In dieselbe Zeit gehört noch ein Erlebnis, das ich — nun schon 18-jährig — zu Papier brachte, als wir in meiner Pestalozzi-Fröbel-Haus-Zeit in der "Erziehungslehre"-Stunde die Aufgabe bekamen, eine eindrucksvolle Erinnerung an die früheste Kindheit zu beschreiben.

Wir saßen alle im Kinderzimmer um die Hängelampe. Ich mag ungefähr sieben Jahre alt gewesen sein. Mutter schickte mich die dunkle Bodentreppe hinauf, aus

⁶ Text aus *Des Knaben Wunderhorn*, Komposition Friedrich Silcher.

dem Wandschrank ein Zusammensetzspiel zu holen. Ich hatte Angst, allein zu gehen, schämte mich aber, es zu sagen. "Huh, wie dunkel!" Ich wartete.

Da kam unser Mädchen Ida die Küchentreppe herauf und ich bat sie, mitzugehen. Sie nahm meine Hand. "Hast du nicht auch Angst, im Dunklen allein zu gehen?" fragte ich sie. "Angst?" — unvergeßlich ist mir der Ton ihrer Stimme — "Angst, nein! Ich denke im Dunklen immer: *Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir.*"

Ich wußte schon genug, um zu merken, was und wen sie damit meinte und mit einer Gewalt, die ich nicht für möglich halten würde, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte, überkam mich bei des Mädchens Worten das plötzliche Gefühl eines Geborgenseins, einer Sicherheit und Kraft, daß ich ihre Hand los ließ und sagte, ich könne nun allein gehen.

Vor meinen Augen stand ein dunkles Tal, in dem es doch noch schauriger sein mußte wie hier auf der Treppe, und ich sah deutlich eine Gestalt vor mir, die so licht war, daß sie im allerdunkelsten Dunkel leuchten und schützen konnte. War mir doch Idas Sicherheit und Furchtlosigkeit Beweis einer solchen schützenden Macht. Alle Furcht war weg. Ich fand es nicht mehr dunkel — hell war es um mich. Nein, nicht um mich, sondern in mir! Merkwürdigerweise verlegte ich das dunkle, schaurige Tal in mein eigenes Innere, wie auch die Fähigkeit, mich mit hingebendem Vertrauen an die Hand nehmen zu lassen — nicht von Ida — sondern von einem, den ich erkannte. Von da ab konnte ich durch dunkle Stuben und Böden, durch stockfinstere Nacht im Garten und auf Straßen gehen, ohne auch nur das geringste Gefühl von Angst zu spüren. Und das ist geblieben bis auf den heutigen Tag.

Der "Onkel Doktor"

Selbst bei mit kuhwarmer Milch großgezogenen Kindern gibt es zuweilen gesundheitliche Probleme. Zwar hatte Mutter mit unendlicher Geduld und Pädagogik Walters (wohl ererbtes) "Wegbleiben"⁷ erfolgreich bekämpft, aber keine Pädagogik half bei Gustels maßlosem Bock beim Essen! Der Spinat wurde vom Mittag zum Kaffee, vom Kaffee zum Abend in der Ofenröhre warmgehalten, bis er endlich gegessen wurde. Und wenn Ernas abnorme Gelüste, sich Kalk aus der Ofenritze zu kratzen, rohe Eierschalen und Maulwurfserde zu kauen, sowie ihr unerweckbares Schlafen bei jeder kleinen Unpäßlichkeit doch

⁷ unklar.

mal zu bedenklich schienen, dann wurde eines Tages der gute "Onkel Doktor" aus Zempelburg geholt.

"Geholt" — das klingt so einfach. Gar nicht einfach war das! Ein bis zwei Tage mußten dazu die Pferde im Stall stehen, denn drei Stunden hin und drei Stunden zurück kostete Pferdekraft. Kam der Doktor dann am nächsten oder übernächsten Tag (bei Lieselchen war es zu spät), dann war bei leichteren Fällen der kleine Patient oft schon wieder obenauf und konnte durchs Haus schreien: "Er kommt, der Onkel Doktor kommt!" Dann gab es nur eine erquickliche Plauderstube bei Kaffee oder Bouillon mit diesem Unikum von Hausarzt.

Alle heutigen Ärzte mit dem Professorenblick oder der wissenden sachlichen Miene bei ihrer Diagnose schrumpfen in meinen Augen zusammen, wenn ich an den von innen erhellten Blick dieser begnadeten Persönlichkeit denke, dem das Wissen um den Menschen einfach auf der Stirn geschrieben stand. Trat das behäbige Männchen, "Gestalt" klänge zu ungemütlich, in die Haustür, war es, als sei ein heiteres Geistchen mit ihm hereingekommen. Mantel, Pelz, oder Mütze flogen in die Luft, respektive in die Arme von Otilie oder Emma oder Ida, ein Recken und Strecken der vom Fahren steif gewordenen Glieder, und schon war das ganze Entree mit der herbeigeeilten Familie erfüllt von einer humorvollen Gemütlichkeit. Alle verhaßten Sorgen um die Gesundheit flogen davon.

Von wegen dem Spinat: "Hunger ist der beste Koch. Den braucht die Gustel!"

Von wegen Abnormitäten: "Lassen Sie se man. Die sucht sich selbst, was se braucht: Kalk, Kieselerde, Schlaf. Vertrauen Sie dem Instinkt gesunder Kinder!"

Und zu der über die Maulwurfserde bedenklichen Tante gewandt: "Freun Se sich doch: Wenn Kinder nicht dreckige Hände haben, sind se krank."

Das, was er später mal der 12-jährigen bei den der Mutter unerklärlichen Leibschmerzen vom "Heranreifen zur jungen Dame" sagte, und wie er es sagte, das war Biologie und Aufklärung in Vollendung, gepaart mit seelsorgerlicher Einfühlung in Mädchengefühle und Richtschnur zu bleibender Gesundheit in kritischen Tagen, ohne jegliche Tabletten, ohne Medizin!

Medizin? Gab es so etwas überhaupt? Heiße Milch mit Selterwasser, Strumpf um den Hals, Kamillentee, Schwitzen, mal einen Löffel Rizinusöl ("Runter mits Jift!" ermahnte man sich zur Tapferkeit) — das war aber auch alles! Mein späterer Mann neckte mich immer damit, daß ich nichts weiter in die Ehe gebracht hätte als Rizinusöl und Natron.

Die damaligen Hausärzte waren wirklich geliebte "Onkel Doktors", für Körper, Seele und Geist. Kein Wunder, daß Mutter von dem schneller erreichbaren Tucheler Arzt nichts wissen wollte. Er war meist betrunken. Und daß er einem

Jungen mal statt des gebrochenen Armes den gesunden in Gips gelegt hatte, empfahl ihn ja auch nicht gerade.

So, der Onkel Doktor ist weg, die Puppen zu Bett gebracht, und wir sitzen am Tisch unter der Hängelampe. Die Tuschbogen sind verschmiert. Einer nimmt brav das Strickzeug, um aus dem Wunderknäuel⁸ noch etwas rauszustricken, der andere liest aus "Land- und Seebilder" oder "Gumal und Lina. Das Leben zweier Kinder auf einer einsamen Insel."⁹ Oh, daraus läßt sich herrlich etwas darstellen: Schnell noch ein bisserl Theater spielen!

Wir stellten ja alles dar, auch aus "Herzblättchens Zeitvertreib", "Struwelpeter" und anderen Büchern. "Max und Moritz" — nein, das liebte Mutter nicht, welch grausiges Vorbild!

Da raste auch schon die Uhr ihr 1-2-3-4-5-6-7 herunter, und Ida erschien mit der Abendsuppe. Dazu — heutige Jugend höre — lösten wir dann unsere dicken Zöpfe und nahmen ein Band mit Schleife ums Haar, damit es uns nicht in die Suppe stipte und die Augen frei blieben. So kamen wir uns enorm gelöst und kulturbewußt vor.

Die Abendsuppe war "Klütersuppe", die es allerorten gab: Roggenmehl zu "Klütern" gerieben und in Milch gekocht. Sie gehörte einfach zu der anspruchslosigkeit der preußischen Landwirte. Papa beurteilte die jeweilige Mamsell danach, ob sie die Suppe "richtig" zu kochen verstand oder nicht. Korn in jeder Form, sei es Brot, sei es Grütze, oder Klütern, das war und ist die Grundnahrung der Landbevölkerung, oft mühsam genug erarbeitet und gerade deswegen heilig gehalten. Als Prinzip richtiger Ernährung galt:

Morgens: Wie ein König! (Papa bekam sein Ei)

Mittags: Wie ein Bürger.

Abends: Wie ein Bettler. (Also Klütern)

Gemeinsame Mahlzeiten gehörten damals so selbstverständlich zur Tagesordnung, wie es heutzutage die schnelle Abfertigung je nach Zeit und Bedarf ist.

Speisung wurde noch als Feier empfunden. Es war eigentlich nie Sache des Geldes. Das einfachste Mahl kann Genuß sein, wenn wir — nach Luther — "mit Danksagung empfahn unser täglich Brot."

⁸ "Das ist nicht etwa ein gewöhnliches Knäuel, nein – das ist ein Wunderknäuel; jedes kleine Mädchen, das schlecht strickt, lernt an solchem Knäuel ganz prächtig stricken, denn wenn das fleißige, kleine Mädchen das Knäuel aufgearbeitet hat, dann ist zur Belohnung ein schönes Geschenk darin verborgen." Else Ury: WAS DAS SONNTAGSKIND ERLAUSCHT

⁹ Kaspar Friedrich Lossius (1753-1817)



Die alte Reisekutsche und Feldromantik

Aber nun mal raus aus diesem Winteridyll der Kinderstube. Hoch romantisch für unsere Phantasieausflüge in die Vergangenheit der Ahnenwelt (und nicht so leicht zu entweihen wie die Ständeuniform) war Urgroßvaters Reisekutsche!

Da standen in der Remise neben dem Pferdestall alle die Fahrgelegenheiten: der leichte Jagdwagen, die Britschke für das Feld, der schwere Landauer zu den Besuchsfahrten, der "Zuwagen", wie wir das Coupé nannten, mit dem wir zu Weihnachtsbesorgungen die zwei Stunden nach Konitz durchstanden, falls es nicht mit dem Schlitten ging. Sie alle interessierten uns höchstens, wenn sie so standen, daß man auf der Deichsel schön wippen konnte, was der alte Ignaz und später der Pubanz gar nicht gern sahen!

Aber da— da hinten in dunkelster Ecke, da stand verstaubt und vergessen die für unsere Kindergemüter geradezu märchenhafte Reisekutsche unseres Urgroßvaters Daniel Wehr! Anno 1780!¹⁰

Obwohl die nächste Generation ja schon die erste Eisenbahn erlebte, war Großvater Wilhelm Wehr noch zur Kaiserkrönung Wilhelm I. am 18. Januar 1871 mit dieser Kutsche nach Berlin gefahren, wozu tagelang vorher ein Gespann Pferde nach Schneidemühl und eins nach Küstrin vorgeschickt werden mußten.

¹⁰ Abbildung zur Neuausgabe 2023, nicht die Wehr'sche Kutsche.

Der alte Ignaz hat es nach Mutters Erzählungen kaum überlebt, dieses Gewühle da in Berlin "Unter den Linden". Nur Schritt konnte er fahren — und dazu unsere feurigen Fuchse! Wie konnten sie das ständige "Halt!" der Polizisten begreifen, die Stauungen von Pferdebahn und Droschken, das Glitzern und Funkeln der erstmaligen Illumination der großen Kaufhäuser von Rudolf Herzog, Grünfeld, Gerson, die Lichter an allen Fenstern!?

Der arme Ignaz, der so stolz von seiner Berlinfahrt und der Krönungsfeier hatte erzählen wollen, konnte nur entsetzt schildern, wie er seine Schutzbefohlenen, die heimatgewohnten, hätte beruhigen müssen, weil sie vor allem und jedem scheuten. Von den dumm dahintrottenden "Droschken-Gäulen" sprach er voll tiefster Verachtung.

Ich sehe noch sein verhutzeltes Gesicht, wenn wir da in der alten Kutsche herumkletterten. Sie war geräumig wie eine gute Stube mit seitlichen Taschen und Schüben überall, wo lauter Bettzeug und Kledagen, Hüte und Vorräte und wer weiß, was noch alles, untergebracht werden konnte.

"Und der Haken oben an der Decke, Ignaz, wozu ist der? " — "Nu, for't Vogelbauer! Meent ihr, die Fru hätt ihren Vogel tu Hus gelassen? Auch Hund und Katz konnt mit."

"Alles in sonem kleinen Raum zusammen? " — "Na wat," er schüttelt sein weißes Haupt, und der Blick aus den alten Augen scheint weit zurückzusehen, "in der Arche Noah war doch noch velle mehr Kroppzeug tausammen — he?"

Wir stellten uns dies uralte Männchen hoch oben auf dem Kutschbock vor: daß ein Kutscher, noch dazu im betreßten Tuchrock, etwas vom Herrscher an sich hat, wenn er von oben herab die schwierigsten Gäule befehligt, das war ja klar! Und unsere Ahnen hatten ihm einen solchen Thron gebaut: Ganz hoch oben, denn unter ihm waren die Säcke Hafer für die Pferde untergebracht, erhob sich ein Schilderhäuschen mit dem Sitz für den Pferdebeherrscher! Ein Schilderhäuschen ist an sich schon etwas Imposantes, Königliches. Und nun gar eins auf dem Kutschbock unseres Wagens!

Als wir 1968 im Fernsehen die goldene Kutsche der holländischen Kronprinzessin Beatrix bestaunten, stellte ich eine entfernte Ähnlichkeit mit unserem historischen Vehikel fest: rechts vom Sitz, ja, da war auch das tiefe Rohr als Behälter für die Peitsche, die der betreßte Kutscher in der Hand hält. Eine Peitsche, die über vier, ja — auch sechs oder acht Pferde hinweg knallen konnte — richtig knallen!

Kinderleuts, das mach heute mal einer nach! Wenn Pubanz, der Nachfolger vom alten Ignaz, gut gelaunt war, hat er's uns wohl mal vorgemacht mit der kleinen

Peitsche, mit der er bei unseren Fahrten auf das Feld die lästigen Bremsen vom Rücken der Pferde wegstrich.

Ob die pompösen Bierkutscher von Engelhardt und Schultheiss auf dem alljährlichen Reit- und Springturnier in der Deutschlandhalle es noch fertigbrächten, über ihre drei oder vier Gespanne die Peitschen so knallen zu lassen?

Aber die Romantik ist noch nicht ein für allemal verschwunden: Eine 100-jährige Schweizer Postkutsche mit echten Pferdestärken in Berlin machte einmal temperamentvollen Autofahrern Konkurrenz. Friedfertig hält der 68-jährige Fritz Dorpahl aus dem Wedding die lange Peitsche in der Hand. Sein Vater soll herrschaftlicher Kutscher gewesen sein. Der hat bestimmt noch knallen können!

Ob unsere Ahnenkutsche in einem Museum gelandet ist oder ob sie als platzraubend dem Vernichtungsbeil zum Opfer fiel, das weiß ich nicht mehr. Eines Tages war sie verschwunden und mit ihr unsere Kindertraumreisen. Aber der Wunsch, in einem "Wohnwagen" in aller Beschaulichkeit durch Gottes schöne Welt zu traben, der ist mir bis ins hohe Alter geblieben und könnte ja heute sogar in Erfüllung gehen.

Wir lernten damals auf unserem Weidenbaum an der Pumpe das Gedicht von Lenau "Der Postillon":

"Wald und Flur in schnellem Flug
kaum begrüßt — gemieden.
Und vorbei in Sturmesflug
schwand der Dörfer Frieden!"

Sturmesflug? Damals? In einer Kutsche? Wo ist der Dichter, der heute die großartige Autobahn bedichtet, die schnurgerade "drum herum" führt um Wald und Flur und der "Dörfer Frieden"?! Das alles kriegt man gar nicht mehr mit heutzutage. Leider.

Leider? Ja, Großmutter, möchtest du etwa jetzt noch auf staubigen Wegen zotteln, wo die Räder im Sand mahlen oder über Feldsteine holpern? Nein, aber ich möchte sie nicht missen in meinen Gedanken, diese Fahrten durch Feld und Wald, durch Moor und Heide und Wiesen mit Klee und Zittergras und Heuduft, über klapprige Holzbrücken, die dumpf stöhnten unter den Hufen der Pferde, vorbei an kleinen Dorfkaten mit dem Dunghaufen seitlings, auf denen Hühner pickten und barfüßige Dorfgören knicksten. Ich möchte sie nicht missen, die Stille, die über der Landschaft lag, wenn vom See her der Nebel aufstieg und die heimkehrenden Kuh- und Schafherden den Feierabend ankündigten.

Wohl war es uns manchmal langweilig, wenn Papa gar zu lange halten ließ, um die Leute auf dem Felde bei der Arbeit zu beobachten und mit dem Inspektor verhandelte. Aber wenn er den Wagen mal halten ließ, da, wo die Leute nicht gerade Kartoffeln hackten oder pflügten, wenn er lange, lange wortlos hinaus — oder sagen wir lieber hineinschaute in die Ebene, die sich so eintönig und schmucklos ohne Baum und Strauch ausbreitete bis hin zum Horizont zu einer ewigen Weite, dann war es mir merkwürdigerweise nicht langweilig. Ich sehnte mich nicht nach Puppenspiel oder Buch, nein, es schien mir etwas auf uns zuzukommen aus einer anderen Welt, eine Empfindung, die einen gewissermaßen loslöste, irgendwie von etwas befreite. Angesichts der demütig wartenden Ackerscholle ist mir — unerklärbar — der Begriff "Freiheit" aufgegangen.

"Auf den Bergen liegt Freiheit", so heißt es. Ja, sicher. Aber in der lichten Weite ist sie erst recht. Und der Blick ohne jede Begrenzung, jede Form, jedes Ziel schenkt ein Stückchen Unendlichkeit, wie es sonst nur das Meer noch tun kann.

Die Pferde schnauften ungeduldig. "Fahr zu," sagte Papa. Pubanz schnalzte, hob die Peitsche, die Pferde zogen an und — wie aus langer Besinnung wiederkehrend, mit fast entschuldigendem Lächeln — sagte Papa: "Solchen freien Blick hat man doch nur auf dem Lande!" Ich nickte nur stumm.

Und noch ein Erlebnis von solch einer Kutschfahrt über die Felder: Neben Papa sitzt Cousine Mariechen aus Rohrbeck, der unsere Felder gezeigt werden sollten. Es war ein überaus regenreicher Sommer, das Getreide lag platt. An Mähen war nicht zu denken.

"Onkelchen, nein — das ist ja schrecklich! Wie der Weizen lagert! Der ganze Sommerroggen muß ja umgepflügt werden! Was soll nur werden?" So ging das am laufenden Band. "Sieh nur Onkelchen, was sagst du nur?" Onkelchen sah, aber er sagte nichts, gar nichts. Er ließ Mariechen jammern und unken und schwieg, so daß mir oben auf dem Bock das Schweigen dem Besuch gegenüber schon fast unhöflich erschien. "Onkelchen, du sagst ja gar nichts!"

Wir kamen hinter Siciny gerade am Gemenge vorbei. Den Erbsen hatte der viele Regen wunderbar gut getan, sie standen in vollster Blütenpracht. Papa hob den Kopf. Sein Gesicht leuchtete förmlich, als er begeistert rief: "Aber nun sieh nur: die Erbsen, die blühen!"

Noch heute erzählt Mariechen von dem Eindruck, den ihr erst das Schweigen bei all dem Negativen, dann der beglückte Ausruf bei dem einzig Positiven der diesjährigen Ernte gemacht hat.

Mir hat sich dieses kleine Erlebnis nicht nur als Eindruck eingepreßt, sondern als eine Lebensanschauung: manches im Leben sieht völlig anders aus, wenn man das

Negative schweigend übersieht oder hinnimmt, das Positive aber mit dickem Ausrufungszeichen hinstellt, und wenn es auch nur ein blühendes Erbsenfeld ist! Ertrag oder Nicht-Ertrag einer Ernte zu berechnen, mag klug sein, weise ist es nicht. Die Weisheit, von der uns die Bibel spricht, hat nichts, gar nichts mit "Berechnung" zu tun.

Als ich — Jahre später — am Rhein das herrliche Siebengebirge erlebte, überfiel mich ein brennendes Heimweh nach unserer westpreußischen Ebene. Die Berge schienen mich zu erdrücken. Die ländliche Weite ist einem geborenen Preußen irgendwie vertraut. Das ist keine mystische Selbstauflösung. Es ist ganz schlichtes, ganz gegenwartsnahes, reales Wollen: in ihr, gerade in ihr, der Weite, seine Kräfte zu erproben, und sei es, daß mit Zähigkeit, ja mit Trotz dem kargen Boden das Notwendige abgerungen werden muß. Mit diesem wohl echt westpreußischen Trotz haben alle unsere Vorfahren unter schwersten Umständen oft ihre Heimerde beackert, nicht einer hat an Verkauf gedacht.

Jetzt wird man mich in dieser Sache — und zwar mit Recht — als befangen ablehnen. Zu meiner Rechtfertigung kann ich auch nichts weiter sagen, als daß ja wohl jede Landschaft, sei es nun Gebirge oder Meer, Moor oder Heide oder Ebene, den Menschen zu seiner Lebensart prägt.

Ausgetretene Wege

Ist es falsch, wenn ich heute (um 1970) — mit Ausnahme der Kirche — überall in Politik, in Universitäten, in Schule und Haus, Leben und Arbeit, direkt eine Befangenheit zu sehen meine, wenn der Name "Gott" genannt wird? Man meint, irgendwie dabei ins Leere zu stoßen. Ist das Zaghaflichkeit? Kleinglaube? Abwarten?

Vielleicht Ist es eine gewisse Reaktion auf den Mißbrauch, der jahrzehntelang oft mit dem Namen "Gott" als Vokabel getrieben wurde? War es nicht ein fest und glattgetretener Weg, den unsere Generation zu gehen gewohnt war? Er war vorgeschrieben, war einleuchtend, erweckend, er war bequem, er war liebgewordene Tradition: "Wie's der alten Väter Schar steter Brauch und Sitte war!"

Es gab zwar viel tiefe, echte Frömmigkeit neben den Gottlosen aller Zeiten. Aber es gab auch viel Beiseitelaufen: Seitensprünge wurden zu Irrwegen, und mit der nun einsetzenden Landflucht ging es vom Väterglauben weg, wie von Heimat- und Vaterlandbegriff.

Denn dies beides hing eng zusammen: Wenn Kaiser Wilhelm I. nach der entscheidenden Schlacht von Sedan seiner Frau telegrafierte: "Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!", wenn Bismarck im Reichstag ausrief: "Wir Deutsche fürchten Gott aber sonst nichts in der Welt!", so war das nicht nur eine persönliche, sondern eine ganz allgemeine Einstellung.

Wer könnte heute unsere Sedanfeiern mit der Dorfjugend im Kensauer Wäldchen nacherleben, mit dem von mir im Tagebuch vermerkten *"erhabenen Gefühl, mit dem ganzen Deutschen Reich ein einiges patriotisches Fest gefeiert zu haben"*. Damals war das durchaus zeitgemäß.

Aber du, liebe Jugend von heute, so fühlen kannst du ja nun wirklich nicht mehr! Eines kannst du aber: uns um unsere Begeisterungsfähigkeit beneiden! Eine Jugend, die sich nicht mehr begeistern kann, nicht für Taten großer Männer, für große Gedanken, große Ziele: solcher Jugend fehlt der Adlerblick in die Zukunft, auch der Begriff "Vaterland", für den unsere Generation diesen Höhenflug tat.

"Vaterland" — in jeder Schule wird heute diskutiert, ob es überhaupt noch eins gibt. Für uns damals gab es noch eins: die Einigung des Reiches durch Bismarck, die Kaiserkrönung Wilhelms I. in Versailles, das alles war uns ja noch nah und der Sedan-Tag als nationaler Feiertag war uns ein heiliger Tag. Was man zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten feierte, lag schon viel weiter zurück.

Die Schlacht von Sedan¹¹ aber war noch nicht 20 Jahre her! Moltke, Bismarck, Roon, Kaiser, Prinzen ... sie lebten alle noch. Da stand auf unserer Kommode das Bild mit den sechs Kaiserenkeln: Wilhelm, Eitel-Fritz, Adalbert, August-Wilhelm, Joachim, Oskar. Und als endlich ein Prinzeßchen Victoria Luise dazu kam, freuten wir uns mit, als hätten wir ein Schwesterchen bekommen.

Das Drei-Kaiser-Jahr

Wir sitzen alle in der Kinderstube um die Hängelampe am Tisch. Draußen ist es bitterkalt. Der Schnee stiebt an die Fenster. Mutter liest uns vor. An einer sehr spannenden Stelle klopft es an die Tür. Kutscher Pubanz, aus der Kreisstadt Tuchel kommend, steht da, die Mütze in den Händen drehend. Nanu? Was ist los? Er sieht so bewegt aus?! "Der — unser Kaiser —" er schluckt, dann leise: "ist tot."

¹¹ Die Schlacht von Sedan fand im September 1870 statt. Sie steht für den Sieg Deutschlands im deutsch-französischen Krieg und bedeutete wohl noch über 1945 hinaus für nicht wenige deutsche Männer ein Moment ihrer patriotischen Identifikation.

Unser Kaiser! Ein Trauerfall in der Familie hätte uns nicht mehr erschüttern können. Er war uns ja von unseren Berlin-Besuchen her so bekannt, wenn er am historischen Eckfenster stand mit seinem weißen Backenbart und den gütigen Augen. Wir hatten seine Zähigkeit bewundert, als so alter Mann seinem eigenen Ausspruch nach "keine Zeit zu haben, müde zu sein!"

Wir sorgten uns mit: wenn Kronprinz Friedrich nun starb — und er starb ja ein paar Monate später —, dann wurde dieser junge Prinz Wilhelm Kaiser! Und er wurde es noch in demselben Jahr!

Leopold von Ranke hat einmal gesagt, daß jede Geschichtsepoche unmittelbar zu Gott sei und jeweils das Ganze repräsentiere. Die Geschichtsepoche um die Jahrhundertwende war eine schicksalsträchtige, eine von nun an immer mehr aufgewühlte, erregende Zeit, in der ich — wir — mittendrin standen. Man denke: drei Kaiser in einem Jahr!

Von 1888 bis 1914 kamen aber noch äußerlich ruhige Kaiserjahre. Konnten wir auch unserem guten alten Kaiser nicht mehr zujubeln:

"Heil dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands!"

so gab es doch noch genug andere Vaterlandslieder, die unsere Begeisterung wachhielten.

"Deutschland, Deutschland über alles!"

Als 1867 die Wahlen für den ersten Reichstag stattgefunden hatten und Bismarck zum Reichskanzler ernannt wurde, deutete die nun geschaffene Reichsflagge mit dem Schwarz-Weiß Preußens in Verbindung mit dem Rot-Weiß der Hansestädte auf ein nun vereintes Deutschland hin. Und nun schmetterten wir das "Deutschland, Deutschland über alles", das Hoffmann von Fallersleben unter dem Einfluß des 1813 gefallenen Freiheitskämpfers Theodor Körner gedichtet hatte, bei jeder nur einigermaßen passenden Gelegenheit, ohne daß die "Wacht am Rhein": "Es braust ein Ruf wie Donnerhall", bis dahin als Nationalhymne gesungen, ganz vergessen wurde.

Während der zwölf Hitlerjahre diente das Deutschlandlied nur als Vorspann um Horst-Wessel—Lied: "Die Fahne hoch".

Nach der Katastrophe des zweiten Weltkrieges konnten wir "Deutschland, Deutschland über alles" nicht mehr singen.

Aber die dritte Strophe:

"Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland —" war uns schon in den zerrissenen Jahren nach dem ersten Weltkrieg immer wichtiger geworden.

Bundespräsident Heuss bestimmte sie 1952 zur Nationalhymne der Bundesrepublik.¹²

"Einigkeit und Recht und Freiheit!" Wie lange wird man das nun noch singen können? Preußen ist wegradiert. "Deutschland", du mit deinen abgetrennten Landteilen und komischen Grenzlinien, bilde dir nur nichts ein! "Europa" ist jetzt in aller Munde. Das Europalied muß nun noch erfunden werden.

Es tönen die Lieder

Ob man heute noch so zu singen versteht wie wir, Walter, Erna, Gustel, Gretel Wehr das Singen verstanden, daß es über die Gartenmauer hinweg in die entferntesten Dorfhäuser, bis zu Marieke unten am See beim Gänsehüten schallte, damit "Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang —" ihren "guten alten Klang" — behalten?

Wird heute noch so gesungen? Dazu braucht man gar nicht besonders musikalisch zu sein. Gustel konnte Hoch von Tief nicht unterscheiden, geschweige denn ein c vom f. Aber was hat das schon mit Überzeugungstönen zu tun? Es machte ihr gar nichts aus, ob falsch, ob richtig. Sie schmetterte halt drauflos, wenn es ihr so ums Herz war.

So war es auch beim Deklamieren: Ich höre sie noch mit einer Pathetik, die einem Volksmissionar zur Ehre gereicht hätte, zitieren:

"Muttersprache — Mutterlaut,
Wie so wonnesam — so traut!
Erstes Wort, das ich gelallet,
erster Ton, der mir erschallet,
erstes süßes Liebeswort —
klingest ewig in mir fort!"¹³

Das, mit dem Brustton der Überzeugung und mit flammenden Augen in die Gegend gesprochen, hätte Tote erwecken können.

Ihr lacht? Wir damals auch. Aber kein Lachen brachte sie aus dem Text, keine spätere Schulermahnung in der Pension: "Auguste Wehr — etwas mäßiger!" Für solche Gefühllosigkeit hatte sie nur Verachtung, leierte in schneller, monotoner Litanei dasselbe herunter und fragte: "So vielleicht besser? — Na also!"

¹² Es handelte sich um eine Initiative des damaligen Kanzlers Adenauer, der sich Heuss (widerstrebend) fügte.

¹³ Max v. Schenkendorf

Ob wir die vielen Lieder und Gedichte auswendig konnten? Natürlich! Etwa vorlesen?!

Gedichte müssen deklamiert werden, wenn sie wirken sollen, und wenn sie auf dem Weidenbaum an der Pumpe gelernt sind, dann sitzen sie schon!

Die drei Weidenbäume an der Pumpe vor dem Kucheneingang waren eigentlich für's Lernen viel zu ablenkend durch all das pulsierende Leben drum herum. Da kam der Gärtner mit der Gießkanne, um die mit Buchsbaum eingefassten Teppichbeete mit den Verbenen, Godetia, Mutters geliebten Heliotrop zu begießen. Da kam der Pubanz mit Roscha und spannte sie vor die Häckselmaschine auf dem Rasen.

Da ritt Herr Krey, der Inspektor aus Siciny, in den Torbogen, wo so ein dreckiger, süßer kleiner Bengel stand. Da kam auch Meta, um die Holzeimer volllaufen zu lassen. Ach, was sage ich denn: "volllaufen"? Vollpumpen mußte sie sie. Mit aller Muskelkraft drückte sie den quietschenden Pumpenschwengel hoch und nieder, hoch und nieder, dann hing sie sich die hölzerne Trage über die Schultern: links einen schwappenden Eimer, rechts einen schwappenden Eimer eingehakt, und so schwer beladen verschwand sie in der Kellertür, um die Wassertonne in der Küche zu füllen.

Einen Wasserhahn so einfach zum Aufdrehen, den gab es nicht, aber dafür köstlich frisches, eisenhaltiges Wasser direkt aus der Erdtiefe herausgepumpt, wie man es trotz des Schreies nach den vielen Spurenelementen heute nicht mehr findet.

Aber ich bin abgekommen vom Singen.

Ein amerikanischer Lehrer, Mr. Hurd, der so um 1928 herum bei uns im Dahlemer Haus wohnte, um Deutschland kennenzulernen, sagte einmal: "Ich Deutschland serr liebe. Es singt soviel!"

"Singen Sie in USA nicht? "

"Oh, yes. Wir auch singen, in Kirche, in Schule — yes! Aber junge Menschen in Deutschland, ich beobachte, sie singen überall, auf Straße, bei Wandern, bei Arbeit. Sie sind so frei!"

Würde er das heute noch sagen können? "Frei!" sagte er.¹⁴

Ein freier Mensch ist heiter und ein heiterer Mensch hat nicht nur "Sonne im Herzen" (C. Flaischlen), sondern auch "ein Lied auf den Lippen". Um 1900 herum

¹⁴ Die Jugend von 1928 hat ihre Freiheit nicht zuletzt genutzt, um Hitler zu wählen.

sang man noch so: "Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnt."

Kommt es mir nur so vor, als ob bei dem Kunstgesang jetzt durch Radio, Fernsehen und Schallplatten, nicht das Lied, das gesungen, das Stück, das gespielt wird im Vordergrund steht, sondern der "Star" und die zu erwartende "Gage"?

Das Singen ist doch so etwas typisch Menschliches. Auch wenn man nicht allein ist, aber so recht "bei sich", geht man "aus sich heraus". Singen, das zwanglose, unbefangene, heitere Draufflossingen ist durch die Hitlerzeit wirklich fast zerstört worden.

Beim Holzscheuern an der Pumpe sang die Mine ebenso selbstverständlich, wie der Korl beim Gänsehüten auf der selbstgemachten Flöte piepte. Überall erklangen Volkslieder, Vaterlandslieder, Gesangbuchlieder, Liebeslieder, wie es gerade Anregung oder Laune ergab. Man ließ sie im Wald erschallen, aber auch im Eisenbahnabteil, wo es je nachdem die Mitreisenden erfreute oder störte.

Einem singenden Dienstmädchen den Mund zu verbieten, hieß soviel wie ihre Arbeitsfreudigkeit zu bremsen. Uns als Kindern waren die meisten Lieder Schöpfungen, die ganz unmittelbar zu uns sprachen, und wir zu ihnen.

"Wer hat dich, du schöner Wald / aufgebaut so hoch da droben?" Wir redeten ihn doch an, den Wald, ebenso wie die "güldne Sonne, voll Freud und Wonne", "die goldne Abendsonne", und den guten Mond: "du gehst so stille". — "Geh' aus mein Herz und suche Freud"... — "Wir sind jung, die Welt ist offen, oh du schöne weite Welt!"

Wer besingt denn heute noch die schöne weite Welt?

Nun, das Wandern (damals des "Müllers Lust") ist heute schon wieder in Mode.

Vielleicht kommt das spontane Singen ja auch einmal wieder.

Als ich nach dem 2. Weltkrieg in einer Augenklinik mit ein paar im Flur herumstehenden Kindern "O, Tannenbaum, o Tannenbaum" zu singen versuchte, ertönte prompt ihr Refrain: "Der Lehrer hat uns durchjehaun!" (es waren ja Berliner Gören, keine Kensauer Dorfkinder). Anschließend ertönte aber aus der Männerstation "Am Brunnen vor dem Tore" und "Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus". Die Schwester sagte mit verklärtem Lächeln: "Sowas kennt man ja gar nicht mehr!" und animierte tags darauf ihre Station zum Weihnachtsliedersingen.

Als in der Hitlerzeit Gustel, angeklagt wegen angeblich nazistischer Jugendorganisation im polnischen Korridor, während der Untersuchungshaft von den Polen aus Schikane eingeschlossen wurde, sang sie mit so schallender Stimme (obgleich sie doch gar nicht "richtig" singen konnte): "Ich singe dir mit Herz und

Mund!", daß es den Herren Polen zuviel wurde und sie aufschlossen. Also auch zu so etwas kann Singen nützlich sein!

Natürlich paßten uns Kindern damals auch — wie man sagte — "Gassenhauer" in die Stimmung. Wenn Meta da an der Pumpe mit Sand ihren Topf scheuerte und dabei vor sich hinsummte:

"Wenn aber nu der Topp n' Loch hat, / lieber Heinrich, lieber Heinrich!?"

so grölten wir gerne mit: "Stopp'n zu, du dumme, dumme Liese, / dumme Liese, stopp'n zu!"

Oder auch — mit Herzenslust herumtanzend: "Im Grunewald im Grunewald ist Holzauktion ..." oder: "Herr Schmidt, Herr Schmidt, was bringt er Julchen mit? / 'Nen Schleier und 'nen Federhut, / der steht dem Julchen gar so gut!"

Aber so etwas durfte Mutter eigentlich nicht hören. Wenn sie es hörte, gab es sicherlich abends ein besonders schönes Lied zu lernen. Schubert oder so etwas!

Später, in der Zeit von 1903-1930, als unsere Kinder heranwuchsen, war das abendliche Singen so selbstverständlich wie Lachen und Spielen. Es gehörte einfach zur Tagesordnung nach dem Abendessen.

Vati nimmt die Zeitung mit zum Lehnstuhl am Kamin und steckt sich sein Pfeifchen an, Mutti macht den Flügel auf, und holt das Liederbuch. Die jeweiligen, allezeit vorhandenen Hausgenossen stecken den Kopf in die Tür: "Ist's erlaubt? " Olga — oder war es Ida — (jedes dritte Mädchen hieß damals Ida) ist fertig mit dem Abwasch und bindet sich die Schürze ab.

Alle Kinder: 1-2-3-4-5- (Nr. 6 schlief schon) stehen bereit. "Na, wer hat heute Programm gemacht? "

Programm, das hieß: zwei bis drei Volkslieder, irgendein Dichterwort oder eine Lebenssentenz zum Nachdenken und ein Abendlied. In dem kleinen, schön blau bestickten Heft, in das jeder sein Programm einschreiben mußte und das noch vorhanden ist, schlage ich eben Vatis Programm auf.

Es steht da in seiner markanten Handschrift vom 1. Mai 1920:

1. *Der Mai ist gekommen*
2. *Wie lieblich schallt*
3. *Preisend mit viel schönen Reden*
4. *Heckenrosenlied*

Dazu seine Sentenz:

"Ich glaube nicht gern an die Macht der Verhältnisse. Ich denke mir, wenn einer noch so bedrängt ist und er will nur eine tüchtige Kraft

einsetzen, so kann er sich wohl heraushauen. Er wird Wunden davon tragen, wie ein Soldat in der Schlacht, aber: Sie werden ihm gut stehen!" G. Freytag.

5. Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden.

Das schreibt man hier nun so trocken hin, aber es wurde nicht nur gesungen, sondern sowohl in der Auswahl der Lieder, wie in den jeweiligen Lebensweisheiten, steckten oft sehr konkrete Tageserlebnisse, Stimmungen und Reaktionen.

So höre ich z.B. in Erinnerung noch das spontane Loslachen von uns allen, als Hansel, der irgendetwas angestellt hatte und wegen der Schelte gar nicht hatte kommen wollen, dann trotzdem sein Programm absingen ließ und mit Stentorstimme seine Lebensweisheit uns entgegentrotzte: "Der alte Adam bin ich!" — und alles, Schuld und Bockigkeit war unter den Tisch gelacht.

Eine Seite davor steht in unausgeschriebener Handschrift nach dem Lied: "*Herzel, was kränkt dich so sehr?*" der Vers:

*"Bangst du um deiner Knaben Seelen,
so halte sie scharf in Sitt und Zucht.
Ihren Glauben magst du Gott befehlen,
denn: Glaub ist erst des Lebens Frucht."*

Unterschrieben mit: "*Ida*". Ach ja, Idachen hatte beim Kartoffelschälen eine pädagogische Szene miterlebt und wollte mir wohl einen Denkkzettel für bessere Zucht anempfehlen. Ich weiß noch, daß es mich nachdenklich stimmte, ob meiner Erziehung. In unserem Verhältnis zueinander muß etwas nicht gestimmt haben, denn bald darauf stand in ihrem Programm zu lesen:

"Man frage nicht, ob man durchaus übereinstimmt, sondern ob man in einem Sinne verfährt!" Fährt sie sogar mit Goete daher, Goethe ohne "th"! Wo sie diese Weisheit her hat, weiß ich nicht; ich kenne diesen Ausspruch Goethes nicht.¹⁵ Aber er wird ja seine Berechtigung haben, wenn man gleich hinterhersingen muß: "*Ach bleib mit deiner Gnade!*"

¹⁵ Das Internet weiß es: MAXIMEN UND REFLEXIONEN. APHORISMEN UND AUFZEICHNUNGEN. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs hrsg. von Max Hecker, 1907. Aus dem Nachlaß. Über Literatur und Leben.

Gegenan-gehen

Aber halt, noch bin ich ja in Kensau und alle meine Kinder existieren erst in meiner Phantasie.

"Aber Kinderchen", mahnte Fräulein, wenn wir gar zu sehr von unseren zukünftigen Kindern schwärmten. "Erst müßt ihr doch überhaupt einen Mann haben!"

"Na, ich heirate den ersten besten, der mich haben will," tat Gustel diese Vorsorge schnell ab. "Und wenn's ein Japaner ist!"

"Ich nur einen, der einen festen Wohnsitz hat!" meinte Erna. (O weh, sie hat mit ihrem Zukünftigen siebenmal den Wohnsitz wechseln müssen). Und Gretel sagte entschieden: "Ich heirate überhaupt nicht, wenn mein Mann nicht alle meine Tiere mitnehmen will!" Walters Ideal war eine Frau, der niemals die Unterröcke vorguckten.

Was hätten wir Kinder vom Lande wohl ohne unsere Fantasie angefangen? Reizüberflutungen, wie heute durch Kino, Radio, Fernsehen usw. gab es ja noch nicht, auch keine demonstrativen Versammlungen zum Abreagieren von Komplexen und als Auflehnung gegen Zwang und Moral: alle Kritik bleibt ja auch im Leerlauf, wenn sie nicht schöpferisch ist, also etwas Besseres hervorzubringen vermag.

War doch da neulich im Fernsehen ein Interview mit Beatjugend, die einen Film dreht. Die Frage war: "Warum machen Sie das so, so aufsässig, so rabiat? "

Die Antwort aus dem netten, ponyhaarverhangenen Gesicht, dessen Augen und Ausdruck dementsprechend kaum erkennbar war: "Ja, wir wollen gegenan gehen." "Gegen was? " — Schweigen.

"Gegen wen? Gegen diese liebe Dame etwa? " (irgendeine Betreuerin, oder was sie darstellte).

Zustimmende Antwort: "Na ja, das sind doch solche — (Überlegung) — "solche, die immer so mit dem Herzen denken und das ist doch nichts ... Reales." — "Sie wollen also real sein? " — "Ja."

Das "Gegenan-gehen" verstehe ich gut, wenn ich zurückdenke an Erna und Gustel, die einstmals auch gegenan gingen bei dem Besuch, zu dem sie von Robes geholt wurden, um mit den Kindern gesittet zu spielen. "Gesittet"? dachten wir argwöhnisch beim Hinübergehen.

Die Dame, die uns begrüßte — oh weh, geschniegelt und gebügelt, war unser abfälliges Urteil, die Kinder waren "Zierpuppen", da gab es nur eins: gegenan gehen.

Nicht brav Steinchen oder Versteck oder Ball spielen, sondern auf dem Strohschober auf dem Hof, Schuhe aus, Kleider runter und rauf! — "Kommt auch!"

Als sie sahen, wie herrlich wir uns da rumwälzten, kamen sie auf den Geschmack. Keiner fragte mehr nach Haarschleife oder Schmutzhänden. Die "Zierpuppen" waren geheilt.

Aber sie wurden entdeckt, gescholten und ins Zimmer gesperrt, wohin wir ihnen Äpfel ins Fenster warfen. Die geschniegelte und gebügelte Dame sagte zu Gustel beim Abschied: "Das nächste Mal, wenn ich dich wiedersehe, finde ich dich hoffentlich gesitteter!"

Wie könnte man dieser Moraltante nur eins auswischen? Nach gut einer Stunde geht Gustel in derselben ramponierten Kledage, mit strubbeligen Haaren rüber, knickst vor der Dame und sagt hinreißend frech: "Nun sehen Sie mich also wieder, aber ich bin noch ganz dieselbe Gustel wie vorhin." Knickst wieder und ist draußen. "Ein dolles Pack seid ihr doch," hörten wir Frau Robe noch sagen, aber Gustel fühlte sich stolz "befreit". Sie war tapfer "gegenan" gegangen.

Es geht ja wohl schließlich dabei viel weniger darum, dem anderen eins auszuwischen, als darum, sich durchzusetzen, frei zu werden von Komplexen. Gegenan-gehen gegen Schmerzen war uns Ehrensache. Das war wohl die "preußische Tapferkeit", die — wie es heißt — "den Schweinehund in sich bekämpft.

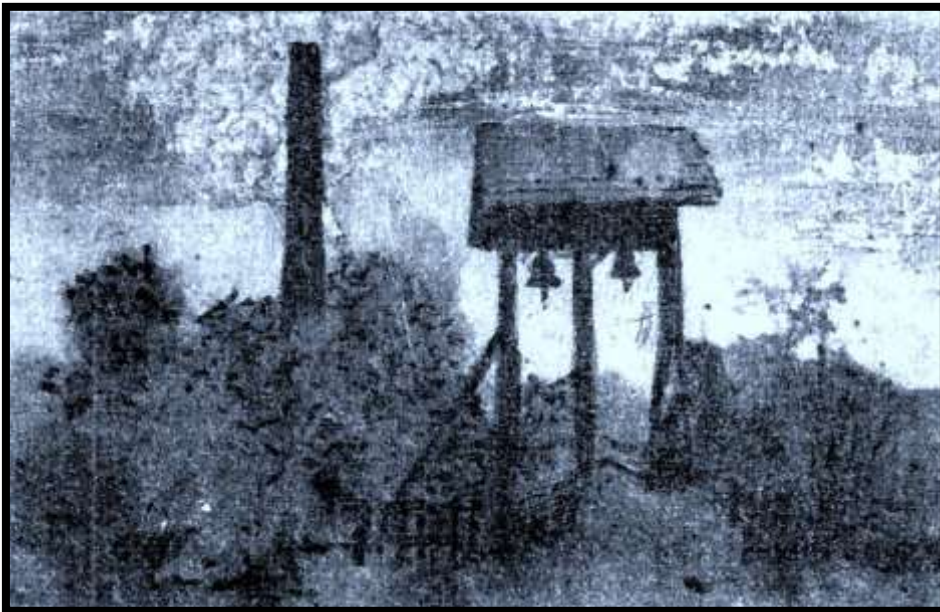
Als Walter mich eines Wintertags mit solch einem Ruck über den Graben zog, daß ich mir an einer gefrorenen Erdscholle den linken Arm auskugelte, war es bestimmt nur Angst, weil Mutter den lose baumelnden Arm nicht sehen durfte, die mich immer wieder rufen ließ: "Renke ihn mir wieder ein!" — "Und wenn ich ihn dir breche? Ich bin kein Arzt!" — "Egal, was rausgeht, muß auch wieder reingehen." Einfaches Naturgesetz. Es half ihm nichts: Mehr Schmerzen als ich so schon hatte, konnte auch ein Naturgesetz nicht machen. Er ergriff den baumelnden Arm, drehte — und knack — war er wieder eingerenkt. Die Verstauchung massierte dann die gute Frau Robe mit Honig und Lehm zurecht. Mutter hat wenig gemerkt.

Und noch einmal: Wir laufen auf dem eben leicht zugefrorenen See: "Du, Walter, das Eis wankt ja unter dir. Tramms mal!" — Er tats. Es hielt! — "Es wankt aber wirklich! Spring mal!"

Er tats — und krach, verschwand in der Tiefe! Da er ganz gerade gesprungen war, kam sein Kopf zwar wieder hoch, aber das dünne Eis um das Loch herum bröckelte bei jedem seiner Handgriffe weiter ab.

Was half der Neunjährigen, den Bruder zu retten? Instinktiv legte ich mich flach auf die Eisfläche, streckte ihm meine Hand entgegen, an der er sich dann vorsichtig herauswand aus dem nassen Grab.

Als Walter Pfingsten zu den Ferien nach Haus kam, antwortete er auf Papas Frage: "Habt ihr dies Jahr schon gebadet?" geistesgegenwärtig: "Ja, am ersten Januar." Und dann wurde alles erzählt. Die Heimlichkeit hatte uns doch schon sehr gedrückt. Darin hielten wir uns ja doch "altmodisch moralisch" verpflichtet.



Die Wahrzeichen von Kensau:
Der von Großmutter Mathilde gestiftete Glockenstuhl und der Brenneischornstein

Westpreußen und seine Dörfer

Die vielen, stillen Seen und verträumten kleinen Weiher gaben der weiten westpreußischen Landschaft etwas Ruhevolles, Lichtes, neben den dunklen Wäldern ringsum und den weiten Feldern und Äckern. Die Dörfer glichen sich mehr oder weniger alle: nicht weit vom Gutshaus lagen die kleinen Insthäuser, eins neben dem anderen, mit Strohdach, kleiner Stallung hinterm Haus, Pumpe und Dunghaufen mit scharrenden Hühnern. So sah auch Klein-Kensau aus, rechts von unserem Torweg.

Das zweite Dorf, Groß-Kensau, links vom Torweg, war ganz anders. Es war einmalig in der ganzen Gegend. Wenn man von der Tucheler Chaussee kommend abbog, in den Landweg nach Kensau, sah man nicht etwa ein simples Dorf vor sich liegen, sondern eine idyllische kleine Ortschaft. Da grüßte schon von weitem der glitzernde See, teilweise umstanden von Erlenbäumen. Eigenartig wirkte der hohe Schornstein der Brennerei links, zu der der Wagen nun herauf ratterte, vorbei an all den verstreut im Grün und Kartoffelland liegenden kleinen Häusern. Ein großer dunkler Lindenbaum links beschattete den "Krug", das Wirtshaus. Dicht daneben war das kleine Schulhaus mit dem Glockenturm davor, den Großmutter Wehr einst für die monatlichen Gottesdienste in der Schule gestiftet hatte. Viel, viel später erst bekam Kensau eine eigene Kirche und ein neues Schulhaus.

Da, rechts, nicht zu übersehen: das Storchennest auf dem Dach des kleinen Häuschens, vor dem sich so viele Kinder tummeln: unser Krämerhaus, in und mit dem wir so viel erlebten. Jetzt geht es vorbei am Seeufer, immer bevölkert von schnatternden Gänsen und hütenden Kindern.

Nun sah man auch schon die hohen Bäume vom Gutsgarten mit der Weißdornhecke davor, und mit letzter Pferdestärke an der hohen Brennerei vorbei, biegt der Wagen, flott die Rundung nehmend, ratternd hinauf in den Torbogen, auf dem meist schön geharkten Kiesweg vor das Gutshaus ein.

"Hinaufratternd" schrieb ich, denn auch darin unterschied sich dies Dorf: Brennerei und Gutshaus lagen am einzigen hügeligen Punkt der überall flachen Ebene. So schwer es die hochbeladenen Heu- und Erntewagen hatten, hinaufzukommen, so leicht und fröhlich sausten die Pferde in Galopp fallend diese Erhöhung hinunter, wo dann, vom Krach aufgescheucht, alles was sich sonst so unbesorgt auf der Landstraße tummelte, Gänse, Hühner, Hunde, Katzen, Kinder, kreischend nach allen Seiten davonestob.

Das Heimathaus mit der Toreinfahrt¹⁶

Kensau, das einzige Dorf weithin mit einer Brennerei, war stolz auf seine "Schnapsfabrik". Man wurde seine überflüssigen Kartoffeln los, die — zu Spiritus verbrannt — Geld brachten. Der säuerliche Geruch der ständig vor der Brennerei liegenden Fässer störte höchstens uns Kinder: täuschten sie nicht geradezu eine Industriestadt vor, die wir verachteten?

Auch auf die im selben Gebäude eingerichtete Poststube konnte Kensau stolz sein. "Kensau — Westpreußen", so adressiert kam selbst ein Brief aus Amerika an. Andere Güter mußten stets die Kreisstadt mitangeben, wohnten also "bei", nicht „in". Der Brenner war zugleich Postmeister — Herr Schulz — eine sehr geachtete Persönlichkeit.

Aber: Ein Manko hatte Kensau mit den anderen Gütern gemeinsam und das war: die für alle passende Schule. Eine einklassige Schule, also alle Altersstufen in einem Raum, in der die Polenkinder noch nicht einmal die deutsche Sprache beherrschten, wenn sie da ihre "i's" und a's" auf die Schiefertafel kratzten, das konnte den Gutskindern nicht die Bildung vermitteln, die sie brauchten.

¹⁶ Heute: <https://www.polskiezabytki.pl/m/obiekt/1067/Kesowo/>

Erzieherinnen

Es entstand also das Problem: die Kinder fortgeben oder einen Erzieher ins Haus holen. Die höhere Schule in der Kreisstadt Tuchel war sieben Kilometer zu erlaufen oder erforderte Wagenfahrten, wozu man die Pferde nicht täglich hergeben konnte. Walter kam nach Bromberg, später Berlin. Wir Schwestern bekamen Erzieherinnen.

Zuerst kam das lustige Fräulein Singer, die sich aber bei einer Silvesterfeier in den Ferien das Bein brach und nicht wiederkam.

"Wie kann man auch Silvester tanzen!" war unser Urteil — vielleicht von Mutter suggeriert — die dieses Wesen überhaupt nicht für geeignet hielt, ihre Kinder zu erziehen. Warum? Man höre nur: Sie hatte uns eine Tüte Bonbons mitgebracht, von der wir, wohlherzogen wie wir waren, Mutter erfreut anboten. Fräulein Singer wehrte erschrocken ab: "Nicht doch, nicht doch! Ist ja nur ganz billiges Zeug!" Und so etwas sollte ihre Kinder erziehen, für die das Beste gerade gut genug war! Fräulein Kausch, die zweite, eine von Mutter und uns geliebte Persönlichkeit, verließ uns nach zwei Jahren, weil Papa in einem seiner jähzornigen Ausbrüche in Mutters Abwesenheit unserer lieben "Tante Fendius", ihrem Faktotum, mit dem sie sehr befreundet war, gekündigt hatte.

Die dritte war wieder ein junges "Fräulein" nach bestandenen Examen, der wir Rang von Anfang an arg auf der Nase rumtanzten — schon ihres Namens wegen — Adolfine Schwarz! Wie kann man Adolfine heißen! "Caroline, Euphrosine, Philipine" — so hießen all die ungezogenen Kinder aus der von uns erdachten hundertstöckigen Pension von "Onkel Romulus". Dieser geniale Gründer Roms schien uns nämlich durchaus geeignet, auch eine geniale Pension gegründet zu haben zur Entfaltung jeglicher Wesensarten und Charaktere, die wir, wenn es uns zu langweilig war, immer nur Erna und Gustel zu sein — je nach Laune personifizierten. Wir spielten ein liebes, braves "Elschen", "Hannchen" und "Gretchen" oder eine rüpelhafte "Euphrosine", "Karoline", nun also auch eine "Adolfine".

Reizte der Name nicht geradezu zur Erfindung neuer abwegiger Unarten? So z.B., als wir eines Tages heimlich nach Festnitz ausrissen und dem verzweifelt suchenden Fräulein Adolfine dahinten durch ständig aufgewirbelte Staubwolken eine heimkehrende Schafherde vortäuschten, was uns glänzend gelang und ihre Angst um uns ungeheuer steigerte!

Mutter war um diese Zeit zur Kur in Kudova, und das junge Ding hat sich wohl ernsthaft gefragt, ob sie unserer Aufsässigkeit gewachsen war. Aber als Mutter,

für die sie kindlich schwärmte, dann oft in den Schulstunden dabeisaß, hat sie uns doch wohl allmählich in die Hand bekommen, denn nach Jahr und Tag ließen wir uns brav — als "Hannchen" und "Gretchen" natürlich — von ihr belehren, daß bei der Schafwäsche am Krojanker Wegtümpel die zitternden Tiere nicht aus Quälerei gewaschen und geschoren würden, sondern nur zur Gewinnung von weißer Wolle, statt der schmutzig grauen.

Solcherlei Belehrungen nahmen wir ja von Fräulein Adolfine an, ebenso wie ihren straffen Schulunterricht und die dabei entstehenden kostbaren Häkeleien für unseren "Hamsterkasten". (Etwas skeptisch waren wir allerdings, ob wir sie jemals für "Hosenspitzen", wie sie damals so modern waren, brauchen würden.)

Aber eins — nein — das konnten und wollten wir ihr beim besten Willen nicht abnehmen, nämlich ihre Meinung, daß im Herbst mit dem Blätterabfall und der Dunkelheit nun alles "aus" sei.

Wenn beim Spaziergang am Wegrand nicht mehr das "Hirtentäschelkraut" oder "Unser lieben Frauen Bettstroh" gesucht werden konnte (gibt es dies entzückende Unkraut, eine Art Hederich, heute überhaupt noch?)¹⁷, wenn dann noch im November Nieselregen und eisige Windböen dazwischen fegten, erinnere ich mich noch einer so trübselig düsteren Stimmung dieses zarten Stadtmenschleins, daß alles in mir Aufruhr war.

Ein drolliges kleines Dorfmarjellchen hatte ihr mal ein Lächeln abgeluchst. Aber bei unseren nun sehr langweiligen Spaziergängen konnte nichts ihre Laune verbessern, nicht einmal der Vers, den ich mal irgendwo gefunden hatte und der mir so fabelhaft überzeugend schien:

"Will keine Freude dich erquicken,
verzagt dein Herz in Angst und Pein,
so schau mit den umflorten Blicken
in eines Kindes Aug' hinein!"

¹⁷ Galium verum, das echte Labkraut. Den Namen „Unser Lieben Frauen Bettstroh“ (oder Liebfrauenstroh) haben schon botanisch ambitionierte Ärzte im 16. Jahrhundert benutzt, z.B. Hieronymus Bock (Kräuterbuch, erschienen 1539) und Leonhart Fuchs (New Kreuterbuch, 1543). Dem nach Honig duftenden Labkraut wird eine beruhigende und schützende Wirkung nachgesagt. Deshalb wurde dies während und nach der Geburt unter das Bett gelegt um das Gebären zu erleichtern und gleichzeitig Schutz und Beruhigung für Frauen und Kinder zu ermöglichen. Sogar das Bettstroh des Jesukindes soll Labkraut gewesen sein (Maria verwendete Labkraut, da dies vom Esel nicht gefressen wurde), weshalb man auch heute noch von Muttergottesbettstroh oder Marienbündel spricht.



Zwei verschmutzte Dorfmarjellchen

Aber nein: Kinder könnten ihr doch nicht die Natur ersetzen, meinte sie, sie heulten doch so oft!

Kurz, es war hoffnungslos! Die umflorten Blicke hellten sich nicht auf.

Ich liebte den Herbst, und wie liebte ich ihn! Nicht der Erntefest wegen und der stets vollen Taschen unreifen Obstes, das man auch verschenken konnte, oder weil das Rascheln in dem trockenen Laub so lustig war — nein, schön schien mir der Herbst auch da, wo Welken und Vergehen war. Ich sträubte mich — halb unbewußt — gegen ein "Aus-sein". In kindlicher Beredsamkeit warf ich ihr Unglauben vor, wenn sie Gott gegenüber so viel Vorwürfe hätte. Wie beweist man ihr nur, daß nichts "aus" ist? Eines Tages hatte ich's dann: ich fand im Werder Moos, packte es in Zigarrenkisten und stellte diese auf das Fensterbrett der Schulstube. Da mußte sie doch erkennen, daß dennoch etwas grün blieb, den ganzen Winter durch, ebenso wie die Tanne dort am Tor, die Tanne, von der wir sangen: "Du grünst nicht nur zur Sommerszeit, / nein, auch im Winter, wenn es schneit!"

Es erging mir jedes Jahr neu so: im Herbst sah sie mir noch so hochmütig auf all die leichtsinnigen anderen Bäume herab, die lustig ihre Blätter abwarfen, in dem

festen Glauben an neue. Aber im Winter schien sie mir Beweis, daß das Leben viel stärker als der Tod sei!

Jahre später, als ich die nun längst verheiratete "Adolfine" wieder traf, hat sie mir gestanden, daß unser anhaltender kindlicher Trotz ihr doch für ihre spätere Lebenshaltung etwas bedeutet hätte: "Ich war ja gar nicht viel älter als ihr", sagte sie. "Meine Erzieherwürde lag wie ein Alp auf mir. Wissen konnte ich euch vermitteln, aber Leben mußte ich selbst erst lernen!"

Anders war Nr.4, unser Zenkerchen, eine "Aquisition", wie Mutter uns ankündigte.

"Nanu? Was steigt denn da für ein kleines Wesen aus? " fragten wir kritisch, als der Wagen mit der "Neuen" vorfuhr. Sie hüpfte hinaus. Ein langer Schal hing herunter, den sie — hopp — fast mit einem Sprung, so schien es uns, auf den Garderobenständer hängte, und dann zu den großen, sie mißtrauisch angaffenden Mädels sich umwendend, sagte sie: "Klein, nicht wahr? Aber —" sie funkelte uns an: "ho — ho!" und schon hatte sie uns gewonnen.

Noch war sie Erzieherin, aber sie wurde uns Freundin für Jahre! Das Lernen wurde zur Freude. In ihren Literatur- und Geschichtsstunden lebte alles, alles wurde anschaulich: die Schlacht bei Marathon, der drastisch dargestellte Engpass von Thermopylai, Leonidas — Alcibiades — Athens Geistigkeit und Spartas harte Erziehung. Die "schwarze Suppe" bejahten wir ja nicht gerade, aber angebrannte mußte mucklos runtergegessen werden. Auch gekochte Milch mit Haut oder einer darin liegenden Fliege (damals wimmelte es von Fliegen), durfte unter keinen Umständen mit einem "Iih" oder "Böö" abgetan werden. Ebenso wenig madige Himbeeren: "Runter mit's Jift! Nur nicht so ete petete!"

Auf dem Sandhaufen, jedes Jahr zu Gustels Geburtstag im Mai neu angefahren, erlebten sämtliche Gedichte ihre Uraufführung: "Wer wagt es — Rittersmann oder Knapp —" (Der Taucher), "Des Sängers Fluch", "Der Handschuh" (Ich seh' ihn noch in die Arena vor den Kreis sämtlicher Puppen fliegen): "Den Dank, Dame, begehrt' ich nicht —" in (natürlich) Gustels unvergleichlichem Pathos, daß das gute Fräulein Zenker sich abwenden mußte, um ihr Lachen zu meistern. Mit diesem Lachen ging sie auch auf alle unsere Späße ein, mit denen wir sie vor den Nachmittagsstunden überraschten, auch beim Sprichwörter-Raten oder den "Lebenden Bildern", mit denen Begriffe dargestellt wurden, wie: Theorie und Praxis, Poesie und Prosa, Romantik und Nüchternheit, abstrakt und konkret, —

eine herrliche Denkübung! Fräulein Zenker war je nachdem Zuschauer, Mitspieler oder Kritiker.

Da Zeitungs- und Zeitschriftenlesen für "oberflächlich" gehalten wurde, blieb uns viel Zeit für gute Bücher: Freytags "Ahnen" und "Soll und Haben", Dahns "Kampf um Rom" und ein damals sehr bekanntes Buch über die Reformation und Luther: "Familie Schöburg-Cotta"¹⁸, Fritz Reuters "Ut mine Stromtid", Thomas Manns "Die Buddenbrooks"¹⁹ und andere. Mutter und Fräulein lasen sich vor, es wurde besprochen, und wir schnappten davon auf, was wir bei unserer Häkelarbeit oder Holzbrandmalerei gerade mitbekamen.

Für uns Kinder hatte Mutter die "Musikalische Jugendpost" abonniert, und Papa lachte über den "Kladderadatsch", das politische Witzblatt. Mehr kam neben der Tageszeitung nicht ins Haus, ach ja, ab und zu noch "Die Gartenlaube" mit den Marlitt-Geschichten, die wir aber nicht lesen durften und auch gar nicht wollten.

Bildungsauffassung und Wissen

Von unseren Bilderbüchern liebte Mutter den "Max und Moritz" nicht, aber den derben Humor von "Struwwelpeter" verwandte sie gerne. Beim Stuhlwippeln rollte sie ihre schönen Augen und "blickte stumm um den ganzen Tisch herum —" "Nein, meine Suppe eß' ich nicht", wurde drastisch zitiert, wenn Gretel "Suppenkasper" war oder "Daumenlutscher":

"Konrad, sprach die Frau Mama, / ich geh aus und du bleibst da.`..."

Wenn bei "Paulinchen mit der Zündholzschachtel"

"Minz und Maunz die Katzen
erheben ihre Tatzen
und drohen mit den Pfoten:
Die Mutter hats verboten!"

hat das bei uns ganz bestimmt keine seelische Verdrängung verursacht, wie es neulich in einem Aufsatz über Erziehung zu lesen stand mit einer Warnung vor diesem "altmodischen" Bilderbuch! Manch einen "Hans-guck-in-die-Luft" gibt es wohl auch heute noch.

Steckt nicht ein ganz kleines Ergebnis damaliger Erziehung in den paar kategorischen Sätzen, die sämtliche Nichten, Neffen und Gastkinder später in Kensau von den Tanten (Gretel und Gustel) zu hören bekamen, bei fludrigerem

¹⁸ von Elizabeth Rundle Charles (1828-1896)

¹⁹ Das erschien erst 1901; die Autorin dürfte es mit den eignen Kindern gelesen haben.

Himbeerpflücken, schwatzhaftem Essen, gedankenlosem in die Zeitung Gucken, während Quartett gespielt wurde, beim Rätselraten usw.:

"Wenn spielen — dann spielen!

Wenn essen — dann essen!

Wenn arbeiten — dann arbeiten!"

Was es auch sei: sich ganz einsetzen, nichts in alle Winde flattern lassen!

Und gehört es nicht auch zu einer Art Lebenshaltung, was Fräulein Zenker uns auf der Fahrt zum Impfen nach Zempelburg mitgab, bei dem Gekläffe all der kleinen Köter, als wir die Dörfer durchfuhren? Liebenswürdig wandte sie sich zu ihnen hinaus und rief ihnen mit ihrer hellen Stimme zu: "Darf ich mich vorstellen: Mein Name ist Zenker!"

"Solche Art Antwort auf Anpöbeleien kleiner Geister", so erklärte sie uns auf unser ironisches Schmunzeln hin, "ist unbedingt wirksamer als ein wütendes: Kusch dich!"

Wie oft habe ich an dieses Beispiel denken müssen, nicht nur auf unserer Dorfstraße, wo wir es selbst ausprobieren konnten. Bückt man sich nach einem Stein, um einen Hund zurückzuscheuchen, kläfft er desto gereizter. Hört man nichts, sieht man nichts und geht ruhig seines Weges, als gäbe es keinen Hund auf der Welt, kehrt er gelangweilt zurück: er wird doch nicht einem nachbellen, der auf seine mächtigen Töne überhaupt nicht reagiert!

Wäre nicht vielleicht vieles besser auf der Welt, wenn man dieses Hundebeispiel auf menschliche Beziehungen übertragen würde!?

Erziehung, oder sagen wir lieber Bildungsauffassung damaliger Zeit war weithin beherrscht von den Prinzipien Wilhelm von Humboldts, dessen kleine Bronzebüste ihr Enkel noch auf dem Bücherregal eures Großvaters habt stehen sehen mit der Weltkugel zu seinen Füßen.

Heute fängt man wieder an zu erkennen, daß "Nützlichkeitsdenken" nicht unbedingt nützlich ist, daß "Kommunikation nur denkbar ist auf der Ebene des allgemeinen Wissens."

Humboldt sprach damals schon von der "Kompliziertheit des Wissenschaftslebens mit dem Bündel von Fachschulen" — (wie sieht das heute erst aus!) — und setzte sich darum so sehr für die individuelle Bildung zur Bewältigung höherer Aufgaben ein.

In einer Gedenkrede zu seinem 200. Geburtstag — 1967 — wurde vor einer bedenklichen "Isolierung" und "Verarmung" gewarnt, "wenn man die unvergängliche Bedeutung der Humboldt'schen Bildungsauffassung vergäße": "Humboldt ist nötig, um unsere Gegenwart zu bewältigen." Wenn viel Wissen

schon Bildung wäre, stünden wir Alten im Vergleich zur heutigen Jugend recht "ungebildet" da — (und so komme ich mir oft meinen — o, so klugen, gelehrten Enkeln gegenüber auch vor!!). Aber ich lasse nichts auf den Wissensstoff kommen, der uns durch Gedichte und Dramen eingehämmert wurde, so fest eingehämmert, daß er bis ins hohe Alter standhielt.

Chamissos "Alte Waschfrau": "Siehst du geschäftig bei den Linnen ...": Nur keine Arbeit verachten!

"Das Riesenspielzeug"²⁰: der pflügende Bauer ist kein Spielzeug! Das tägliche Brot halte heilig.

Das "Lied vom braven Mann"²¹: Aufopferung für den Nächsten.

Goethes "Der Sänger" mit der feinsinnigen Auffassung von "Belohnung": Ein Glas edlen Weins — statt Geld!

Justinus Kerner: "Der reichste Fürst": "der sein Haupt kann kühnlich legen jedem Untertan in' Schoß.": Vertrauen — das Kleinod!

Ich könnte fortfahren noch und noch: irgendwie nahm das alles Besitz von uns. Mag es noch so altmodisch klingen: es gab Achtung vor dem Leben, Herzensbildung und Gemütstiefe.

Die Zitate aus Schillers "Lied von der Glocke" begleiteten gewissermaßen unsere Tage:

"Von der Stirne heiß — rinnen muß der Schweiß!": Wie oft tat er es beim Wegeharken im Garten.

"Der Mann muß hinaus ...": Na klar muß er, aber auch die Frau muß "wirken und streben."

"Doch mit des Geschickes Mächten ...,": Nein, mit denen war wirklich kein "Bund zu flechten", wenn Tante Emilie ausgerechnet in die Generalprobe von Körners "Gouvernante" hereinplatzte!

"Alles rennet, rettet, flüchtet ...": Um die Küken vorm Gewitterguß zu retten!

"Um des Lichts gesell'ge Flamme sammeln sich die Hausbewohner —": Damals mit Schmökerbuch und Handarbeit, (heute am Fernsehschirm ohne!!)

"Heil'ge Ordnung — segensreiche Himmelstochter ...": Müssen denn ausgerechnet am Sonntag beim Rausgeben reiner Mundtücher die Schübe aufgeräumt werden? Lauter Illustrationen zum Alltagsleben!

Zu einer meiner größten Großmutterfreuden später gehörte es, wenn ich meinen Enkel Konrad im Badezimmer laut solche Gedichte deklamieren hörte oder

²⁰ Ballade von Adalbert v. Chamisso (1831).

²¹ Gottfried August Bürger

morgens sein Lesebuch auf dem Badewannenrand fand. Er hatte noch einen Lehrer, der Gedichte lernen ließ.

Was hätten wir wohl (Erna und Gustel) mit Aufsatzthemen anfangen können, wie: "Wage es, unbequem zu sein!" oder: "Seid Sand, nicht Öl im Getriebe der Welt"! Wir mußten über den "poetischen Reiz des Wassers" schreiben, (und das sogar am Kanal in der Kaiserin-Augusta-Straße in Berlin) oder über "helle Fenster in dunkler Nacht". Hier allerdings wagte ich im Schlußsatz eine Kritik: "Mehr weiß ich darüber nicht zu schreiben, da ich nachts nicht auf die Straße darf."

Tante Miranda

Ich glaube, was die hochgeistige, kleine Persönlichkeit Fräulein Zenker uns an Bildung vermittelte und wie sie es vermittelte, stand auf einem höheren Niveau, als der damalige Berliner Klassenunterricht.

Aber einmal erschien uns unser gutes Zenkerchen herzlos. Es war ein heißer Sommertag. Die Eltern waren fort. Wir hatten Schule. Da schrillt die Türglocke durchs Haus. Nanu? Die Haustür war doch unverschlossen. Jeder konnte — wie überall auf dem Lande — einfach hereinkommen.

Wir laufen hin, die Mädchen waren bei der Obsternte im Garten: da steht ein Persönchen erhitzt und außer Atem: "Ach Kinderchens, nehmt mich rein! Sie sind hinter mir her. Ihr kennt mich wohl nicht? Ich bin doch eure Tante Miranda, Miranda von Jülich! — Der Oskar, eurer Vater, ist wohl nicht da? Er wird mich schon aufnehmen! — Steht doch nicht so stumm da, ich bin doch eure Verwandte! Wißt ihr denn wirklich nichts von mir? " Sie fing an zu weinen.

Nein, wir wußten wirklich nichts von einer Tante Miranda.

Sie erzählte, erzählte und erzählte. Fräulein Zenker nahm sie ins Zimmer, brachte ihr Stärkung und schickte uns spielen. Wir wippten auf der Deichsel des Leiterwagens vor der Küchentür, aufgereggt über diese neue Tante, die Fräulein Zenker so merkwürdig wie eine Kranke zu behandeln schien. Später dann — man höre nur — ließ sie sie mit einem von Herrn Robe erbetenen Wagen zur Bahn nach Tuchel fahren.

Die Eltern fanden es — meiner Erinnerung nach — wohl ganz richtig gehandelt. Wir aber, die wir das unglückliche Menschlein leise weinend aus dem Tor hatten fahren sehen, heulten beide, Gustel wie ich.

War es richtig? Wohin war sie gefahren?

Nie hat man wieder etwas von ihr gehört.

Jahre später las ich im Geschlechterbuch über die Familie Wehr: "Miranda von Jülich — verschollen. Litt an Verfolgungswahn." Punkt!

Pensionsjahre in Großstadtluft

Eins konnte nun aber Fräulein Zenker wirklich nicht: uns einsegnen. Und der alte Pfarrer Butschkowski in Tuchel genügte Mutter, die von den ersten Größen Berlins unterrichtet war, durchaus nicht.

Robes ließen sich als "Beispiel für die Leute" alle paar Wochen mal nach Tuchel in die Kirche fahren, aber wir waren eigentlich froh, daß unsere Eltern dieses "Theater" nicht mitmachten und lieber als "unfromm" galten. So hieß es also für mich: ein bis zwei Jahre weg nach Berlin, in eine Pension für "höhere Töchter".

Das 14-jährige "Gänschen vom Lande", das nun aus der Kensauer Ungebundenheit heraus drei Treppen hoch in die Pension von Fräulein Schimmel versetzt wurde, war seiner Meinung nach gar kein solch Gänschen mehr. Es hatte schon viel nachgedacht, gelesen, geschrieben, natürlich auch gedichtet, hatte teils bewußt, teils unbewußt seine Eigenart herausgestellt im Sinne von Gustav Stielers "Winteridyll":

"Und wenn ich auch darob zu tadeln bin —
im Eigensinn liegt doch der eigne Sinn!"

Dieser "eigne Sinn" wurde nun gründlich gezügelt durch Fräulein Schimmels bewußt aufgetragene Autorität, die so ganz anders war als die gewohnte mütterliche.

"Eine Hoheit, eine Würde entfernte die Vertraulichkeit"²², wenn man — in ihr Zimmer zitiert — wie ein begossener Pudel auf dem Teppichzipfel stand und seine Entschuldigung über irgendein Versehen anfang: "Ich dachte ..." — "Wenn ihr doch nicht immer denken wolltet!" wurde einem beschwörend entgegengedonnert.

Tags darauf aber bei einer vergessenen Formalität im selben Ton: "Denk doch mal etwas nach!" oder "Das kannst du dir doch selber denken!"

Ja, was denn nun? Das Selberdenken war schwierig, wenn sie, ihr Gesicht in strenge Falten gelegt, das Arbeitszimmer betrat.

Bei meinem Abschiedsbesuch nach der Einsegnung unterbrach sie plötzlich unser freundliches Gespräch, sah nach der Uhr und setzte wieder ihre strenge Miene auf:

²² Friedrich Schiller: Das Mädchen aus der Fremde

"Entschuldige, ich muß jetzt ins Arbeitszimmer." Spontan entfuhr es mir: "Warum denn aber *so*? So, wie Sie jetzt sind, sind Sie doch viel netter!" Viel lieber wäre sie auch *so*, meinte sie lächelnd, aber die Pensionszeit wäre nun mal die einzige Zeit, in der die Jugend Respekt lernen könne, und Respekt gehöre eben zu rechter Erziehung!

Wo ein heutiger Teenager in gesunder Nüchternheit einfach fragt: "Na und?" bewegte sich ein Backfisch von damals in Supergefühlen: wie "furchtbar gräßlich", "entsetzlich aufregend!" Es erstaunt mich heute noch, wie man sich damals duckte.

Wenn die Mademoiselle bei unseren täglichen Spaziergängen im Tiergarten verhindert hatte, daß wir einen Schutzmann fragten: "Kommt der Kaiser heute?" und "Wo kommt er? ", so konnte man hinterher wohl empört dichten:

"Seht, seht, wie sie wackelt — so höhnisch, so frech!
und richtig — da ist der Kaiser schon weg.
Mais non — c'est terrible — c'est donc un peu fort!
Vous êtes — o cette M'elle! — so schreit es im Chor!"

Aber das war auch alles. Daß Ella ihr aus Wut die Straußenfeder auf ihrem Hut umknickte, fanden wir allerdings gemein.

Ganz fabelhaft hingegen fanden wir bei anderer Gelegenheit Cordelia.

(Unter der Überschrift: "Beitrag aus alten Tagen zum Führerprinzip von heute" habe ich später mal in einer Zeitung davon erzählt.)

Sie hieß Cordelia! Man denke sich eine Cordelia unter lauter Gretchen und Erna und Leni und Susi und Käthe in der Pension bei Fräulein Schimmel! Cordelia war Rumänin. Wir fühlten viel zu deutsch, als daß uns das imponiert hätte, aber sie hatte absolut keinen Respekt, nicht einmal vor den Augen von Fräulein Schimmel! Sie sprach jede Lehrerin an, hatte vor nichts Angst, führte alles durch, was sie wollte, und hatte Einfälle, die viel zu verrückt waren, als daß man ihr böse darüber sein konnte. Und das imponierte uns.

Das war doch schon wirklich was, wenn als köstliche Unterbrechung der langweiligen Geometriestunde vor dem Fenster plötzlich eine Schere baumelte, die Cordelia in ihrer Freistunde heruntergelassen hatte, angeblich, um ein auf den Hof gefallenes Stückchen Papier damit aufzunehmen, oder wenn sich in der Ecke des Klassenzimmers oben die Decke plötzlich dunkel zu färben begann und Wasser heruntersickerte, das Cordelia mit der harmlosesten Miene zu ihrer Reinigung für nötig erklärte!

In einer Rechenstunde entdeckte Dr. Otto bei ihr einen Zettel mit einer tollen Karikatur. Sie konnte sie gerade noch in kleine Stücke zerreißen und wegwerfen. Allseitiges Aufatmen! — Wa...was? Er sammelt sie auf, er nimmt die Schnitzel unheilverkündenden Blickes mit in die Pause, in den Saal, wo unsere Klasse Schmalzstullen kauend in der Runde geht. Das ganze Lehrerkollegium steht da am Flügel, auf dem Dr. Otto sein Krimi-Mosaik zusammensetzt. Ganz "fürchterlich schrecklich" war es. Da — jetzt ist Cordelia am Flügel — die Köpfe der Lehrer fahren hoch: was ist los? Mit blitzschnellem Ruck wischt Cordelia vor Dr. Ottos Nase das schon halb zusammengesetzte Geschnitzel in ihre Hand, und ehe sich noch einer von seiner Verduzttheit erholt hat, geht es von der Hand in den Mund und sie schluckt es samt ihrem Brot runter — auf Nimmerwiedersehen!

Wir feierten sie wie eine Heldin!

(Ist es zu verwundern, daß mich später in dem Film "Die Feuerzangenbowle", bei der die alten Herren sich ihrer Jugendstreiche erinnerten, genau dieselbe Heldentat eines Studenten direkt begeisterte?!)

Kurz, Cordelia war eben Cordelia, ein Stern, der auftauchte und verschwand, als das Pensionsjahr vorüber war.

40 Jahre später hat dieser Tausendsassa Cordelia es fertig gebracht (ihr Mann ist in hoher Stellung nach Berlin gekommen), die Elli, Erna, Leni, Käthe usw., die in alle Winde gesprengten, wieder zusammenzubringen!

So saßen wir unter unserem Lindenbaum und ließen die alte Zeit in unsere junge hineinspazieren.

O, o, Fräulein Schimmels strenge Augen! Ihre Haltung! Wir fühlten noch den durchbohrenden Blick, wenn einer es wagte, eine Minute zu spät zu Tisch zu erscheinen, das Taschentuch laut zu gebrauchen, Erkältungen zu haben, was als Verbrechen galt, als Folge übler Taten! Wir spürten noch das zuschnürende Angstgefühl, wenn die Tür vom Arbeitszimmer sich öffnete! "Leni, komm nachher in mein Zimmer!" — Keiner wagte zu atmen aus Mitgefühl — O, wir kannten es alle — die Strafpredigt über eine verhaene Arbeit, ein schlecht geführtes Kontobuch (bei mir stand oft: zu viel Leierkastenmänner!), verweigerte Frühstücksschmalzstullen, zu viel geschriebene oder empfangene Briefe oder dergleichen! Die Blicke der Freundinnen gingen immer wieder zur Tür, um zu erspähen, in welchem Grade verweint die endlich Befreite erschien.

Cordelia kam nie verweint heraus, eher wütend, meist lachend!

Ja, bei unserem Plaudern am Kaffeetisch kamen alle, erst die Leni, dann das Gretchen, die Elli und endlich auch Cordelia damit raus, daß sie doch eigentlich — so merkwürdig es sei — die Güte, Gerechtigkeit und Hingabe von "Tante" Schimmel, trotz allem "Respekt haben müssen" nicht unterschätzt hätten, ja, daß

man unentwegtes Vertrauen zu ihr gehabt habe. Nicht solch Vertrauen vielleicht, wie man das heute versteht mit dem "Sich alles von der Leber weg reden", dem Arm in Arm gehen und so, aber ein Vertrauen in das Beispielhafte in ihr, das zu sich selbst sprechen läßt: Hab dich nicht, nimm's hin, wie es ist. Deutle und murre nicht daran rum. Das Leben ist hart, und du kommst besser zurecht, wenn du auch anderen Willen über dir respektierst.

Und merkwürdig: keiner von uns hat davon Komplexe zurückbehalten! Cordelia, die am öftesten "drin" war, am allerwenigsten.

Ob heutzutage ein 14-jähriges Mädels, Schülerin der obersten Klasse drei Tage lang eine erkrankte Lehrerin der untersten Klasse vertreten darf? Zwei volle Tagebuchseiten habe ich diesem Ereignis gewidmet, vor Stolz platzend, als Herr Dr. Otto mich in der Pause schmunzelnd mit "He, he, Kollegin!" anredete!

Ich vergab ihm gnädiglich sein hämisches Grinsen, mit dem er mich in den Rechenstunden dauernd reizte.

"Erna Wehr!" Ich schnellte in die Höhe.

"Warum haben sie mich denn nicht begrüßt, als ich Sie gestern im Tiergarten traf?"

"Ich hab' Sie wohl nicht gesehen."

"He, das stimmt doch nicht", er fixierte mich maliziös. "Sie guckten ja ganz schnell nach der anderen Seite — he?! Sie können mich wohl nicht ausstehen?"

"Nein!" soll ich wütend gerufen haben, und alles lachte. Er mit!

Er liebte es, durch lustige Charakterisierungen und Neckereien den trockenen Stoff zwischendurch lebendig zu machen. Als Gustel im nächsten Jahr seine Schülerin war, bezeichnete er sie als "jroßen Jeist" und setzte hinzu: "Und die Erna, die war 'ne treie Seele!"

Er soll ein vorzüglicher Lehrer gewesen sein, daß ich trotzdem ein so schlechter "Rechenmensch" geworden bin, dafür konnte er ja nichts.

Konfirmation um die Jahrhundertwende Oberhofprediger Dryander

Die Konfirmation um die Jahrhundertwende war zwar eine traditionell übliche Familienfeier, (zum Teil auch mit einem ersten Tanzvergnügen als Beginn des nun "erwachsenen Lebens"), aber in den Kreisen, die sich christlich nannten, wurde die kirchliche Handlung doch sehr ernst genommen. Ein "Festgemachtwerden" in seinem Glauben — angesichts einer unsicheren Welt — das hielt man für sehr wichtig. Die skeptische Frage, ob es vielleicht Heuchelei sei, was man bei der Konfirmation versprach, wurde damals kaum gestellt.

Noch war Schleiermachers Einfluß weithin wirksam: seine tiefe, echte Frömmigkeit, sein klares Denken, sein Wirklichkeitssinn. Als Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche hatte er eine große Gemeinde, die unter seinem unmittelbaren Nachfolger, Pastor Müllensiefen, in gleichem Geist geführt wurde. Hellseherisch hatte er fünf Jahre vor seinem Tod (1829) ein "nach- und antichristliches Zeitalter" heraufkommen sehen, das die "Fahne des Unglaubens" aufziehen würde. Seine große Persönlichkeit, die aus einer "unüberwindlichen Hoffnungsquelle — Gott genannt — " lebte, war mit seinem Tode nicht erloschen, sondern lebte fort.

Eine ähnliche Persönlichkeit war nun Dryander.

"Dryanders Satz: Ich will mich lieber zu Tode hoffen, als im Unglauben verloren gehen! war das Zentrum seines Wesens," sagte Gen.Sup. Vits am 18.4.1943 bei der Feier seines 100. Geburtstages, "er hatte einen wirklichen Gott, nicht nur eine gedankliche Attraktion."

Wir, die ihn kannten, hören im Geist, wie aus einer ferngerückten, durch ungeheure Ereignisse längst überholten Zeit Worte, die auch dem Geschlecht von heute gelten:

"Es ist nicht nur ein unendlich Großes, es ist auch ein Heiliges, daß der Einzelne sich hinter das Ganze zurücksetzt, sich als Teil eines Größeren fühlt und weiß, daß das eigene Leben nicht der Güter Höchstes ist. Der Ernst solch sorgender Liebe trägt mehr Christentum in sich als das weichliche Geschwätz von einem ewigen Frieden, der jenseits der Welt ist."

In unseren Konfirmandenstunden bei Oberhofprediger Dryander saß Fräulein Schimmel dabei und schrieb Satz für Satz mit. Das mußte dann in der Arbeitsstunde schön in ein Heft abgeschrieben werden.

Ein paar Jahre später konnte ich das so mühsam Abgeschriebene gut gebrauchen: Annchen Schulz, die Tochter des Brenners, konnte ihrer Gesundheit wegen nicht

den zweistündigen Weg nach Tuchel zum Konfirmandenunterricht machen, und der junge Pfarrer Collin trug mir an, sie zu unterrichten. Eine herrliche Aufgabe! Wertvoller als all das mühsam von Fräulein Schimmel Abgeschriebene war mir, und ich weiß das auch von vielen Mitkonfirmanden, das, was er uns fürs Leben mitgab.

Nach allem, was ich erzählte, hatte Gustel sich schon so sehr auf das Konfirmandenjahr gefreut, bekam aber eine schwere Bauchfellentzündung und konnte danach nicht mehr in den überfüllten Kursus aufgenommen werden. Ich litt mit ihr, immer wieder steht das im Tagebuch:

Wieder sagte Dryander mir bei der Begrüßung nach der Bibelstunde auf meine Frage: "Haben Sie mir nichts zu sagen?" — "Nein, nein, mein Kind, ich darf Gustel wirklich nicht annehmen. Ich darf die Zahl 250 nicht überschreiten."

Im letzten halben Jahr machte es Dryander dann doch noch möglich. Es war entscheidend für Gustels ganzes Leben, wie sie immer betonte. Mit ihrer Einsatzbereitschaft für alles, was Gott, Jesus, Religion, Kirche hieß, mit ihrer Bibelkenntnis (auf Anhieb wußte sie, wo jeder Spruch stand), und ihrem Gebetsmut ist sie unendlich vielen Menschen zum Segen geworden.

Kurz vor der Einsegnung ließ Dryander jeden Konfirmanden zu einem Einzelgespräch zu sich ins Haus kommen. Natürlich habe ich mir — wie üblich — hinterher gleich alles aufgeschrieben.

Keine Angst, ich will davon nichts weiter erzählen, als daß seltsamerweise dreimal in Klammern steht: "Er lachte". Das ganze Gespräch über Alltäglichkeiten, über meine Zukunft, über Hochmut (den ich bei mir vermutete und den er als "pure Eitelkeit" bezeichnete), über "fromme Bücher", die ich — außer der Bibel — abgelehnt hatte — alles war so gar nicht rührselig oder beichtgemäß, war nur so erquickend heiter wie jede Konfirmandenstunde.

Wenn er da so frohgemut ans Harmonium eilte, in die Tasten griff und mit seiner klangvollen Stimme uns mitreißend mächtig lossang:

"Die Sach ist dein, Herr Jesu Christ,
die Sach an der wir stehn,
Und weil es deine Sache ist,
kann sie nicht untergehn!"

so war man einfach überzeugt, daß es hier um die Sache Gottes geht!

Aber ebenso überzeugte er uns, daß es, und zwar dauernd, um die "Sache des Menschen" geht.

Da kommen Anna und Hilde von Gierke (später führende Persönlichkeiten im Pestalozzi-Fröbel-Haus und im Jugendheim, Töchter eines bekannten Professors) sehr oft zu spät und abgehetzt in die Stunde. Uns störte das. Einige sagten es.

Aber da — mein Dryander! Mit funkelnden Augen blitzte er in seine Konfirmanden hinein: "Warst du schon mal bei Gierkes im Haus? Nein? Du? Du? — Hast du eine kranke Mutter? Mußt du dem Vater die Frühstücksstulle machen — die Geschwister zur Schule besorgen? Mußt du heizen — die Betten machen — die Stiefel putzen? — Und dann wollt ihr euch ein Urteil anmaßen? ! — Und wenn ihr hier noch so fromm über Gott philosophiert: erst lernt mal Nächstenliebe gefälligst!"

So prasselte es auf uns herunter über die Gefahr des schnellen Vorurteils im Sinne der Erklärung des 8. Gebots: "... sondern ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren!"

Eines Sonntags besucht uns Dryander in der Pension. Fräulein Schimmel bedauert ihn wortreich, daß er im Alltag keine Zeit dazu habe: Sonntagsentheiligung?

Er entgegnet in erquickendem Humor: "Nun, ich könnte mich ja auch hinter den Ofen setzen (nach Luther) in meinen besten Kleidern, aber —" sich zu uns wendend: "Ich wollte doch erst mal sehen, ob ihr alle keine Schafe seid, die ich aus dem Brunnen holen müßte."

Ich höre noch sein frohes Lachen, mit dem er uns dann erläuterte, daß — nach dem 3. Gebot — der Tag an sich keiner besonderen Heiligung bedürfe, sondern nur durch unser Tun und Lassen "geheiligt" oder "entheiligt" würde.

An dem tiefen Ernst von Dryanders Glaubenshaltung konnte wohl niemand zweifeln, aber sein freudiges, heiteres Wesen unterstrich, daß Christsein eine durchaus fröhliche Angelegenheit ist.

Ob nicht auch Jesus geschmunzelt hat, als er "die blinden Leiter des Volks" damit aufzog, daß sie ihre kleinen Äußerlichkeiten wohl wie "Mücken durchs Siehtuch" gössen, um klare Milch zu haben, aber größeres einfach verschluckten?!

Ich habe mich als Kind totlachen wollen über das "ausgerissene und weggeworfene Auge", den "Splitter", den "Balken im Auge", über den Vergleich von Salomos glitzernd herrlichen Gewändern mit den schlichten Lilien auf den Feldern, den Vögeln, die nicht säen und doch ernten. Lag nicht in all dem Humor? Ist es nicht ein humorvoller Gedanke von Gott, so urputzige Wesen wie einen Frosch oder ein Känguruh erschaffen zu haben? Darf man nicht darüber lachen?

Der englische Theologe Spurgeon hat einmal gesagt, daß Lachen zuweilen heiliger sein kann als Weinen. Lachen wir nicht heute etwas zu wenig? Auch in der Kirche? Jesus hat viel — noch in seinen Abschiedsreden — von Freude

gesprachen, zu der wir geschaffen seien. "Daß euer Herz sich freue, und diese Freude soll niemand von euch nehmen!" Dryander jedenfalls nahm sie uns nicht!

Plänkeleien um die Liebe

Wie war da doch die Sache mit Ella von Sprengers Liebesplänkeleien gewesen, die sie nach jedem Sonntagsausgang neu zu uns hineinrug? Wir fanden es durchaus gerecht, daß da ein harter Riegel vorgeschoben wurde. Merkwürdigerweise hatte Ella bei keiner der 14 Mädels einen Rückhalt, nur die kleine Mietze Voß sagte: "Laßt sie doch, sie ist nun mal so!" Die anderen urteilten: "liederlich", "affektiert!", "frühreif", "kokett", "männertoll" und härter. Ja, und nun passierte Folgendes: eines schönen Tages kriegt nicht Ella, sondern Erna, das brave, sittsame Ernchen, ein Telegramm. Große Aufregung: Anmeldung der Mutter? Todesanzeige? Einladung? Nein! "*Mit summa cum laude bestanden! Konrad*".

Konrad? Ein junger Mann? Ein Vetter! Nanu?! Das Necken nahm kein Ende.

Aber noch größere Sensation: ein paar Tage später, eines Nachmittags, als ich gerade zur Klavierstunde antreten wollte, klingelt's, und unverfroren gibt dieser zwanzigjährige Jüngling seine Visitenkarte ab und wünscht Erna Wehr zu sprechen!

Heutzutage würde man sagen: Na und? Was ist denn dabei? Ernchen fand eigentlich auch nichts dabei, aber sie erschien doch mit hochrotem Kopf in der Klavierstunde.

Es kommt noch toller: Ein paar Tage später kommt Fräulein Schimmel mit undurchdringlichem Gesicht in die Arbeitsstube. Hat jemand etwas verbochen? Nein. "Ich habe hier einen Brief von Ernas Mutter bekommen. Erna soll mit dem Abendszug um 11 Uhr in die Ferien fahren. Und da zufällig ihr Vetter in Berlin ist, soll er, um mir keine Umstände zu machen, sie von hier abholen und an den Zug bringen. Da er, wie Ernas Mutter schreibt, durchaus vertrauenswürdig ist, habe ich natürlich keine Bedenken. Ihr dürft also morgen bis 11 Uhr aufbleiben, und ich hoffe, daß ihr euch richtig benehmt!"

War das eine Aufregung den Tag über! Ich war nur froh, als endlich die Droschke unten vorfuhr. Alles stürzte ans Fenster, um die Begrüßung zu verfolgen. Ich lief, das Kofferchen in der Hand, so schnell wie möglich die drei Treppen hinunter, um der albernen Gesellschaft zu entinnen.

Die erste Frage beim Zurückkommen aus den Ferien: "Wie war 's denn? Hat er dich geküßt? Gesteh's nur!" Ich wutschnaubend: "Damit er sich 'ne Backpfeife von mir holte, ja? Wenn ihr noch lange quatscht, kriegt ihr alle eine!" (Wie hätte ich damals heimlich gewünscht, er hätte mich geküßt, nur um ehrlich "Ja" sagen zu können.)

Damals war ich viel zu naiv und harmlos, den Unterschied von Ellas Liebeleien und meiner Beziehung zu dem mir von Kinderzeit an bekannten brüderlichen Vetter zu kapieren. (Einen Vetter heiratet man ja nicht!) Wenn Fräulein Schimmel uns abends aus Freytags "Soll und Haben" vorlas, und Ella bei des braven Antons Liebeswerben so komisch kicherte und Cordelchen Blicke zuwarf, war mir das einfach unverständlich. Ich fühlte mich dabei etwas "beschränkt".

Prüde war Fräulein Schimmel eigentlich nicht. Sie hatte zur Betreuung ihrer Schar einen jungen Arzt, Doktor Schmidt. Viel Kranksein gab's bei uns nicht, aber als mein Hals, der mir schon damals bei Elses Hochzeit ein Schnippchen schlug, wieder mal bockte, hieß es: Mandeln raus! Tante Rose ging mit mir zu einem Facharzt: "Na, mein Fräulein? Also los, Mund auf!" Ritsch — eine Mandel weg. Ratsch — die zweite. "War es schlimm?" — "Na also! Augenblick noch, da hinten noch die Rachenmandel." Au jatsch. Nun rollen doch die Tränen, und in der Pferdebahn fällt mir der Kopf schwer auf Tante Roses Schultern. Aber na, hinterher gab es Eis. Nach ein paar Tagen saß ich wieder auf der Schulbank. Viel Federlesens wurde damals nicht gemacht.

Aber der junge Arzt betreute mich dann doch wohl zu sehr. Es hieß, er sei in mich verliebt, und er bekam den Laufpaß. Ich fand das maßlos albern. Er war zwar kein Doktor Vossius, aber er war doch ein *Onkel Doktor* und ich ein Schulmädchel, das für alle schwärmte, die nett zu ihr waren. Was war denn dabei?

Ja, wie stand es dann damals mit "Sex", "Flirten", mit "Liebe"? Nun, genau wie heute. Nein — halt! Die Vokabel "Sex" kannte man noch nicht. Und ob ein 17-jähriges Mädchel heute wohl ebenso fühlt — wenn es auch nichts darüber ins Tagebuch schreibt — wie es die Erna Wehr damals tat? *"Gestern ließ Herr Wilberg.(ein Gutsnachbar) durch's Telefon anfragen, ob es Papa recht wäre, wenn er mit Herrn Nagel (einem früheren Inspektor) abends herkäme. Herr Nagel! Das eigentümliche Gefühl, das ich bei besonders freudigen Ereignissen in mir habe, kam in mich. Ich war ganz rappelig vor Freude. Na — nun kam er!"*

Es folgt eine begeisterte Schilderung seiner "schönen blauen Augen" — "fast wie Kon", seines herzhaften Händedrucks, des Abendbrots mit Anstoßen und "direkt in die Augen schauen", der Anrede: "Gnädiges Fräulein", die mich verdutzte.

"Es war noch ganz der liebe alte muntere Herr Nagel, für den ich schon früher schwärmte!"

("Früher" — ich war jetzt siebzehn!) Dies eigentümliche Gefühl hatte ich doch bei allen bisherigen Männerbekanntschaften in Berlin nicht gehabt, da war immer irgendeine Beziehung zum Leben, zu Büchern, zu Anschauungen — nicht nur "so".

Dieses "so", das leer ist in seiner nur triebhaften Sinnlichkeit, war sicherlich geweckt durch ein vorhergehendes Gespräch bei Robes. Sie hatten gefragt: "Warum kommt denn Herr Nagel so oft zu euch? Der führt wohl was im Schilde?!"

"Er schwärmt nämlich wahnsinnig für Mama," sagte ich harmlos. Sie brachen in ein tolles Gelächter aus und sahen sich bedeutungsvoll an. Sie versuchten mir, immer noch kichernd, klarzumachen, daß das bestimmt ein Umweg zu mir wäre. "Das machen die Männer so!"

All meine Unbefangenheit war weg, all meine Eitelkeit erwacht, all mein "mich Erwachsenfühlen" aufgepeitscht zu den lächerlich eigentümlichen Liebesgefühlen, wie ich sie dann in mein Tagebuch schrieb.

Daß ich nicht mit Pauken und Trompeten auf Herrn Nagel, diesen Windhund, hereinflie, verdanke ich den Eltern, die den lockeren Vogel erkannten und seinen Antrag ablehnten. Das erfuhr ich aber erst viel später, als ich klug genug war, diese Elternentscheidung zu verstehen.

"Flirten". Gibt's das Wort heute noch? Damals flirtete man — das machte ja Spaß! In der Tanzstunde der Pension (natürlich nur unter uns Mädeln) versuchten wir dem klavierspielenden Jüngling beim Vorbeitanzen einen Blick zuzuwerfen. Oder wenn auf dem Perron der Pferdebahn ein junger Mann durchs Fenster ins Innere guckte, guckte man natürlich wieder, wenn man sich auch ein bisserl albern vorkam.

Aber einmal ist es mir doch beinahe zum Verhängnis geworden. Ich reiste zu den Ferien nach Haus. Damals gab es auf dieser Strecke noch fünf Bahnhöfe, von denen aus man von Berlin abfahren und ankommen konnte: Charlottenburg, Zoologischer Garten, Friedrichstraße, Alexanderplatz und Schlesischer Bahnhof. Ich fuhr vom Zoo ab, natürlich Damencoupee 2. Klasse. Bahnhof Friedrichstraße sieht ein flotter junger Mann das Mädchel am Fenster stehen und steigt ein.

"Hier ist Damencoupee," sagt meine Reisegegensin energisch. "Entschuldigung!" Bald aber ist er wieder an der Tür: "Hier auf dem Flur ist viel bessere Luft."

Ja, warum auch nicht auf den Korridor gehen? Die Reise ist noch lang. Ich fand meine Reisegefährtin prude.

Ich ging. — Nette Unterhaltung. Aufforderung, doch auch mal in sein Abteil zu kommen!

Ausfragen: "Woher?" — "Wohin?" — "Oh, bis Konitz? Nun, die Marienburg ist ja nur zwei Stationen weiter, wäre doch aber so sehenswert, nette Unterbrechung."

Ich könnte ja gleich wieder zurückfahren. Man ist doch nur einmal jung ...

Warum berührt er denn meine Füße so komisch? Ich werde stutzig, ablehnend! Gehe energisch raus, was er zu verhindern versucht, und blieb bis Konitz bei geschlossener Tür, mit vorgezogener Gardine, bei der klugen "Prüden".

Ah, Konitz! Schnell raus gottlob entronnen! Ja, denkste!

Er kommt hinterher, Koffer in der Hand. Nanu? Er wollte doch weiter bis Danzig? Ich hatte ihm alles erzählt: Keine Abholung in Konitz, der meist leere kleine Bummelzug bis Tuchel... Hilf Himmel, was mach' ich nur, wenn er mir nachkommt?

Er kommt mir nach! Auf dem Gleis drüben links steht wartend mein Zug nach Tuchel. Rechts gleich vorn zur Abfahrt fertig, der Zug nach Laskowitz. Der Mann hebt schon das Schild. Ich rein, mein Verfolger rein, an mir vorbei ins Nebenabteil. Er stellt triumphierend seinen Koffer ins Netz. Draußen ruft's: "Abfahren". Ich raus, knall die Tür zu. Der Zug fährt ab, mit ihm! Meinen Zug bekam ich dann gerade noch!

Papa liefen die Tränen vor Lachen runter, als ich's erzählte, halb verschämt, irgendwas unerhört Gemeines getan zu haben. Aber Papa meinte: nein. Nun, ich hatte genug vom "Flirten".

Und nun "Liebe".

Von Liebe kann eigentlich nicht eine reden, die alles liebte. Für die ist die Liebe so selbstverständlich wie es der Sonnenschein ist, und hat weder etwas mit Koketterie noch mit Flirterei zu tun.

Nicht bei jedem Mann ist es die "richtige Liebe", wenn er ein Mädels ansieht. und nicht bei jedem Mädels ist es echt, wenn sie soviel Chancen gibt, wie ich Herrn Nagel gab. Die richtige Liebe geht eigene Wege. Sie kommt unversehens, wächst ganz langsam, kommt im Sturm oder in der Stille. Und es ist gut, wenn man sie dann als das "rechte Gefühl" erkennt.

Als ich später meinem "Kon" das Ja-Wort gab und wir uns gegenseitig unsere bisherigen Erfahrungen in Bezug auf Liebe beichteten, wurde mir erst an seinem Entsetzen in Gedanken an seine Konkurrenten klar, mit welcher Härte ich heiratswillige Liebe oft zurückgewiesen hatte.

Aber — ob nicht auch darin manchmal ein "müssen" liegt?

Heute lernt man sich, so möchte ich meinen, oft besser für eine kommende Ehe kennen, als es damals bei einer offiziellen Verlobung nach flüchtiger Bekanntschaft möglich war, noch dazu wenn — nach konventioneller Sitte — beim Zusammensein wohl gar ein sogenannter Anstands-Wauwau dabeisein mußte, damit das Miteinandergehen nicht noch weiter ging — vor der Ehe!

Einen Vetter heiratet man nicht. Der ist wie ein Bruder. Daß der Vetter auch Freund werden kann und der Freund dann Ehemann, wenn die Liebe standhält — das konnte ich vorher nicht ahnen. Nur Mutter ahnte es wohl, denn einer Bekannten, die mich absolut als Schwiegertochter haben wollte, winkte sie ab: "Ihr Herz ist nicht mehr frei."

Mutter hat mir bestimmt Aufklärendes gesagt vor meiner Ehe, aber ich wollte nichts wissen.

Als ich dann aber doch beim Umkleiden nach der Hochzeit fragte: "Und nun geht man *einfach so* mit dem Mann mit?" da sagte sie nur: "Wenn man ihn richtig lieb hat, ja, dann geht man *einfach so* mit ihm mit."

Als Kinder vom Lande war uns Heirat, Geburt und Tod ganz etwas Natürliches. Wir dachten nicht viel "drum rum", wenn da die Sau ferkelte, oder Bella läufig wurde und dann die kleinen Hundchen da waren, — oder das Fohlen, das Kälbchen. Um sowas möglich zu machen, nun ja, dazu mußte eben ein Bulle im Stall stehen (dies greuliche Etwas) oder die Ziege mußte zeitweise zum Bock geführt werden.

Die Bibel war ja auch voll vom "Zeugen". Von Liebe war da nicht viel die Rede. Und wenn wir an die Ehe dachten, dachten wir mehr ans Kinderhaben, als ans Kinderkriegen.

Daß im Dorf beim Kinderkriegen manchmal etwas nicht stimmte, war uns durch das offene Darüberreden bei Robes klar.

Frau Robe, die Biedere, nahm kein Blatt vor den Mund, wenn sie in ihrer Küche loswetterte über die heulende Guste, die "liederliche Marjell", die sich nicht das Mannsvolk vom Leibe halten konnte, und nun — welche Schande für die arme Mutter — statt mit Myrthenkranz mit Buxbaum zur Trauung müsse. Und der Korl, der Scharwerksbengel, hol's der Schinder: "Kinder in die Welt zu setzen, statt erst was zu werden an Arbeitskraft!" Das sprudelte alles nur so hervor, mit dem bekannte Schlußseufzer: "dies Pack!"

Ob uns nun das oder anderes bewog, wir machten einen strikten Unterschied zwischen "Liebelei" (à la Ella) und "Liebe" — so wie zwischen einem vergoldeten und einem echt goldenen Ring. Die "echte" Liebe war mit einer gewissen Heiligkeit umgeben.

Dieser kindhaften Liebestheorie ließen wir, konsequent wie wir waren, energisch die Praxis folgen: jedes Backfischbuch mit uns heikel erscheinender Liebelei wurde schärfstens verurteilt: es wurde einfach die Ofentüre aufgemacht und das Buch voller "Gift" hineingestopft, egal ob der schöne Einband bockte!

Nun, "vergiften" konnten wir uns bei "Herzblättchens Zeitvertreib", Otilie Wildermuth, Thekla von Gumperts Töchteralbum und "Land- und Seebilder"²³ nicht. Und die Liebesgeschichten in Gustav Freytags "Ahnen" waren "echt". Bei der neuen Form sexueller Aufklärung mit Vorträgen, in denen an Hand von Lichtbildern alle Einzelheiten biologisch interessant vorgeführt werden, wären Gustel und Erna bestimmt davongelaufen: "Ist das bedeutsam für eine glückliche Ehe? "

Ich frage mich heute noch, obgleich ich Aufklärung zu gegebener Zeit durchaus begrüße, ob ein "zu früh" in der Seele des Kindes nicht etwas verletzt?

Hierzu ein Erlebnis aus meiner Jugend:

Wir Zwölf- und Dreizehnjährigen waren mit unserem "Zenkerchen" — der Erzieherin — bei Robes, die Besuch hatten.

Die goldigen lüthen Mädels von fünf und sechs Jahren kamen vom Spielen draußen mit roten Bäckchen und wirren Haaren ins Zimmer gestürmt: "O — Mutti — es war himmlisch: wir waren am See!" — "Am See — ? !"

"Ja — und da haben wir alle gebadet. Ritsch — ratsch — die Kleider aus und rein ins Wasser!"

Die Mutter bekam große Augen: "Wer denn: alle?? Die Jungens auch?!"

"Natürlich alle! Ganz nackend!"

"Aber, aber — habt ihr euch denn da nicht geschämt vor den Jungens? " —

"Nö — wir wußten doch gar nicht, wer Junge oder Mädels war, — die Jungens hatten doch im Wasser keine Hosen an — !" Fräulein Zenker sagte hinterher, — immer noch lachend: "Entzückend — diese Natürlichkeit! Nur an Hosen erkennen sie den Jungen!"

Auf Gustels Frage, ob wir denn auch mal ohne Badehose baden könnten, wenn Walter und sein Freund dabei wären, sagte sie nur: "Ihr würdet schon merken, ob ihre Blicke harmlos sind oder nicht, und — gesund wie ihr seid — euch danach richten!"

²³ Charles Sealsfield (1793-1864) (ursprünglich Carl Anton Postl)

Erwachsen

Nach Beendigung meiner Pensionszeit steht diese kurze, nüchterne Tagebuchnotiz:

"April 1892: Ich bin wieder in Kensau. Meine Pensionszeit ist vorüber, die Konfirmandenstunden sind vorüber, meine Kindheit ist vorüber! Freut mich das? Wenn Gustel und Gretel zur Schule raufgehen und ich bleibe unten, komme ich mir vor, als ob ich krank bin!"

Tja, was half's? Ich hatte nun erwachsen zu sein.

Erwachsen sein (mit 15 Jahren) bedeutete dazumal: fähig zu sein, in die Gesellschaft eingeführt zu werden. "Gesellschaft" — nicht in dem heutigen sozialen Sinn, sondern Geselligkeit, wie sie sich jeweils traditionell entwickelt hatte.

Das junge Mädchen von damals hatte nun mehr oder weniger Ausschau zu halten nach dem Mann. Sie sollte — sie wollte ja sittsame Hausfrau werden. Es war absolut ungewöhnlich, um nicht zu sagen ungehörig, sich so zu betätigen, wie wir es nach unserer Einsegnung taten.

Bisher hatte Mutter uns absichtlich vom Dorf ferngehalten. Nur nichts Häßliches sehen, nur nichts annehmen von dem ungebildeten Sprechen der "Leute", etwa gar ostpreußischen Dialekt!

Zur Abschreckung wurde das Geschichtchen von der Förstersfrau erzählt, die dem Mann und dem Mittagsgast — hochrot vor Eifer — eine Schüssel hereinträgt mit den Worten: "Gutstes Mannche, nur nich bes sein! Der Braten is mer ins Feier je fallen. Main arster Gedanke war: Starben — main zwaiter: Aierkuchen!"

Und wenn Onkel Wilhelm, der zeitweise in Königsberg lebte, uns begrüßte: "Juten Tach, Justelchen. Na, wie jeht's bei eich? Jeht allens jut?" — dann fanden wir das auch wirklich sehr "gewöhnlich", ebenso wenn Tante Emilie einen "Kodder" verlangte, um die umgegossene Milch "aufzuschabbern". Aber — deswegen sollten wir nicht ins Dorf?

Hinter der Mauer hatten wir's schon als Zehnjährige abgesperrt empfunden, wenn wir dahinter Kinderstimmen hörten. Eines Tages, als die Eltern in Tuchel waren, hielten wir es nicht aus und steckten durch die Mauerluke erst ein Stöckchen, dann einen Paradiesapfel, dann aus unserem Sack mit, Steinchen (Murmeln) eine nach der anderen, von immer lauterem Freudenlauten da draußen begrüßt. "Mi ooch eens", schrie es. "Ick hey noch keens kregen!" Meine Haarschleife, Gustels Taschentuch, Strumpfband wurde abgeknöpft, alles, was nicht niet- und nagelfest war, herangeholt: die Tiere aus der Arche Noah, Puppenstubensachen, Bilder, aus Bilderbüchern wurden herausgerissen. Ja, die Prismen vom Kronleuchter im Saal

waren nicht zu heilig, wenn es da schrie: "Mi ook son Glitzerchen", — "mi ook". Es brandete heran aus allen Dorfhäusern, Mütter mit Kindern. auf dem Arm kamen — der Strom war längst bis ans Tor herangekommen: "Nee, aber sowat ist ja hier noch nie nicht jewest!" staunte eine Frau.

Die Geister, die wir gerufen, die wurden wir nun nicht los. Da: Wir hörten Wagenrattern die Straße herauf! "Gott lob!" oder "Hilf Himmel!" — Die Eltern kamen. Der Wagen bog in die Torfahrt: "Ein Aufstand? Was ist denn nur los? " Nur eine Kinderlaune war los, weiter nichts.

Das Donnerwetter, mit dem Papa die "Dorfbande" wegjagte, machte dem Spuk schnell ein Ende, aber unser Verhältnis zum Dorf war fürs erste verhagelt.

Nun aber kam ich als "Erwachsene" und von Dryanders Wort her "mit einer schönen Aufgabe an meiner Umwelt." Also: ran an diese Aufgabe, doch wie nun? Als "gnädiges Fräulein" nur so durchs Dorf spazieren war unmöglich. Also erstmal waren wir "nur" Fräulein Erna und Fräulein Gustel, als diese ebenso erwachsen aus der Pension zurück war. Wir hatten einen großen Pompadour am Arm und — eingedenk der von Bruder Walter verpönten müßigen Hände — ein auch im Gehen gut zu hantierendes Strickzeug dabei, herrliche Schals und Unterröcke entstanden für die Weihnachtsbescherung der etwa 80 Kinder unserer Güter.

Bald kannte man den wilden Schlingel Fritze Kühn, Semraus dicken Willi, das herzige Annchen, die ganze brave Familie Krämer. Sobald bei unserem Ausbiegen aus der Toreinfahrt durch den Posten stehenden Jungen der Ruf erscholl: "De Freilleins kommen!", saßen Mägdlein und Büblein vorm Haus, eifrig auf der Tafel ihre "A" und "O" oder "Haus und Maus" kritzeln. Für Gutes gab's 'nen Apfel, für Schlechtes eine — sehr beliebte — Nachhilfestunde. Das verhagelte Dorfverhältnis war wieder hergestellt.

Das väterliche Donnerwetter von damals hatte unsere Liebe zur Dorfjugend nicht auslöschen können. Wir fühlten wohl trotz der patriarchalischen Leutseligkeit unserer Eltern ganz instinktiv einen zu großen Abstand von Herrschaft und Gesinde. Papa rief wohl manches Mal auf den Fahrten nach Siciny oder Festnitz einem alten Weiblein kurz zu: "Sitz auf!", worauf der Kutscher ihr auf den Bock helfen mußte, aber diese drei kurzen Sätze "Halt an!", "Sitz auf!" und "Fahr zu!" so von oben herab gesprochen genügten uns nicht, ebensowenig wie Mutters vielgerühmte Barmherzigkeit.

Diese Zeit ist mir wie ein sprudelnder Quell in Erinnerung. Alles in mir drängte zur Betätigung, alle aufgespeicherte Liebe mußte heraus, alles in Berlin Gelernte gewann Gestalt und überrannte die Bedenken des guten Mutterherzens, das all

ihre bisherigen Grundsätze über den Haufen fliegen sah. Mit rührender Liebe ging sie mit ihren nun erwachsenen Kindern mit, indem sie sie einfach gewähren ließ. Aber in dieser Zeit lagen auch die großen Skrupel meines Lebens — so steht es im Tagebuch:

Ist es Hochmut, wenn wir uns so viel zutrauen? Ist es Leichtsinns, wenn wir Gott so viel zutrauen? Wo liegt die Grenze von fliegendem Hochmut und bescheidener Demut? Zurückblickend möchte ich sagen: das, was unbewußt, herausgeboren aus unstillbarem Trieb geschah, das war das Rechte, ganz abgesehen von Erfolg oder nicht. Das aber, was bewußt geschieht, um Gutes zu tun, Freude, Ehre und Dank zu erleben, das ist nicht gottgewollt, — selbst, wenn augenblicklicher Erfolg zu sehen ist. Die Furcht, dieser "eitlen Ehre zu verfallen", ließ uns später all den Bittstellern, die aus anderen Dörfern mit Fuhrwerken kamen, um uns zu "Heilungen" zu holen, zwar mit Tränen, aber doch energisch nein sagen.

Cholera und Dorfnöte

Als in einer der Familien in Kensau die Cholera ausgebrochen war, ließ Mutter täglich einen Topf Suppe mitten auf die Straße stellen, den die Dorfleute sich dann holten. Es durfte ja niemand zu ihnen gehen.

Man war sich ziemlich klar darüber, daß die Cholera durch die Flissacken, die polnischen Holzfäller, eingeschleppt wurde, wenn sie das in den Wäldern geschlagene Holz die Weichsel hinabbrachten und sich den Sommer über als Erntearbeiter verdingten. Eine strenge Grenzüberwachung und die Verbesserung der Arzneimittel konnten dann ähnliche Katastrophen, wie die von 1837 und 1907 (die in der Weichselniederung und im Regierungsbezirk Danzig unzählige Opfer gefordert haben) abwenden. Aber gefährdet blieb Westpreußen stets.

Nun, als wir das Verhältnis zum Dorf aufnahmen, war nichts mehr von Cholera-Vorsicht zu merken. Die Bewohner des damals betroffenen Hauses waren alle gestorben. Das eingäscherte und wieder neu gebaute Haus betrachteten wir aber noch mit scheuen Blicken und sahen im Geist Mutters Suppentopf auf der Straße stehen.

Herr Lehrer Voß liebte unsere "soziale Menschentums-Buddelei" gar nicht. Er klagte über Einmischung und freute sich keineswegs, wie er es unserer Meinung nach hätte tun müssen, wenn die stumpfen kleinen Polenkinder bei Schulanfang

wenigstens statt "djin dobre" schon "Guten Tag" sagen konnten und sich ihre Rotznäschen putzten.

Desgleichen dachte Pächter Robe, der den Standpunkt vertrat: Je dümmer einer ist, ein desto besserer Arbeiter ist er! Ein dummer Pole oder Kaschube war ihm lieber als ein aufgeklärter Deutscher, und die Russen, die zur Erntezeit herangeholt wurden, waren ihm die liebsten.

"Bleibt mir nur mit eurer neumodischen Aufklärung vom Leibe!" schnauzte er uns an, wenn wir drüben harmlos von Erichs Intelligenz und Kurt Semraus tadelloser Schrift sprachen. "Erzählt's doch dem Vaterchen nicht!" mahnte die gute Frau Robe. "Der ist schon so böse auf eich, von wegen eurer Dorf-Kümmerei. Was wollt ihr denn? Wir haben all immer so gelebt. Also, wozu?" Und dann zuredend sagte sie: "Ernachen, Gustelchen, ihr seid ja noch so jung, so unerfahren. Ihr kennt das Pack noch nicht. Wer am tiefsten knixt, am demütigsten die Hand küßt, den haltet ihr für den Besten. Nein, nein, Kinderchen, ihr kennt die Welt noch nicht." Und mit tiefem Seufzer endete sie: "Undank ist der Welt Lohn!"

Ja, taten wir's denn um Dank? Was trieb uns eigentlich? Allmählich gaben wir's auf, gegen diese Ansicht (übrigens die der ganzen Gegend) anzukämpfen. Über Herrn Robe mit seinem Brummen und Zetern setzten wir uns einfach so hinweg, wie es eines Tages die heranbrausende Windhose mit ihm tat: über's Scheunendach hinweg auf den Krojanker Weg. Das hatte er ja auch überlebt!

Und Herrn Lehrer Voß? Nun den versetzten wir auch: Als er das alljährliche Kinderfest drüben im Erlenwäldchen wegen einer angeblich notwendigen Reise verhindern wollte, weil — so schloß er messerscharf "nicht sein kann, was nicht sein darf" (Morgenstern), stempelten wir das "Kinderfest" kurzerhand zu einem "Kindergottesdienstfest", und es wurde halt ohne ihn in Szene gesetzt.

Daß dazu sogar Papa erschien, wurde im Tagebuch stolz verzeichnet: *Wirklich, wer unseren Vater sah — fast umgerissen von den wettlaufenden Jungen — und unsere Mutter — halb zerquetscht von der Mauer Mädels — der konnte sich nicht denken, daß das dieselben waren, die doch so dagegen geredet haben, die aber eben nicht "so" sind!*

Wir versuchten ja immer, stolz auf unsere Eltern zu sein, selbst wenn wir sie oftmals gern anders gesehen hätten.

Eigentlich hatte Herr Lehrer Voß zum "Eingeschnapptsein" ja wohl ein gewisses Recht. Er nahm es denn auch nicht nur stillschweigend zur Kenntnis. Eines schönen Tages kommt Bertha atemlos in den Garten gelaufen: "Fräulein Erna, schnell, schnell! Der Herr Pfarrer aus Tuchel ist da und will Sie sprechen!" Nanu? Mitten in der Woche? Bei Semraus ist doch alles in Ordnung. Vielleicht wegen

des Harmoniumspiels zur Andacht? Nein! "Heute komm' ich amtlich," sagte er schmunzelnd, "als Kreisschulinspektor! Hier: eine Beschwerde. *Störung des Schulbetriebs, Eingriff in sein Amt, Aufhetzung, gewisse Einflüsse zur Untergrabung seiner Autorität, stundenlange Beschäftigungen und ob der Herr Pfarrer denn unseren Kindergottesdienst billigte?"*

All das hatte Herr Voß sich zusammen mit dem Jehlenzer Lehrer von der Seele geschrieben!

Nach der darauf folgenden Unterredung mit dem Pfarrer war er dann etwas höflicher, aber, wie ich im Tagebuch vermerkte, "kühl bis ans Herz hinan!"

Es berührte uns wenig. Wir waren viel zu sehr in allerlei Dorfnöte geraten.

Über Bitten und Verstehen

Was macht man da nur mit dem armseligen, kochentuberkulösen Karlchen Frasse?

Wir trugen dem Pfarrer an, ein Zeitungsinserat aufzusetzen, um ihm einen Krankenhausaufenthalt in Danzig zu ermöglichen. "Ich?" sagte der Pfarrer. "Bestimmt nicht! Zu solch aussichtsloser Verrücktheit gehört Glaube, den habe ich nicht. Wenn schon, dann machen Sie's doch!"

In den nächsten 14 Tagen konnten weder Pfarrer Collin noch ich uns um die Postzeit aus dem Hause wagen. Es kam "für den armen kleinen Dulder" nicht nur genügend Geld für die lange Krankenhauszeit, es konnte auch noch so viel festgelegt werden, daß ihm eine vollständige Ausbildung im Schneiderhandwerk ermöglicht werden konnte!

Als er sich nach Jahren als gelernter Schneidermeister im Dorf niederlassen konnte, ließ selbst Herr Robe den Erfolg sozialer Bemühungen gelten. Es ist schon manchmal "über Bitten und Verstehen", wenn es gewagt wird, Gott alles zuzutrauen.

Im Grunde hatten Robes ja recht mit ihrem Pessimismus. Das merkten wir oft genug. Man lief gegen Grundsätze an, die unabänderlich schienen. Zum Beispiel in hygienischer Beziehung:

Da wird man zu dem kranken Pubanz-Baby gerufen.

Das Fieberthermometer zeigt fast 40 Grad. In dem kleinen Stübchen mit den acht Menschen ist stickige Luft. Frau Pubanz schürt den glutheißen Herd, an dem das Omchen strickend sitzt. Vatchen am Tisch kaut seine duftende Heringschwanzstulle. 1, 2, 3, 4 Kinder sitzen in allen Ecken. Hühner picken, die Katze hopst auf die Ofenbank. Ein Schwaden von gekochten Kartoffeln umweht

alles. Und da lag das Kleine röchelnd in der Wiege unter dicken Federbetten! Erst mal ans Fenster — schnell lüften! "Freilleinchen, wat denn, wat denn, det is zu!" — "Das muß aber auf, Fritzchen braucht gute Luft!"

Ich versuchte zu öffnen. Unmöglich. Es war fest verrammelt mit Nägeln. Sie weiden sich eine Weile an meinen vergeblichen Versuchen und sagten dann kichernd: "Sehn Se: gut zu. Kämmt doch sonst Kälte rin. Die kämmt all schon genug durch die Tür. Im Winter müssen die Fenster gut schließen!" — Basta! — Oder: "Hedchen muß 'nen Umschlag haben."

Handtuch wird gebracht und vom Herd heißes Wasser.

"Nein, kaltes Wasser bitte." — "Kaltes Wasser?" Frau Jerislawski erstarrt. "Das bringt den Tod, Fröllein!" Ich beharre, aber heimlich kommt doch noch ein Schwupp heißes dazu.

Überhaupt: Wasser! "Seit meine drei ersten Kinder mir im Bad gestorben sind, bade ich meine Kinder nu nie mehr."

Aber sie ließen es uns wenigstens machen, wenn ein Ausschlag mal zu lästig geworden war.

Mutter erinnerte sich lachend, wie auch ihre Pflegerin bei Walters Geburt das ihr gereichte Thermometer verächtlich als "neumodsches Zeug" zurückwies: "Man sieht doch: Wenn dat Kind blau wird, dann is dat Wasser zu kalt. Und wenn dat Kind rot wird, nu — dann ist's eben zu heiß."

Eines Wintertags abends gegen 6 Uhr klopf't an die Tür. Mit tränenüberströmtem Gesicht stürzt Ida herein: "Unser Egonchen stirbt. Fräulein Erna möcht' doch gleich kommen, 's Gesangbuch mitbringen und ihm die Nottaufe geben."

Ich denke, ich hör' nicht recht: Ich? — Unmöglich!

"Doch, Fröllein Erna, die Mutter sacht, Fräulein Erna kann das. Sie muß nur sagen: *Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes*, dann is es giltig, sacht Mutter. Schnell, schnell, Fröllein, er stirbt sonst. Wasser steht schon da." Sie schluchzte herzbrechend.

Also her mit dem Gesangbuch. Viertes Hauptstück: "Wie kann Wasser solche großen Dinge tun? "

Ja, soviel wußte ich, auch die Antwort: "Wasser tut's freilich nicht, sondern das Wort Gottes, so mit uns ist bei dem Wasser und der Glaube, der solchem Worte Gottes traut."

Na, sie trauten ja und ich auch.

Was blieb min übrig? Ich lief los "im Namen des Vaters und des Sohnes" und taufte das sterbende Würmlein mit der inständigen Bitte zu Gott, es doch leben zu lassen bis zur richtigen Taufe!

Frau Weichenthal war tief beruhigt: "Wenn ich nun sterbe, kann's mir doch entgegentommen. Als ungetauftes Heidenkind würd ich's nie wiedersehen." Nach der Taufe warteten sie ergeben aufs Sterben und schüttelten die Köpfe, als ich es badete und die Krämpfe nachließen. Es blieb leben.

Dagegen starb Annchen Jahr.

Nur Muttermilch hätte das kümmerliche Baby noch retten können, und ich hatte vergebens überall im Dorf nach einer Mutter gesucht, die das Kleine mit anlegen könnte. In meiner 17jährigen Unschuld hab' ich's dem lieben Gott fast übel genommen, daß er nicht durch mich ein Wunder wirkte, wie es von der Landgräfin von Thüringen erzählt wurde, der er das heimlich gespendete Brot in der Schürze in Rosen verwandelte! Sicher hatten ihn nur die hereinstürmenden Kinder daran gestört, als ich das Würmchen in die Kammer schob und selbst anlegte! Warum tat er das Wunder nicht?! Nun war es tot!

Der Pfarrer war zur Visitation auswärts, der Lehrer zu den Ferien verreist. Ohne feierliche Beerdigung wollten sie aber nicht sein. Wer Sonntagsschule halten kann, kann auch beerdigen!

Das große Familienhandtuch aus der Ecke ging reihum in der Trauergesellschaft ob meiner rührseligen Leichenrede. Auch der Gesang des Trauerzuges mit "Jesus, meine Zuversicht" und "Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh" klappte voll Inbrunst. Es war, wie sie mir am Friedhof versicherten, "eine sehr schöne Beerdigung" gewesen.

Ein andermal steht im Tagebuch vom 17. Oktober 1893:

... wir wollten gerade mit Papa wegfahren, da kommt Frau Krämer. Das Minchen sei doch so sterbenskrank, stickte ganz zu. Sie glaubte es sei Diphtherie. Vielleicht daß noch Rettung wäre. — Schnell holen wir also unseren "Dietschekorb" und patschen hin. Minchen hatte über 40 Grad Fieber, war völlig stimmlos. Hatte sie etwa Bräune, wie Gretel voriges Jahr?

Also: heißes Bad! Das leuchtete aber Frau Krämer gar nicht ein. Soll man ein todkrankes Kind baden? Auf Zureden ließ sie es dann "in Gottes Namen" zu und setzte mechanisch Wasser auf.

Es wurde uns doch recht bänglich, als wir da ein fremdes kleines Menschlein auf Tod und Leben hineinsetzten. Und dann — ach du lieber Gott (über Minuten half nur das Vertrauen: "Du hilfst!") — wurde das kleine Gesicht plötzlich leichenblaß. Es mußte doch rot werden! Die Ärmchen sanken schlapp ab und die blauen Augen wurden ganz starr und trübe. Wenn sie uns da gestorben wäre!?

Die arme Mutter sank in Ohnmacht, als sie die Wirkung sah. Gustel fing sie auf. Sie hatte ihr Kind in fremde Hände gegeben! Sie ließ uns alles machen. Wir wickelten Minchen in wollene Tücher, packten sie ins Bett. Gustel lief schnell durch Nacht und Nebel nach Wein, den wir vergessen hatten. Und ich erzählte, erzählte. Mir war, als könnte ich das Kind am Leben halten durch mein Erzählen. "Minchen, hörst du? — Da sprang auf einmal die Miez aufs Fensterbrett. Und das Vögelchen, ja denk mal, das Vögelchen, flog husch auf deine Puppe!" Da —, bewegte sie sich nicht? Ich hielt das Tuch am Hals ganz fest. "Deine Puppe, Minchen, soll ich die Puppe mal holen? " — "Ja", kam da mit einmal ganz deutlich, mit Stimme, wo sie doch die ganze Zeit stockheiser und stimmlos gewesen war! Und da — da sah ich, daß sie schwitzte, richtig schwitzte! Ich hätte aufjauchzen mögen, so dankbar war ich, und da war auch Gustel mit dem Wein. Wir trockneten sie ab und legten sie in die Kissen. Frau Krämer, die ganz geistesabwesend unterdes die anderen Kinder ins Bett gebracht hatte, küßte uns stumm die Hand und faltete die Hände. Es ist doch etwas Sonderbares, in Gottes Absichten mithelfen zu können. Waren wir nicht wieder sein Werkzeug gewesen?

Und noch ein solches Erlebnis:

In Frau Krämers Häuschen war eine Dachkammer, die jeden Sommer derselbe Mann bewohnte, der grauhaarige, muskulöse, stille Torfstecher Assmann. Monatelang stach er auf dem moorigen Zaddi-Vorwerk von Kensau Torf: den Wintervorrat für das ganze Dorf.

"Na, Vater Assmann, auch mal wieder da?" begrüßte man ihn auf den Fahrten in den "Lunsk", einen der großen Wälder der Tucheler Heide.

Mütze vom Kopf, Pfeifchen aus dem Mund — dann erzählte er gern von Frau und Kindern, für die er arbeitete. In dem nassen Sommer 1893 holte er sich eine schwere Lungenentzündung, und Herr Robe ließ den Tucheler Arzt kommen, den eigentlich niemand gern haben wollte, weil er fast ständig betrunken war. Er stellte die Lungenentzündung fest und verordnete heiße Grützumschläge.

Voll Verzweiflung kommt Frau Krämer zu uns: "Der Mann stirbt mir unter den Händen. Das Fieber steigt dauernd bis zu 42 Grad. Er phantasiert." Heiße Grützumschläge bei diesem Fieber? Das wollte unserem gesunden Menschenverstand nicht einleuchten. Wir legten ihn in kalte nasse Tücher, und wechselten sie alle zwei Stunden. Nachts löste uns unsere Bertha ab, heimlich natürlich. Frau Krämer sagte zwar nichts, aber es kam doch raus und eine Flut von Vorwürfen umwetterte uns.

Welche Anmaßung! Gegen Arztverordnung! Welch Leichtsin! Zentnerschwere Verantwortung! — Wir zitterten selbst. Bei jedem Gang zu ihm hin fragten wir uns: Treffen wir ihn noch lebend?

Nach vier bis fünf Tagen kam endlich die Krise und das Fieber sank. Er wurde gesund.

Robes sagten, bedeutsam mit dem Kopf nickend: "Ihr könnt nur froh sein, daß Gott euren Leichtsin nicht bestraft und ihn hat sterben lassen!" Ja, aber wir hatten so gar nichts von einem Bösessein Gottes gemerkt, im Gegenteil: Er hatte uns zugezwinkert: "Gut, gut, ich brauche Helfershelfer."

Ja, die brauchte er in großen Dingen, in der verheerenden Scharlach- und Diphtheriezeit — wie auch in kleinen, als uns z.B. einmal der alte Jenerski anflehte, zu seiner Frau zu kommen, die einfach zustickte. Und wir konnten doch wirklich nicht.

"Freilleinchen, wat Se ooch geben aus ihm Korb, dat helpt! Dat helpt bestimmt!"

Und die Emser Pastillen halfen wirklich!

Nein, die Pastillen wohl nicht, wir aber auch nicht: der Glaube des Mannes hat geholfen.

Eines Nachts wurden wir mit Fuhrwerk zum Schwarzsee geholt, wo sie nach einem Ertrunkenen suchten. Wir sollten Wiederbelebungsversuche machen. "Wie konnte der Fritz untergehen, wenn doch der Adolf dicht bei ihm schwamm? Hat er gar nicht versucht zu retten?" — "Fröllein, was der Herr dem Menschen bestimmt hat, da soll man nicht sich reinmischen," war die Antwort. Heutzutage hätte man die Polizei eingeschaltet.

Die Nachtgespräche mit den so "frommen" Leuten sind ebenso im Schwarzsee untergegangen, wie der Fritz, der erst am Morgen von Krämers Fischernetz geborgen wurde. Keine Wiederbelebungsversuche brachten ihn zurück, aber es gab kein Wehklagen.

Mir war dieses Ruhekissen, zu dem "Dein Wille geschehe" werden kann, unheimlich, wie seitdem der ganze Schwarzsee.

Dörflicher Familiensinn

Familiensinn war in den westpreußischen Dörfern stark ausgeprägt, und die "Ehre" einer Familie wurde hochgehalten. Es gab keine Entschuldigung oder Verharmlosung, wenn bekannt wurde, daß da ein Kind vor der Hochzeit kommen würde: der Vater schimpfte, Mutter weinte, die Tochter war eben liederlich und damit basta. "Anständige" Mädchen warten bis zur Hochzeit, und es ist nur gerecht, wenn in der Abkündigung in der Kirche statt "Jungfrau Anna" "unverehelichte Anna" aufgeboten wurde.

Aber die "Kinder der Schande" ließ man's nicht entgelten. Sie wuchsen fröhlich mit all den andern auf.

Wir wenigstens haben sie als weniger verfemt und ausgestoßen erlebt als zum Beispiel etwa verlauste Kinder, die sogar in der Schule ihre Extrabank hatten. Die armen Dinger wurden verhöhnt und gemieden wie Pestkranke, so daß man sich schon erbarmen mußte und vom Kutscher aus Tuchel — pst, keinem sagen — Sabadillessig mitbringen ließ, oder ihre Köpfe zwei bis drei Tage lang in Petroleumtücher wickelte, so daß sie, wenn der Gestank vorbei war, allmählich wieder kontaktfähig wurden. Dank für so etwas gab's bei den Eltern natürlich nie, dazu schämten sie sich zu sehr.

Selten mußte ein alter Vater oder eine alte Mutter in's Armenhaus. Sie blieben "auf Altenteil" bei den Kindern.

Wenn auch die alte Senske noch so oft klagte, wie schlecht die Kinder sie behandelten, meist war es doch so, daß die jungen Leute voll großer Rücksicht und Ehrerbietung ihre alten Eltern hielten und Rat und Tat bei Vieh und Kindern beehrten. Zum Kinderhüten, Gänserupfen, Kartoffelschälen und Holzholen waren sie ja auch meistens bis zu ihrem Sterbelager nützlich, da fehlte es oft, wenn keine "Altsche" da war.

Aus meinem Tagebuch:

Da komme ich zu Ruhnkes, nach dem kranken Fritzchen zu sehen. Schweißnaß und schmutzig wimmert das Kerlchen unter dem Fliegengeschmeiß an Nase und Ohren. Die Flasche steht halb ausgetrunken neben ihm. Niemand ist da. Alle sind im Stall.

"Die Kuh ist krank!" — "Frau Ruhnke, Fritzchen hat 39 Fieber, ich will ihm einen Umschlag machen." — "Fräuleinchen," jammert sie los. "Unsere Kuh ist so krank!" — "Aber Ihr Kind auch!" — "Ich weiß, ich weiß, Fräuleinchen! Aber — wenn nun die Kuh stirbt — Ja, ja Fräulein hat ja recht!" Aber schluchzend:

"Wenn uns die Kuh draufgeht, wovon sollen wir dann leben? Keine Butter, keine Milch! Sie ist doch unser alles, was wir haben."

Sie läuft wieder in den Stall, wo der Mann und die Nachbarn hantieren, und als sie wiederkommt, kaum hinsehend, was ich mit dem Fritzchen mache, schluchzt sie heulend und verzweifelt: "Es steht schlecht, sehr schlecht!" und fast unwirsch: "Fräulein versteht das nicht. 'N Kind kann ich wiederkriegen, aber 'ne Kuh — 'ne Kuh! Das ville Geld wat das kostet!"

Ich wußte damals noch nichts oder wenig von den schweren Krisenerscheinungen, die der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft für den Bauern mit sich brachte. Während er bisher alle seine Produkte selbst hergestellt oder sie in Natura umgetauscht hatte, brachte ihn die Geldwirtschaft, bei der er verkaufen und gegen Geld Ware eintauschen mußte, in größte Verlegenheit, da er darin völlig unbewandert war. Die Folge war die Einschaltung des kleinen, meist jüdischen Händlers, der ihm Geld zu Wucherpreisen lieh.

"Die eiserne Kuh, die der Händler den Bauern zur Sicherheit für die Zinszahlungen in den Stall zur Aufzucht und Fütterung bis zum Verkauf einstellte, war eine allgemeine Erscheinung. Dem Händler brachte sie unverdient hohen Gewinn, den Bauern aber an den Rand des Ruins. Andere Kreditmöglichkeiten gab es nicht. Oft mußte er seinen Hof verlassen." (Aus "Weg durch vier Zeitepochen" von Magnus v. Braun)²⁴

In solcher Not steckte wohl hier mein Schuster Ruhnke auf seinem kleinen Grundstück.

Später war der Name "Raiffeisen" in aller Welt bekannt. Er hatte Genossenschaften ins Leben gerufen, die die Freiheit der Einzelnen in glücklicher Weise mit gegenseitiger Hilfe auf christlicher Grundlage vereint unter der Devise: "Einer für alle, alle für einen!"

An manchem Bauernhaus — vor allem in Niedersachsen — sieht man noch heute als Wahrzeichen der Raiffeisengenossenschaften ein Giebelkreuz mit zwei Pferdeköpfen.

Frau Krämer entschuldigte und erklärte Ruhnkes Verhalten: "Sehen Sie, Fräulein Erna: Leben hat beides, Kind und Kuh. Die Kuh bringt Geld und das Kind, das kostet Geld. Den Unterschied, den muß man sehen. Und", setzte sie hinzu: "der Ruhnke ist wenigstens einer, der das Geld nicht ins Wirtshaus bringt!"

Ja, das liebe Wirtshaus! Es lag dicht neben Krämers Häuschen, und ihr guter Mann war auch nicht ganz gefeit vor Besuchen. Oft, wenn er müde von seinen Fahren erstmal dort einkehrte, holte sie ihn heraus mit irgendeiner Lockung: so

²⁴ Vgl. u.a. von Adam Scharrer: MAULWÜRFE, sowie von Clara Viebig: DIE VOR DEN TOREN.

schöne Bratkartoffeln ständen auf dem Herd. Martha wartete dringend auf den Vater, um ihm ihr neugelerntes Schullied vorzusingen. Minchens Sonntagskleid hätte sie fertig — und sofort ging er immer gutwillig mit.

Nichts gegen Benno und Florchen Totenkopf, die Besitzer der "Schenke": Gegen dies gutmütige jüdische Geschwisterpaar war nichts zu sagen. Sie gehörten zu Kensau wie der Brenneischornstein und der vorm Schulhaus stehende kleine Turm mit den von Großmutter Mathilde gestifteten Kirchenglocken. Daß es in dieser von einer riesigen Linde beschatteten düsteren Schankstube "gemütlich" sein sollte, konnten wir uns nicht vorstellen. Man mußte ja immer fürchten, daß die an einer Leine aufgebaumelten Holzpantinen (der einzig helle Fleck im Raum) einem auf den Kopf purzelten. Und dazu kam der Duft von Petroleum, Hering und Schnaps!

Und daß Florchen und Benno ausgerechnet am Sonnabend, wenn wir noch unsere letzten Dorfgänge machten, einträchtig und feierlich im Sonntagsstaat von dem kleinen Vorbau herunter so leutselig grüßten, war den hochnäsigen jungen Gutstöchtern jedesmal ein Anlaß, den jüdischen "Schabbes" (Sabbat) zu verurteilen, besonders wenn uns zufällig gerade noch Streichhölzer oder Mostrich fehlten, die man bei den Besorgungen in Tuchel vergessen hatte und nun auch bei den Totenkopfs nicht mehr kaufen konnte.

Vor allem aber war dieser "Sündenpflu" bei uns verpönt als stete Versuchung schnapsliebender Arbeiter! Das war ja nicht nur der Jerislawski, der sich täglich seine offene Wunde von uns mit Jod bepinseln ließ. Da sie absolut nicht heilen wollte, gab er mir schließlich recht, daß der Schnaps daran Schuld wäre. Ja, er wollte gesund werden. Er wollte das Trinken lassen.

"Aber Frölein, nun seggen Sie mir bloß, wie soll ik dat anstellen? Ik muß doch all jeden Tag vorbei bei Totenkopf. Da muß ik ooch ringehen. Es ist reen als zög's mir rin. Da bin ik zu schwach zu!"

Tags darauf lauerte ich ihm auf, als er von der Arbeit kam, ging wie zufällig mit ihm in angeregter Unterhaltung über seine Kinder am Wirtshaus vorbei. Ich glaube, so ging das acht Tage lang. Wenn's natürlich auch nicht auf die Dauer half, es bewies ihm, daß er nicht "zu schwach dazu" war.

Was wir dann entdeckten, half schließlich doch zu langanhaltendem Erfolg. Wie konnte der Mann sich in seinem Zuhause wohlfühlen. Die Stube war voller Wäscheschwaden; zankende Kinder, mürrische Frau, keine Mahlzeit bereit, das waren so die üblichen Zustände in den Dorfkaten.

Das mußte angepackt werden!

Die Frau mußte kochen lernen. Und als die Kinder mehr und mehr anfangen, ihre bei uns gelernten Spiele und Volkstänze abends den Eltern vorzuspielen, und als der Jerislawski sich vergewissern konnte, daß es beim Heimkommen "ooch allwedder'ne Fräulein-Supp gebe", da war Totenkopf wirklich nicht mehr die Regel, sondern eine Ausnahme.

Zu dem Kapitel Wirtshaus noch etwas: die Spirava.

Sie hatte weder Mann noch kleine Kinder. Hier und da buddelte sie Kartoffeln aus oder hütete. Und wenn sie sonst kein "Werk" hatte, ihr Mundwerk war immer in Tätigkeit. Selten war sie nüchtern.

Trinken geschah ja oft aus purer Langeweile.

Als ich eines nachmittags die Tür öffne, stürzt mir in hohem Bogen ein Blutstrahl entgegen. Eine Krampfader der schnarchend und betrunken auf dem Bett liegenden Frau war geplatzt — !

Das ganze Dorf hielt ihr dann vor, daß sie ohne mein Dazukommen jetzt schon tot wäre, da wollte sie denn doch lieber arbeiten als trinken und kam von Stund an zu jedem, der Gartenhilfe brauchte.

Sie lebte noch lange.

Die Dorftragödie

Wenn der Ausspruch wahr ist, daß Zuhörenkönnen die beste Seelsorge sei, müssen wir eigentlich ganz gute Seelsorger gewesen sein. Was konnten wir schon verstehen, wenn uns die alte Senske da von ihren Altersmarotten erzählte oder von dem ehelichen Zerwürfnis ihres Sohnes! Aber, wenn wir es eine Weile angehört hatten und sie dann — dankbar unsere Hände küssend — sagte: "Ich bün nu all schon so alt und bei so velle Herrschaften jewest, — aber so jemeine Frölleins, wie Sie sünd, hab ich noch nie nich jetroffen" — so lachten wir uns nachher wohl schief, für so "gemein", ein andermal für so "niederträchtig" gehalten zu werden.²⁵

Aber da gab es ganz andere Probleme, die Kopf und Herz beanspruchten. Seitenlang habe ich im Tagebuch tragische und komische Einzelheiten der nun folgenden Tragödie festgehalten, die mir typisch erscheint für damalige Dorfverhältnisse.

²⁵ "gemein" hier im ursprünglichen Sinn: gemeinnützig, am allgemeinen Interesse orientiert. Grimm: "gemein, communis, ein altes hochwichtiges und edles wort, nun aber übel heruntergekommen."

Die unentbehrlichsten Arbeiter auf einem Gut sind allemal Stellmacher und Schmied. Sie sind sozusagen die Honoratioren des Dorfes. Sie bewohnten miteinander, wohl weil sie verschwägert waren, eine Doppelkate. Rechts vom gemeinsamen Eingang mit der Feuerstelle wohnte der lange, hagere Schmied Weichenthal. Er hatte es mit den Drillingen auf sechs Kinder gebracht. Links bei dem unteretzten, kleinen Stellmacher Semrau waren es fünf. Natürlich hatte jeder eine "Ida", der häufigste Name jener Zeit.

Frau Semrau in ihrer derben Schürze war ein wenig zu rundlich, ein wenig zu freundlich und redegewandt, von einem geradezu kindlichen Stolz auf ihre Kinder und absolut überzeugt von ihrem einwandfreien Lebenswandel. Frau Weichenthal war rank und schlank, reserviert und empfindsam, von der Drillingsgeburt her noch leidend und durch den ständigen Familienzwist völlig abgehärmt, immer nur klagend über die "Schmach und Schande", die man ihr und ihren Kindern angetan. Diese Schmach und Schande und was damit zusammenhing, hatte schon lange weit über das Dorf hinaus zu Klatsch, Prügeleien und Schlimmerem geführt, aber wir jungen Frölleins wußten uns aus dem immer wieder auftauchenden Wort "Kuckucksei" keinen Vers zu machen. Wir wußten nur, daß weder das Predigtgetrommel des jungen Pfarrers noch die prasselnden Machtworte von Herrn Robe "endlich mit der verdammten Familienschweinerei aufzuhören", etwas erreichten; auch nicht beschwörende Briefe Verwandter oder Ratschläge Bekannter ringsum.

Frau Weichenthal hatte einmal Mutter alles geklagt. Uns hielten sie wohl für zu jung für eine so heikle Sache wie ein Kuckucksei. Hellhörig wurden wir erst, als es um die Kinder ging.

Die nette, kleine Ida Semrau sollte es gewesen sein, die auf dem gemeinsamen Konfirmandenweg nach Tuchel all diese bösen Schmähungen in Umlauf gebracht hatte. Man hatte es dem Pfarrer berichtet, der sie schon "vor dem Altar" zum Geständnis bringen wollte, leider ohne Erfolg.

In meinem Tagebuch heißt es dann:

Heute kam ein Brief vom Pfarrer, er bittet uns um Vermittlung. Er hielte Ida "unbedingt für lügenhaft, verstockt und boshafte Herzens."

Sie blieb aber auch bei uns standhaft bei ihrem: "Ich hab' das nicht gesagt!" Die Staatsanwaltsrolle lag mir gar nicht, wie ich da so streng wie möglich (!) abschließend sagte: "Nein, Ida, du hast nicht einsehen wollen!"

In Idas schon sehr trauriges Gesichtchen kam plötzlich ein so gequälter Ausdruck, und so plötzlich schossen ihr die Tränen in die Augen, daß es mir wie ein Stich durchs Herz ging: Dieser Blick offenbart eigentlich, daß sie unschuldig ist. "

Aber was half's, bei den Zeugenaussagen!

So fest wie sie bei ihrem "Ich hab' das nicht gesagt" blieb, so fest blieb Frau Weichenthal bei ihrer Klage über die "Schmach und Schande" und Frau Semrau bei der wortreichen Verherrlichung ihrer erstklassigen Familie. Es wurde immer verworrener.

Nach der nächsten Konfirmandenstunde helles Entsetzen im ganzen Dorf: der Pfarrer hat Ida ausgewiesen aus dem Konfirmandenunterricht. Sie kann nicht eingesegnet werden! Die Mutter hat sie nach Haus holen müssen

Am Morgen nach dieser Nachricht wache ich auf mit dem Namen "Johanna Pubanz" auf den Lippen. Alles flehte mich an, nicht noch mehr Verwirrung zu stiften, und diese bisher gänzlich außer Frage stehende Familie nicht auch noch hereinzuziehen.

Dennoch ging ich — natürlich heimlich — hin, wurde ungewohnt grob rausgeschmissen und bestellte mir Johanna — ebenso heimlich — durch einen kleinen Jungen in den Garten. Ich sagte ihr auf den Kopf zu: "Ida hat das nicht gesagt, du bist's gewesen!"

Knallrot werdend gab sie es unumwunden zu, aber flehte mich tief erschrocken an, nichts zu sagen: "Der Vater schlägt mich tot!" (Was ich mir nach meinem Rausschmiß kurz vorher gut vorstellen konnte.)

"Und es macht dir nichts aus, wenn nun Ida vielleicht tot geht? Falsch Zeugnis reden ... Johanna!"

Langes Schweigen.

Dann mit plötzlichem Aufschluchzen, aber strahlend ob des heroischen Entschlusses: "Ich werd's der Ida sagen. Ja, ich sag's ihr!"

Was sie denn auch prompt tat, gutmütig, wie sie im Grunde ja war.

Aber, was half das nun?

Ida war wirklich todkrank. Die Aufregung der letzten Zeit, der Ausschluß vom Konfirmandenunterricht, — das alles war zu viel für das nicht sehr robuste Mädchen. Sie lag in wilden Fieberphantasien und hörte nichts.

"Wenn mir das Kind stirbt!" schluchzte die Mutter, als ich den Umschlag erneuerte. "Ach Fröleinchen, ich weiß nicht, wie ich rüberkommen soll über die Tage. Und wenn nun der Bruder kömmt---"

Der Bruder, der gemeinsame, wollte Sonntag kommen.

"Er hat doch all immer schon geschrieben: *Nun lebt doch in Frieden, ein jeder kehre vor seiner Tür!* Aber bei uns is doch nur eine Tür? — Ach Frölein, mir achtet kein Mensch mehr —" erneuter Tränenstrom.

Es gab erneute Klatschgeschichten, wie die Tage vorher. "Und nun die Ida — die Ida —" herzerreißender Blick zum Bett hin: "So gebetet hab ich doch alle

Morgen, Gott möcht doch helfen! — Versöhnen sagen Se? Ja, wie Fröllein, wie? Ich denk ja auch oft, ich kann doch unversöhnt nicht vor Gott treten."

Tränensturzbach, Nachsinnen, — sie sah mich fromm an: "Es müßt' in der Kirche sein, denn sonst hält's ja doch nich. An einem nachhaltigen Ort müßt's sein, ja! So vülle Lieder hab ich doch die Kinder gelehrt. Da konnt doch niemand das eine Lied und da fragt der Pfarrer unsre Ida, und die konnt' es! Und er wundert sich so recht und sagt zu ihr: *Woher kennst du denn das?* fragt er. *Von meiner Mutter!* sagt se. Ja, und das hat mir doch so gefreut!" Die Tränen versiegeten etwas in der Erinnerung. "Aber, liebe Frau Semrau," unterbrach ich ihren Redestrom. "Das ist doch nicht so wichtig. Unser Wissen ist Stückwerk, steht in der Bibel. Liebhaben ist besser als Wissen."

"Ja, Fröllein, ich kenn ja nicht so viel, was in der Bibel steht. Ich bin nich so gebildet, aber ich geh doch zur Kirche und ich sing mir so gern. Das wissen alle Leute, und —" sich wieder an die Ursache unseres Gesprächs erinnernd, "liebes Fräulein, Sie glauben gar nicht, wie schwer mir die Frau Weichenthal das Leben gemacht hat. Alles um die Kinder. Is ja wahr: nicht jeder kann seine Kinder hübsch anziehen, aber ihre, die sind nich so klug wie meine. Meine konnten ümmer besser, und da meint se, das ginge nicht mit rechten Dingen zu, daß ihre Kinder ümmer nachsitzen und meine nicht..." Wieder lauter Einzelheiten. "Ja, und nu kömmt morgen der Bruder. Wie soll das nur werden? — Als nu noch gestern die Fräuleins so böse wurden..." erneuter Tränenstrom. Ich sah, daß ich es anders machen müßte, um sie zur Erkenntnis ihrer Schuld zu bringen. Ich sagte also: "Ja, das Bösessein hat uns nachher auch sehr leid getan. Jesus hätte es bestimmt anders gemacht. Er sagt doch: *Liebt euch untereinander*. Wir hätten freundlicher sein müssen."

Erstaunt horchte sie auf. Das Taschentuch flog in die Schürze, ihr Mund wurde breiter und breiter und sie fing an, verlegen zu lachen, immer mehr, immer mehr.

"Ja, lachen Sie nicht," sagte ich. "Es ist mein vollster Ernst: Jeder Mensch hat seine Fehler. Das muß man auch mal zugeben können!"

Diese Wendung der Dinge kam ihr zu überraschend.

"Ha-ha-ha," lachte sie laut los. "Nee, Fröllein, wie Sie das so sagen! Ha-ha. Vielleicht bin ich ja auch schlecht, ja! Aber — sie hat doch die meiste Schuld!"

"Frau Semrau, das können nicht Sie oder ich beurteilen, das kann nur Gott!" Eine Weile Stille. Ich erneuerte den Umschlag. Sie schüttelte dauernd ihren Kopf. (Wie nur konnte sie mir imponieren?) "Gestern abend", fing sie wieder an, "da haben wir doch so schön gesungen, alle Kinder, alle: *Der Mond ist aufgegangen*, alle Verse. Da auf der Fensterbank liegt ja noch das Gesangbuch. Kurtchen, hol's mal! Ich hab's da immer liegen, daß wir's gleich haben tun." — "Alle Verse?" fragte ich

erfreut. "Der letzte heißt ja: *und laß uns ruhig schlafen / und unsern kranken Nachbarn auch!* Da haben Sie ja schon für Frau Weichenthal gebetet. Fein, der Anfang der Versöhnung also!"

Fassungslos starrte sie mich an. Die Hände kamen aus der Schürzentasche, sie schüttelte den Kopf immer heftiger, in die Augen kam ein Glitzern und sie kicherte los:

"He-he, nee, Fräulein Erna, wie Sie dat wieder so sagen! Ich weiß ja nich' so, wie das da steht —", sie blätterte im Gesangbuch. Einige Lesezeichen fielen heraus.

"Ja, ja!" sagte ich bestimmt: "Hier steht's ja: *für unsern kranken Nachbarn auch* —, das ist doch die Frau Weichenthal, also!"

Ich ging zu Ida, Kurtchen brachte das Gesangbuch wieder auf die Fensterbank. Tiefe Stille.

Dann plötzlich — die Hände über dem Magen gefaltet: "Na, ja, Fräulein Erna, wenn Sie so gut sein wollen vielleicht, daß Sie mir doch helfen könnten. Wenn nu der Bruder kömmt und es Ihnen dann paßt, — wenn's auch kein nachhaltiger Ort ist," sie druckste — und mit kühnem Entschluß mich ansehend: "Wenn Sie denn dabei sind, will ich mir mit ihr versöhnen!" Nun kam noch eine Bedingung: "Wenn sie zu mir kömmt! Sie hat ja die meiste Schuld!"

Zum Versöhnen gehören aber zwei!

Drüben, wo Gustel die ganze Zeit wirkte, hieß es: "vergeben und vergessen, nein, das kann ich nicht. Die Schmach und Schande!"

Der Schmied, der als ich drüben war, einmal reinkam, um sich eine Stulle zu holen, sah seine weinende Frau mitleidig an: "Mudda kann doch nich, Frollein. Laten se eenen doch sind, wie man is. Ich fühle mir ja so janz wohl. Wenn ich mer ärgere, geh ich rut und bün still."

Beim Hinausgehen dreht er sich noch mal um: "Na, Mudda, die Frölleins meenen's jut mit dir. Mack wat de willst. Mir is's recht."

Mit dem Erfolg mußten wir uns für heute begnügen. Sollten wir's am nächsten Tag noch einmal wagen?

Es war Sonntag nachmittag. Wir gingen mit Zittern und Zagen hin.

"Herein!"

Semraus waren gerade mit dem Mittagessen fertig. Er, der Semrau, wischte sich den Mund und machte sich aus dem Staube. Sie räumte wortlos den Tisch ab. Ich sah nach Ida.

"So, nun wollen wir mal rübergehen!"

Sie sah sich hilfesuchend um: "Ja, nu — wo is denn der Vadda? Der muß doch dabei sein. Wanda, geh, hol ihn, er is wohl im Stall, Hm, ja, wie ist's denn nu —" letzter Rückzugsversuch, verschmitzt lächelnd: "Sie wird nich zu mir kommen?"

"Kommen Sie nur," sagte ich. "Sie sind ja alle drüben."

"Ja, ja — na: Is Vadda da? Wanda, leg noch 'n bisken Holz auf. Ja, wart, meine Schürze noch ab. So, Kurtchen, komm!"

Ein kühner Entschluß. Ich klopfte drüben laut an.

Da saß die ganze liebe Schmiedfamilie nebst dem Bruder, noch einer Schwester und noch einem Bruder beim Mittagbrot. Sie wußten ja, was die Stunde geschlagen hatte, als sie Semraus erblickten.

Beide Teile schwiegen sich vollständig aus. Er, der Schmied, fütterte Egon, seiner so überrumpelten, verzweifelt stöhnenden Frau leise zuredend. Die Schwester saß still und steif auf dem Sofa, schweigend daneben der Bruder, auf dessen redselige Hilfe ich so gehofft hatte, der andere Bruder drehte uns den Rücken zu. Milusch saß stumm in einer Ecke, Willi kröste am Herd herum. Alles schweigend, wie erstarrt. Meine Schützlinge standen hinter mir in stummer Ergebung.

Redete ich? Was? Ich mußte wohl, denn ich sah mit einemmal die Schwester sich die Tränen wegwischen und die Schmiedfrau — ja — wirklich aufstehen! Erfreut nahm ich sie bei der Hand, um sie zu Frau Semrau zu führen: "Der Vernünftigste gibt nach!"

Flehend aber rief sie: "Aber Fräulein, ich hab doch nichts getan! Ich kann doch nicht anfangen!"

Ich sah Frau Semrau an: Wird sie dasselbe sagen? Nein! Sie holte mit einem Ruck die Hand vor und reichte sie Frau Weichenthal! Der Bann war gebrochen!

Im nächsten Augenblick kam Leben in die Gesellschaft: Alles küßte sich, alles umarmte sich, alles weinte, alles setzte sich nun zusammen. Frau Semrau mußte aufs Sofa, Stühle wurden von drüben geholt. Schmied und Stellmacher benutzten den allgemeinen Aufstand nun auch, um "unter sich" mit kräftigem Händedruck alles für abgemacht anzusehen. Der Bruder wurde mir in aller Form vorgestellt und meinte, "dies hier" hätte schon früher geschehen müssen.

"Na, wie lange det nu wohl wird halten?" meinte der Schmied und aß gemächlich seinen Teller leer.

Jeder versicherte, von seiner Seite sollte schon das Beste getan werden, und wenn es auf die Ursache, die Kinder, kam, hieß es versöhnlich, Kinners sind eben Kinners!

Der "nachhaltige Ort", den Frau Semrau verlangt hatte, damit "es" Bestand hätte, ja wie sollte man den nun herstellen?

"Haben Sie eine Bibel hier?"

Verlegene Antwort, die Kinder hätten sie in Tuchel.

"Kurtchen, hol unsre von drüben!" rief Frau Semrau stolz.

Alle erhoben sich und hörten mit gefalteten Händen das ganze Kapitel Kolosser 3:

"Der Friede Gottes regiere in euren Herzen."

Sie beteten das Vaterunser mit und so endete eine Versöhnungsgeschichte, die jahrelang die Atmosphäre vergiftet hatte.

"Recht" und "Unrecht" blieben im Dunkel, aber wichtig war ja nur die Familienversöhnung, und die Rechtfertigung der kleinen Ida, die durch all den Klatsch zum Prügelknaben geworden war. Unser amtseifriger Pfarrer Collin besuchte sie natürlich und rehabilitierte sie im Konfirmandenunterricht. Johannas "Schuld" versickerte im Sande und nichts störte mehr die nun wirklich fortdauernde Versöhnung.

Das Sterben im Dorf

Es wurde etwas fehlen, wenn ich nicht neben all den Konflikten, Tragödien und Komödien im Leben der Kensauer Dorfleute auch das Sterben erwähnte. Auch das war "echt".

So selbstverständlich einfach der Vater Frase sagte: "De Kleene wird mer woll injähn," so selbstverständlich sahen sie auch dem Sterben der Alten entgegen. Ein Arzt? Wozu? Wo Schäfer Marquardt mit seinem sicheren Urteil kein Fortleben mehr sah, halfen auch Medikamente nicht mehr an Gottes Ratschluß. Da wollten sie auch unsere Kaltwasserbehandlungen, Rizinusöl und Heilerde, die sie sonst immer gelten ließen, nicht mehr.

An Sterbebetten wollten sie nichts weiter als Teilnahme und Zuspruch. Als Mutter Kochs Stunde gekommen war, war die ganze Familie ohne Wehklagen am Bett versammelt, um in diesen letzten Stunden noch alles Irdische zu ordnen. Dann konnte das Leben weitergehen ohne "Mutterchen". Jedesmal, wenn wieder etwas geordnet war, wurde ein Psalm gelesen oder ein Gesangbuchvers. Jeder Einzelne nahm Abschied von ihr mit Dank für die Liebe, mit Kuß oder Handkuß. Als sie die Augen schloß und alle zum Vaterunser betend niederknieten, war eine andächtige Stille im Zimmer wie in dem Lied: "Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir!"

Anders war es bei der immer rührigen Frau Krämer, die so schwer sterben konnte, obwohl sie schon tagelang nur noch einen Schluck Kaffee oder Wasser zu sich

nahm. Die ständig sorgende Liebe um all ihre Kinder und Enkel hemmte wohl ein ruhiges Hinübergehen, denn dauernd klagte sie: "Nie hab ich genug getan als Mutter!" — "Und all die Liebe, die ich immer empfangen, die kann ich nie mehr vergelten, nie!"

"Wir auch nicht, Mutterle, wir auch nicht," sagte Martha schlicht, und sie sangen immer wieder: "Näher mein Gott, zu dir, näher zu dir —"

Damals erzählte man sich schmunzelnd von zwei Schwestern im Armenhaus, die so lange schon auf ihre Sterbestunde hin alles bis aufs kleinste vorbereitet hatten. Als es nun zur letzten Trennung kam — oder kommen sollte — zieht Minchen dem Jettchen das längst bereitliegende Sterbehemd an, entzündet die Sterbekerze und sitzt still und ergeben am Bett.

Die Kerze brennt herunter und Jettchen atmet immer noch! Muß man etwa noch eine zweite Kerze opfern? Minchen seufzt, sorgenvoll den Stummel betrachtend. Dann sagt sie bittend: "Na, Jettchen, wenn du dir doch nu wolltest bequemem."

Aber Jettchen "bequemte" sich erst am nächsten Tag.

Selbst im Tode noch gab es damals einen gebührenden Abstand von "Herrschaft" und Leuten.

Der Wehr'sche Familienfriedhof war weit ab, auf einem Hügel hinter Festnitz, der Dorffriedhof dicht beim Dorf. Er war sehr ungepflegt, und mein Versuch, ihn mal mit unseren Arbeitsschulkindern in Ordnung zu bringen, hatte wenig Zweck. Vor jedem neuen Grab mußte erst das üppig wuchernde Gras mit den Nesseln gemäht werden. Bis zur Beerdigung blieb der Verstorbene im Haus aufgebahrt. Dann erst setzte die wehklagende Trauer und das endgültige Abschiednehmen ein: "Unsere Mutter, unsere Mutter —!"

Nun erst war sie nicht mehr da!

Finstere Mächte

Auf dem Nachhauseweg vom Friedhof nach der Beerdigung von Frau Krämer sagte Hans (mein Patenjunge) mit zuckenden Lippen zu mir: "Um mich hat Mutter so viel Sorge haben müssen! Aber sie hat mich durchgebetet." Anders kann man's nicht nennen: das Durchbeten war ihre Kraft, die die Kinder hielt. Tagelang — nein, wochenlang — hatte Hans nämlich die arme Mutter, ja das ganze Dorf mit seinen Selbstmordversuchen in Angst und Schrecken gejagt, wenn er im kleinen Fischerboot auf dem See herumstakte, oft auch nachts. Er liebte die

Anna, und die Anna liebte ihn. Aber die Mutter der Anna war als "Hexe" verschrien, die mit "finsternen Mächten" in Verbindung stand. Sie "besprach" Warzen und Drüsen, kurierte Vieh und Menschen mit unheimlichen Mitteln und Sprüchlein. Sie war also eine große, mit dem Teufel in Pakt stehende "Sünderin"! Wie konnte die fromme Frau Krämer die Verbindung ihres Sohnes mit der Tochter solch einer "gottverlassenen" Frau zulassen? Das ganze Dorf litt mit ihr, denn die Anna galt als durchaus anständiges Mädchen.

Es wurde mir als meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit angetragen, in meiner Kensauer Ferienzeit hier einzugreifen. Aber wie? Ich entlockte dem Hans schließlich einen von ihm heilig gehaltenen Zettel, auf dem dunkle Andeutungen, wie Liebesleute zum Ziel kommen könnten, standen. Da stand was von "Mitternacht um 12", "dreimal das Vaterunser beten", "einer Katze Salz auf den Schwanz streuen`..

"Zerreiß den Wisch!" — "Unmöglich." —

"Überlaß ihn mir!" — "Um Himmels Willen."

"Gib ihn der Frau zurück!" — Das traute er sich allein auf keinen Fall. Also mußte ich mit ihm zu ihr.

Ich hatte das ganze Theater als dumme Sache abgetan, aber Aug' in Auge mit dieser Frau wurde mir unheimlich. In höhnischer Ruhe und Unverfrorenheit rechtfertigte sie ihr Tun mit lauter biblischen Sprüchen. Ich war froh, meine Bibel etwas im Kopf zu haben, um ihr Gegenteiliges zu beweisen, aber es kam mir tatsächlich so vor, als hätte ich mit dämonischen Mächten zu kämpfen.

Dramatisch wurde der Kampf, als der bis dahin stumm dabeisitzende Hans bei einer von mir zitierten Bibelstelle, ich weiß leider nicht mehr, welche es war, plötzlich losheulte. Anna — auf ihn zustürzend — zerrte den Zettel aus seiner Brusttasche, warf ihn ins offene Herdfeuer und dann — sich ihm in die Arme! Ich entzog mich dem wütenden Zupacken der Frau, muß aber gestehen, daß ich mit zitternden Knien nach Hause ging.

Der "verhexte" Hans war plötzlich ganz "normal". Frau Krämer beruhigte sich, es wurde eine glückliche Ehe. Sie hatte ihren Jungen wirklich durchgebetet und konnte sich noch an zwei quicklebendigen Enkelkindern erfreuen. Die "gefährliche" Frau aber zog aus Kensau fort.

Jede Zeit hat ja ihre Besonderheit. Eine ganz merkwürdige Sache aus der Zeit vor der Jahrhundertwende war das Tischerücken.

Schon in der Pension kam eines Sonntag abends Elisabeth von Pourtales von ihrem Sonntagsausgang zurück, mit verschnitztem Gesicht, sehr geheimnisvoll und ganz erfüllt von ihrer Neuigkeit.

"Kommt mal her, ich zeig' euch was. Tante Schimmel darf's nicht sehen!" Wir mußten uns alle um den runden Tisch in der Ecke des Eßzimmers stellen, die Hände gespreizt so auf den Tisch legen, daß der kleine Finger den des Nachbarn berührte. "Nun mal ganz still! Jeder denkt sich einen Namen und paßt auf. Fängt der Tisch an zu wackeln, so ist der Gerufene da, aus der Geisterwelt!"

"Quatsch — Unfug — Spiritismus!"

Die Unentwegten hielten aber aus, und der Tisch fing wirklich an sich zu bewegen.

"Du stößt ihn an!"

"Wirklich nicht!"

Wir guckten unter den Tisch: Nichts!

"Das geht nicht mit rechten Dingen zu."

Es wurde uns unheimlich.

Aber dann in Kensau, in den Ferien, kommen Robes mit derselben Sache, und bald ist das "Phänomen", wie es allseitig genannt wurde, in aller Munde, auch bei ernstesten Wissenschaftlern, aufgeklärten und freidenkenden Köpfen. Es wurde in die Region des Hypnotismus, des Spiritismus verwiesen.

"In Berlin artete es zu einer geistigen Epidemie aus. Es wurde ausgeübt von Hoch und Niedrig, von gebildeten und ungebildeten Menschen. Es gehörte gewissermaßen zu den geselligen Freuden damaliger Zeit." (E. Philippi: "Alt-Berlin")

Die übersinnliche Welt, die es ja gibt, war und ist auch heute noch zu wenig erforscht. Das Organ, dergleichen aufzunehmen, fehlt uns. Die Gefahren aber dürfen nicht übersehen werden!

Von der tiefwühlenden Bewegung, die es entfachte, bekam ich etwas zu spüren durch einen Gast bei Robes; Herr Willipinski behauptete, selbst so viele geistige Kräfte zu besitzen, daß er durch Hypnotisieren eine Art Einfluß auf gewisse Menschen ausüben könnte, so daß sie ihm absolut ausgeliefert seien. (Damals wußte ich noch nicht, daß Hypnose und Gedankenübertragung zu ärztlichen Heilzwecken benutzt werden können.)

Mein Widerspruch reizte Herrn Willipinski so, daß er mir einen Tag und eine Stunde bestimmte, an der er und seine geistigen Helfershelfer mich gegen jedes Sträuben durch ihre Gedanken und ihren Willen unweigerlich in ihre Gewalt bekämen. Ich notierte mir Tag und Stunde in meinem kleinen Notizbuch und vergaß es dann völlig.

Eines Nachts wachte ich aus tiefem Schlaf auf, in unerklärlicher Unruhe. Ist mit den Eltern was los? Nein. Im Haus vielleicht Feuer? Nein.

Da ich nicht einschlafen kann, schlage ich die Bibel auf: "Zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger war —" Was soll mir das? "Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist." Quatsch! Auch bei der Psalmstelle von der "Gerechtigkeit" konnte ich nur fragen: "Na und?" Nichts, aber auch gar nichts sprach zu mir. Wütend klappte ich das Buch zu und sehe nach der Uhr: Es ist 10 Minuten nach 12! Da fällt mir die angegebene Zeit ein! Aha! Herrn Willipinskis Geister! Durch dies Erlebnis wurde mir klar: es gibt überirdische Mächte aus der okkulten Welt. Aber wenn sie mir mein Bibelbuch verekeln, dann sind's bestimmt keine guten! Von nun an ging ich auf keine spiritistischen Spielereien mehr ein.

Herr Willipinski wurde als Ehemann von Mariechen Robe, unserer Kindheitsgespielin, später unser Gutsnachbar. Es mag falsch sein, aber ich wurde den Verdacht nicht los, daß er seine allmählich völlig gelähmte und umdüsterte Frau durch seine spiritistischen Kräfte in aller Liebe dämonischen Mächten ausgeliefert hat.

Das Thema "Leute"

Ein Beispiel, wie erregt das Thema "Leute" auf dem Lande bei den gesellschaftlichen Zusammenkünften behandelt wurde, ist dieser kleine Tischgesprächsaus-zug, den ich natürlich wieder brühwarm in meinem Tagebuch aufgezeichnet habe. Pikanter wird es vielleicht noch, wenn ich sage, daß die jungen Männer Fritz Ali und Max Caspari zwei Gutsbesitzersöhne waren, die unter den Töchtern des Landes Umschau hielten. Germanns aus Tucholka versuchten dauernd durch ihre Einladungen Verlobungen zu stiften. Mit Fritz wurde es dann beinahe einmal brenzlich für mich.

Fritz führte mich zu Tisch. Als der Pfarrer nach meiner Schülerin Annchen Schulz, der Konfirmandin, fragte, rief Frau Ali ganz laut: "Fritz, laß dir mal erzählen, wie Fräulein Wehr die Sonntagsschule eingerichtet hat!" Alles sah mich an: "Ja, ich habe gehört — erzählen Sie doch mal! — Was machen Sie denn da? " Ich kam mir recht verrannt vor, besonders als Max Caspari spottend fragte: "Aus was für einem Predigtbuch lesen Sie denn ab? Die Kinder sind ja nicht hier, Sie können es ruhig sagen! Frommel oder Stöcker? Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie das selbst machen!?"

"Allerdings!" — "Soso, und dann lesen Sie ab. Die Kinder bei Ihnen werden wohl die reinen Engel!" Er lachte laut, und mit einem Male redete alles über die Not

mit den "Leuten" und deren Undankbarkeit für alles, was man täte. "Wenn man sich richtig um sie kümmert," sagte der Pfarrer, "sind die Leute gar nicht so undankbar". Und er erzählte von unserer Versöhnungsgeschichte.

"Soso", sagte Max Caspari amüsiert, "so streng können Sie sein?" Herr Wüstenberg wandte sich zu mir: "Aber liebes Fräulein, meinen Sie denn wirklich, daß es bei unseren Scharwerkern etwas nützt, wenn man sie mit Freundlichkeit behandelt statt mit Strenge? Glauben Sie, die erkennen das an? " — "Ja!", sagte ich fest. Herr Caspari rief: "Die Leute heucheln Ihnen höchstens etwas vor. Wer am demütigsten die Hand küßt (genau wie Robes es sagen), den halten Sie für den Besten!" (Er machte eine Handbewegung wie: Pff, das kenne ich!) "Männer, Frauen, Kinder — alles dasselbe Gesindel." — "Gesindel!" rief ich aufgebracht. "Sind denn bei Ihnen alle Leute über einen Kamm geschorenes Gesindel?"

"Ja, alle!" — "Wenn Sie das sagen," rief nun der Pfarrer, "dann kennen Sie Ihre Leute ja gar nicht, Herr Caspari! Ich kann Ihnen sagen: durch die Leute, mit denen ich ja amtlich so viel zusammenkomme, weiß ich genau, wie ihre Herrschaft ist."

"Na, Herr Pfarrer —", ganz giftig klang es. "Viel, viel liegt's auch an den Pfarrern die die Leute aufwiegeln!" Nun gab es ein Wortgefecht, bei dem ich nur zuhörte, bis Frau Ali, die einzige auf des Pfarrers Seite, zu mir herüberrief: "Fräulein Wehr, was ist nun Ihre Meinung? "

"Ganz die des Herrn Pfarrers!"

Des Pfarrers letzte Worte waren: "Und die Beschäftigung mit den Leuten ist segensreich, da mögen Sie nun reden, was Sie wollen! Punktum." — er klappte mit dem Messerbänkchen energisch auf den Tisch.

"Sagen Sie mal," fragte mich der alte Herr Wüstenberg wieder. "Was fangen Sie nun eigentlich mit der Bande an? "

"Bei uns sind die Kinder keine Bande!" sagte ich.

Alles lachte.

"Es stimmt ja," sagte er weiter. "Ihr Vater hat keinen Leutemangel, aber ich begreife gar nicht, daß Sie sich so für die Leute interessieren und sich so für sie einsetzen. Ein junges Mädchen wie Sie — warum? "

"Ist doch alles Heuchelei!" fuhr Max Caspari wieder dazwischen. Ich war nun in Fahrt: "Im Volk ist bestimmt nicht so viel Heuchelei wie in den oberen Schichten, in Ihrer Gesellschaft, (nach rechts) Herr Caspari, (nach links) Herr Ali!"

Ganz entsetzt sah mich Fritz Ali an: "Aber, aber, liebes gnädiges Fräulein! Ich bitte Sie. Ich bin ja gar nicht so." Und spöttisch grienend sagte Maxchen auch noch: "Siehst du, jetzt kriegst du's!"

In unser sachliches Gespräch über die Schwierigkeit zwischen Katholischen und Evangelischen bei einer eventuellen Sonntagsschule in Klonia (ich sollte sagen, wie wir das machten), fuhr Max Caspari wieder dazwischen mit seinem: "Alles keinen Zweck, Undank ist der Welt Lohn."

"Man tut's auch nicht um Lohn und Dank," sagte ich patzig. "Ah so!" grinste er: "im Geiste der Liebe! Ja, Ihre Leute werden alle Engel. Hm-h, so fromm!"

"Na, Herr Caspari," rief ich nun aber giftig. "Unter den einfachen Leuten ist mehr Frömmigkeit, wie — na — darüber wollen wir nicht reden, da verstehen wir uns nicht."

Das freute nun wieder Fritz Ali diebisch, und die beiden unterhielten sich, wer von ihnen ein größerer "Heide" sei... Dann stieß Pfarrer Collin mit Herrn Caspari "auf Versöhnung" an.

"Nun, Fräulein Wehr," sagte Max und hielt mir sein Glas hin. "Wir wollen uns auch wieder vertragen. Stoßen Sie an: auf Ihre Kinder, auf den Geist der Liebe, mit dem Sie alles regieren!"

Da setzte ich flugs mein Glas wieder hin und sagte grob: "Mit ihnen stoße ich nicht an!"

Ich glaube, mir wäre der Schluck im Halse stecken geblieben.

Als Frau Ali mir nach dem Essen beide Hände reichte, ich weiß nicht, warum, sagte Fritz Ali schnell: "Siehst du, Mutter, mit dir bin ich mit sowas noch nie so weit gekommen, wie eben mit Fräulein Wehr!"

Sie sahen mich beide so erwartungsvoll fragend an und wollten es absolut nicht gelten lassen, daß wir uns ja noch so wenig kennen.

Glücklicherweise kam da Frau Germann und setzte mir Ottchen auf den Schoß.

Ich werd' mich wohl wieder recht dämlich benommen haben bei Tisch — aber weniger konnte ich da gar nicht sagen.

— Dann wurde noch musiziert —

So "komisch" kämpften wir damals gegen veraltete Begriffe. Es war für landeingesessene Gutsleute wirklich schwer, das alte, gute und vielfach doch auch noch sehr richtige, patriarchalische Herrenbewußtsein zu verbinden mit dem neuauftretenden sozialen Zeitgeist, der ja nun auch die Politik beherrschte. Aber davon weiß ich wenig, denn die damalige Jugend, die "gutsituieren" Bürgerstöchter hatten sich darum ja gefälligst nicht zu kümmern.

Um die Jahrhundertwende hatte sich die Frau nur die Bildung anzueignen, die sie befähigte, dem Mann eine angenehme Hilfe zu sein. (Erst 1911 konnte die Frau in Preußen erstmalig die Meisterprüfung ablegen, und 1919 gab es die erste deutsche Hochschuldozentin.)

Die Fröbel'schen Grundsätze zu umfassender Ausbildung aller Menschenkräfte, sowie Pestalozzis Lebensauffassung — in "Lienhardt und Gertrud" niedergelegt —, wurden aber mehr und mehr bahnbrechend. Ich hatte wohl schon etwas davon abbekommen, während Herr Lehrer Voß der Meinung war, das Recht, Kinder zu bilden, stände allein ihm, dem Lehrer zu!

Da Kensau, Festnitz und Siciny nie Leutemangel hatten, mußte selbst Herr Robe zugeben, daß unsere harmlosen Bemühungen um das Dorf Zugmittel wurden, besonders der Kindergottesdienst, denn brave Kinder wollten selbst die verkommensten Eltern haben.

Die erste "Sonntagsschule" hatte mit vier, dann fünf Kindern unten in unserer Plättstube stattgefunden. Einem der Kensauer Gäste begegneten mal ein paar Kinder, und er fragte:

"Wohin wollt ihr? " — "Zur Sonntagsschule." — "Hier im Keller?" — "Nu ja!" — "Und so barfuß? " — "Ick hey keen Schuh." — "Ja, dürft ihr denn so kommen?" — "Die Frölleins seggen: Dem lieben Gott, dem is dat egal!"

Nun, der liebe Gott mußte noch bei ganz anderen Vorkommnissen die Augen zudrücken!

Es waren dann bald 50 bis 60 Kinder geworden. Auch alte Leutchen baten, dabei sein zu können. Mit den Männern zu Weihnachten und Neujahr waren es an die 100. Da mußte im Saal das Billard zur Seite gerückt und das eiserne Öfchen geheizt werden. Im Sommer wurde das Harmonium unter die Linden im Garten gestellt.

Ob auch mal ein katholisches Kind mitkam, war uns egal. Im allgemeinen war zwischen Katholischen und Evangelischen strikte Trennung. In den meisten Dörfern war die Hälfte der Leute polnisch — und somit katholisch.

Kensau wurde mehr und mehr deutsch, das hieß: evangelisch. Uns ging es nur um das Vertrauen von Mensch zu Mensch. Adalbert Stifter sagt in seinen Werken:

"Vielleicht fragt ihr mich, welche Glaubensgüter es sind, von denen ich sage, daß unser Geschlecht sie zu Grabe trug: es ist ein Teil des Vertrauens von Mensch zu Mensch und von Mensch zu Gott verloren gegangen. Stürzt aber ein Teil, so bröckelt das andere nach."

In der Zeit, von der ich rede, war das Vertrauen vielfach noch da. Unsere jugendlichen Impulse stießen zwar oft auf ganz fest getretene, traditionsbedingte Prinzipien, aber der heute so entbrannte Kampf zwischen Kapitalismus und Sozialismus lag — soweit ich es sehen kann — noch in seligem Schlummer.

Landbesitz war übrigens durchaus keine Bevorzugung, wie es vielfach angesehen wurde. Es war nicht nur Freude am Werden und Wachsen der Natur, es war auch eine große und schwere Pflicht, eine Quelle von Mühe und Arbeit. Mühe und Arbeit wird nur als Fron empfunden, wenn die Liebe zur Scholle fehlt. Die Besitzer großer Güter hatten bei dem wirtschaftlichen Niedergang der Landwirtschaft wirklich nichts zu lachen, aber sie liebten ihre Scholle.

Im frühen Mittelalter waren die Ritter mit Landgütern belehnt worden und übernahmen dafür die Pflicht, im Krieg zu kämpfen. Auch im 18. Jahrhundert wurde das Wort Verantwortung noch durchaus groß geschrieben, im Sinne des Ausspruchs Friedrichs des Großen: "Ich bin der erste Diener meines Staates!"

Also: Diener — nicht Herr.

Winter und Sommer

Der westpreußische Winter ist lang, wenn auch nicht in jedem Jahr so lang wie 1888, wo noch am 1. April die Pferde bis an den Bauch im Schnee versanken. An Arbeit fehlte es auch im Winter nicht: das Gänse- und Schweineschlachten, die Eisfischerei, die große Treibjagd, zu der die ganze Gegend eingeladen und mit Erbsen und Speck und viel, viel Grog bewirtet wurde.

Auch der Frühling ist lang — vom ersten Veilchen an und vom ersten Birkengrün, (das selten zum traditionellen "Stiepern am 2. Ostertag schon grün war), bis zu der leuchtenden Pracht der Narzissen im Mai, mit der ich Gustels schöne blonde Zöpfe an ihrem Geburtstag bestecken mußte. Entdeckerfreuden gab es Tag für Tag: das erste Radieschen oder Salatblättchen im Frühbeet, das erste sattgrüne Spinatgericht.

"Ziep, ziep Öhrchen, was Neues im Jöhrchen" — das ließ sogar Papa sich schmunzelnd gefallen. Nur keine Gleichgültigkeit alljährlich neuen Produkten gegenüber! Wohlverstanden: alljährlich — "alles zu seiner Zeit", heißt es. Jetzt in unserem feudalen Leben hat man alles zu jeder Zeit, und bringt sich damit um so viele Entdeckerfreuden! (Dies ist nur ein Stoßseufzer über Wirtschaftswunder-Überfluß.)

Nach dem langen Winter und dem langen Frühling kam dann der noch viel längere Sommer.

Wenn Walter am 4. Juli in die Ferien kam, war seine erste Frage: "Mähen sie schon?"

Wer denn: sie? Eine Mähmaschine braucht doch nur einen Mann. Nun, damals wußte man noch, wozu man seine Arme bekommen hat: mit der Sense das ganze große Feld umzulegen und das Dengeln der Sense nicht zu vergessen! Das "Dengeln der Sense säumt nicht das Mähen". Das wußten die Gutsarbeiter damals so wie die Gottesmänner aller Zeiten es wissen, daß das Dengeln der Sense am Anfang des Tages die Voraussetzung zu gesegneter Tagesarbeit ist.

Die zweite Frage war dann: "Wann gehen wir binden?" Die Ähren zu Garben aufbinden und zu Hocken aufstellen? Nein, das taten die Frauen und Mädchen vom Dorf, aber es war Sitte, die aufs Feld kommende Herrschaft mit Band und Ähren zu "binden", so daß sie sich loskaufen mußte.

Wenn wir mit dem jeweiligen Besuch an einem x-beliebigen Tag aufs Feld kamen, schien es uns geradezu übernatürliche Vorahnung zu sein, wenn da die Vorschnitterin ihre Schürze hochgebunden hatte. Jetzt kommt sie gelaufen, entnimmt ihr die schönsten grellbunten Bänder mit Kornähren dran, und — zitternd vor Erregung — leiert sie das schwergelernte Sprüchlein runter:

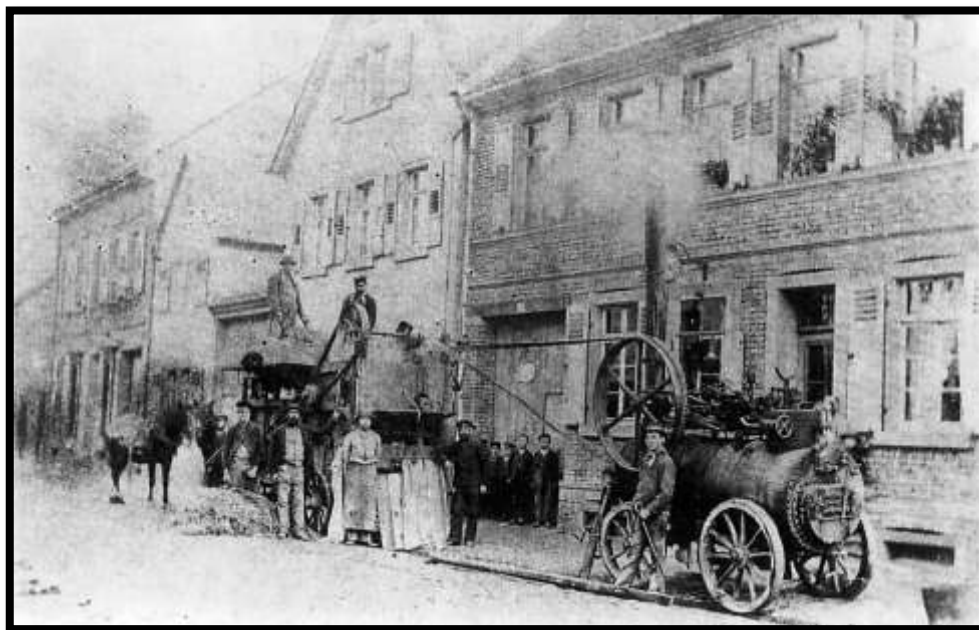
"Ich habe gehört und vernommen
daß der gnädige Herr (Frau — Fräulein)
ist aufs Feld gekommen.
Ich will sie binden
mit lieblichen Dingen,
mit lieblichen Sachen.
Viel Komplimente versteh ich nicht zu machen.
Das (sie sagten immer "der") Band ist schlecht,
Der Wunsch ist echt."

Ein erlöster Blick: Es ist geschafft! Wehe, wenn man sich kein Geld eingesteckt hatte!

Ein paar Wochen später rattert dann dröhnend das Lokomobil die Dorfstraße rauf. Was für ein Ding?

Nun, die Dreschmaschine, die reihum ging auf den Gütern. Es gab aber auch noch das Ausschlagen der gereiften, nun eingefahrenen Ähren auf der Scheunentenne mit dem Dreschflegel. Gerne benutzte man aber schon die zeitsparende "neumodische" Maschine.

Kam das Ding auch zur rechten Zeit der Reife? War das Wetter gerade passend? Die richtigen Leute parat? Und — wenn die Körner dann ausgedroschen unter dem Dröhnen des Motors so lustig in die Säcke rieselten — sind sie noch zu weich? Geben sie gut aus? Ist es lohnend?



Lokomobil(e) als Antrieb einer Dreschmaschine (Groß-Gerau, um 1895)²⁶

Dies alles waren lebenswichtige Fragen, die man heute nicht mehr kennt. Hatte alles geklappt, dann war auch ein gut Teil der Ernte geschafft, und man konnte an das Erntefest denken: feierliche Überreichung der Erntekrone, Ansprache, Dank an die Gutsleute für all ihre Arbeit, Musikkapelle, Tanz auf dem Heuboden (mit Kreuzpolka und dröhnendem Aufstampfen):

"Siehst de wohl da kimmt er, / lange Schritte nimmt er..."

Ausschank von viel Bier und Schnaps und laute Lustigkeit bis in die frühen Morgenstunden.

Dann kamen auch für die Gutsbesitzer die Tage der Entspannung.

Uns Kindern waren aber die sommerlichen Kaisermanöver viel interessanter. Da kommt dann eines Tages der Quartiermeister und meldet fürs Gutshaus: General Mackensen, Oberst Soundso, Hauptmann, Leutnant...

Kammern für die Burschen mußten bereit sein. Ei Wetterchen, das gab dann ein Rumoren, daß Mutter oft ihre Migräne kriegte und der Mamsell die Haare zu Berge standen, wenn auch noch der Quartiermeister zart andeutete, daß der Herr Oberst eines Magenleidens wegen zu fette Braten nicht vertrüge! Oft mußten Gäste umquartiert werden: das Zimmer mit dem breiten Bett, das den ganzen

²⁶ Hinzugefügt zur Neuausgabe 2023.

Alkoven ausfüllte, und um das sich die Vettern in den Ferien rissen, weil darin quer drei, vier Jünglinge schlafen konnten, mußte unbedingt freigemacht werden für die hohe Soldateska.

Nach den anstrengenden und aufregenden Manöverübungsvormittagen amüsierten sich die jungen Leutnants dann auf dem Rasen mit Tennis, Croquet oder Boccia, bei Regen im Saal mit Billard, abends im Garten mit dem "Begegnen-Spiel", woran selbst der alte famose General von Mackensen²⁷ Spaß fand und uns Mädels neckte.

Natürlich wurde auch eine Bowle gebraut. Einen zu vertraulich werdenden Hauptmann wies ich einmal in die Schranken mit dem Vorschlag, eine gemeinsame Karte an seine Frau, die er doch bestimmt hätte, zu schreiben!! "Zu Befehl, gnädiges Fräulein!" salutierte er verstehend, aber sichtlich enttäuscht.

Spät abends trat dann die Kapelle an zum "Zapfenstreich" auf dem Rasenplatz vorm Haus zu feierlichem Abschied mit dem gefühlvollen Lied: "Ich bete an die Macht der Liebe" — Das ganze Dorf stand am Tor und lauschte. Mit dem Abmarsch früh um 5 Uhr hatte dann der ganze zauberhafte Spuk ein Ende — Mutters Migräne auch.

Diät — Bewegung — Licht — Luft — Wasser

Mutter hatte ja nicht immer Migräne. Oft genug konnten wir den Charme bewundern, mit dem sie in der ihr angeborenen Berliner Art alles in der Hand hatte, sowohl als liebenswürdige Gastgeberin als auch als sicher bestimmende und organisierende Herrin.

Migräne war damals die gefürchtete Modekrankheit. Wirklich "Krankheit" mit Bettliegen, Erbrechen und Erschöpfungszuständen.

²⁷ Anton Ludwig Friedrich August Mackensen (1849-1945), 1899 geadelt (als Adjutant Wilhelms II.). Erfolgreicher Heerführer im 1. Weltkrieg, während der Weimarer Republik Anhänger der "Dolchstoßlegende", bis zum Lebnesende Monarchist. "Sein Verhältnis zu den Nationalsozialisten war zwiespältig. Wie vielen traditionsbewussten Verfechtern der alten preußischen Kultur war ihm das Gebaren und Auftreten der NSDAP ausgesprochen suspekt. In einem auffälligen Widerspruch dazu steht seine persönliche Bewunderung für Hitler, wodurch sich seine Haltung deutlich von der Paul von Hindenburgs unterschied. Wie dieser ließ er sich nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Januar 1933 als Symbol des alten Preußens instrumentalisieren, ohne jedoch ausdrücklich für das neue Regime Partei zu ergreifen. Beim Tag von Potsdam am 21. März 1933 war Mackensen anwesend. (...) Insbesondere Repressalien gegenüber den Kirchen und ihren Vertretern, aber auch Gräueltaten der SS im Zweiten Weltkrieg in Polen bestürzten den frommen Protestant Mackensen, brachten ihn aber nicht von seiner Bewunderung für Hitler ab. (...) Das Attentat auf Hitler im Juli 1944 durch Offiziere der Wehrmacht verurteilte er scharf („fluchwürdiges Attentat“). Noch im November 1944 richtete Mackensen als bereits 95-Jähriger einen Aufruf an die Jugend, um sie im Tonfall nationalsozialistischer Durchhaltepropaganda zu „Opferbereitschaft und Fanatismus“ zu ermahnen." (Wikipedia, Abruf 2.10.23, 9:50)

Das Sanatorium "Weißer Hirsch" von Dr. Lahmann in Dresden war wohl das erste, das eine neuartige Lebensweise nach den Erkenntnissen der sogenannten "Blutentmischung" praktizierte.

Im "Luftbad", nur (!) mit einem zierlichen Hemdchen bekleidet, Freiübungen machen: tief atmen, "Holz hacken oder sägen" und gequirlte Sauermilch trinken — das war die Kur, der sich Mutter dann einmal (in meiner Begleitung) unterwarf, und dabei all ihren Glauben an Baldriantropfen und dergleichen Abhängigkeiten aufgeben mußte. Glauben dürfe man nur an seine gute Natur und eben an — Licht — Luft — Sonne — Wasser! Hafersuppe? Weg damit! Rohkost und Vegetarisches hätte zu bekommen, basta!

Arme Mutter!

Mein Mitleid mit ihr überwand ich bei Tennisspielen und Schwimmen und wies nebenbei drei Heiratsanträge ab: ein junger Ungar, der mich entführen wollte, der Sohn einer Patientin, die mich absolut als Schwiegertochter haben wollte und ihn kommen ließ, und ein verheirateter Mann, der sich scheiden lassen wollte!

Zurück in Kensau — Mutter war sehr gebessert — lief ich strumpflös in Sandalen, mit null-komma-nichts (ein dünnes "Lufthemdchen") an, schon gar nicht das immer verpönte Korsett, knabberte rohe Mohrrüben, machte Quarkspeisen und ließ auch, wenn jemand "Tür zu, es zieht!" rief, die Türen auf, weil es ja "Zug" nicht gibt, sondern nur gute oder schlechte Luft.

Ich wurde nicht nur für so'n bisschen "littiti" erklärt, sondern für "total verrückt und reif für Dalldorf" (die damalige Irrenanstalt)²⁸. Und kein Onkel Doktor Vossius war da, der gesagt hätte: "Lassen Sie sich doch."

Es dauerte noch lange, bis die Kneipp-Sanatorien wie Pilze aus der Erde schossen, und noch länger, bis nach der Mini-Rock- und "Oben-ohne"-Mode nun schon wieder die langen Kleider modern sind mit Rüschen, Puffärmeln Plissees "wie einst im Mai", also zu meiner Zeit im vorigen Jahrhundert! Nur, daß heute keiner mehr für verrückt gehalten wird, weder, wenn er mal splitterfasernackt ins Wasser geht, noch auch, wenn er die Mode mal nicht mitmacht, oder alle Jahre in ein Kneipp-Sanatorium fährt.

²⁸ Die "Staatliche Irren- und Idiotenanstalt der Stadt Berlin zu Dalldorf" nahm 1880 ihren Betrieb auf und war zum damaligen Zeitpunkt eine fortschrittliche Einrichtung ihrer Art. Nach wiederum als fortschrittlicher verstandenen Umkonzeptionen um 1925 war ihr Eigenname ab 1925 *Wittenauer Heilstätten*. Während der NS-Zeit war die Einrichtung führend in der Umsetzung der Zwangssterilisation sowie der Morde an Kranken ("Aktion T 4" sowie "Aktion Vernichtung durch Arbeit"). Nach 1945 erhielt sie den Namen *Karl Bonhoeffer-Nervenlinik*, umgangssprachlich *KaBoN*, seit den 70er Jahren auch *Bonnies Ranch*.

Berliner Winter

Das Zille-Milieu, den Schusterjungenwitz und all die Gassenhauer bekam ich in dem wie am Schnürchen gehenden geheimrätlichen Haushalt bei Großvater nur so am Rande mit, und eine richtige Berliner Kremserfahrt nach Hundekehle oder Paulsborn, wo groß dran stand: "Hier können Familien Kaffee kochen!" habe ich nie mitgemacht.

Tante Rose summte wohl mal, wenn sie gut aufgelegt war:

"Rieke, wenn ich piepe, denn komm!
 Kennste meine Piepe nich,
 biste meine Rieke nich.
 Rieke, wenn ich piepe, denn komm!"

Oder: "Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion..." Sie summte aber nur heimlich, denn sie sang ja in der Singakademie mit! Der bekannte Paul Lincke mit seinen humorvollen Schlager-Spaßliedern war gerade bekannt geworden, aber erst auf dem Kensauer Kornboden beim Erntefest wurde er mir vertraut, wenn die Dorfjugend beim Tanzen so hingebend auftrampste:

"Denkste denn, denkste denn,
 du Berliner Pflanze,
 daß ick dir jleich lieben tu,
 wenn ick mit dir tanze!?"

In Berlin genoß das Fröllein Erna vom Dorf nun Kultur, Museen, Konzerte, Opern und Theater und plätscherte lustig mit dem Onkel Gustav (dem späteren Generalkonsul in Konstantinopel) auf — nach ihrem Tagebuch: "*ganz entzückenden Bällen*" mit schönen Walzern, "An der schönen blauen Donau", Quadrillen, Polka und Galopp, oder langweilte sich "*entsetzlich*" auf "*stumpfsinnigen*" Gesellschaften, (schon wegen der schwer anziehbaren langen weißen Glacé-Handschuhe). Sie fand es gar nicht so leicht, bei nichtssagenden Tischgesprächen und der höflichen Beflissenheit das zu bleiben, was sie war, und das zu tun, was sie wollte.

Ein paar Tagebuchblätter zeigen vielleicht am besten, auf welchem Niveau ich mich bewegte.

6. Februar 1893

Heute brachte Tante Rose mir die schreckliche Nachricht, daß Tante Körner (die Tante, zu der ich als Kind nicht "Tante" sagen konnte) mich für Sonntag eingeladen hat. Aber: Gustel nicht mit! (Gustel war in Pension).

Nee, wenn es Anneken beliebt, nur mit "Erwachsenen", also mit mir zu verkehren, will ich ihr zeigen, daß ich mich noch nicht so erwachsen fühle. Anna werd ich aber gründlich die Wahrheit sagen, nicht zu scharf aber auch nicht zu sacht!

8. Februar 1893

Ich hatte als Tischherrn von Gustorf, der nur Unsinn machte. Mag er, so viel er will, ich lache furchtbar gern. Aber so wie er es tat, war es zu quasselig leer und öde — nicht wert, darüber zu lachen.

17. Februar 1893

Sonnabend ging ich zu Gretchen Wolff. In der Lützow Straße traf ich Herrn Frech (Assessor, Onkel Gustavs Freund). Er grüßte, kehrte fix um und sagte: "Wohin gehen Sie denn, gnädiges Fräulein? Erlauben Sie, daß ich sie begleite!" Ich wußte ja nun nicht — und war so verwirrt, daß ich nicht den Mut fand, nein zu sagen, sagte also: "Bitte." Es waren glücklicherweise nur noch ein paar Häuser. Er fragte nach dem Theater gestern und warum ich nicht zum Schlittschuhlaufen gekommen wäre. Da waren wir schon da, und ich sagte, als er mir die Hand gab: "Danke schön!" Ich glaube, das war sehr dumm. Er tat mir doch schließlich keinen Gefallen — im Gegenteil — es war mir gar nicht angenehm, da ich nicht wußte, ob es sich schickte! Ich fragte Tante Rose nachher. Sie sagte, die Menschen dächten darin verschieden. Einige finden nichts bei, anderen wäre es peinlich. Aber — das sittsame Augenrunterschlagen, wenn man einem jungen Mann begegnet, das wäre ja schon vorbei.

2. März 1893

Gestern Konzert. Die 10-stimmige Messe des Cäcilienvereins von Hollaender... Man ließ sich sozusagen von der Musik tragen, während man bei der Kantate voll Aufregung alles miterlebte... Vor uns stand gerade ein süßer kleiner Junge, den ich immerzu ansehen mußte!

6. März 1893

Bei Gretchen Kuhlenkampff machten wir "Hypnotisieren", kriegten aber dolle Kopfschmerzen und schworen uns, es nie wieder zu tun.

10. März 1893

... auf meiner anderen Seite saß Herrmann Roeder, mit dem ich mich bald in einen gelinden Disput — um nicht zu sagen "Zank" verwickelte. Er behauptete nämlich, der Egoismus hielte die Welt zusammen!

Großpapa sagte heut mittag, einer, der 24 Stunden wahr sein wollte, käme ins Irrenhaus. Es hatte nämlich große Belustigung erregt, als ich erzählte, daß ich Anna auf ihre Frage, wie ich mich bei ihnen amüsiert hätte, gesagt hatte: "Teilweise hab ich mich schrecklich gelangweilt!"

"So offen dürfe man nicht sein," meinte Großpapa.

15. März 1893

Sonnabend ging ich nochmal in die Pension. Na, das Geschrei, als ich kam!... dazwischen stöhnten einige über den Aufsatz "Wilhelm II." und baten mich, ihn zu machen. Na, sie kriegten also einen:

"Wilhelm II. ist der Sohn seines Vaters, und der Enkel seines Großvaters. Seine erste Heldentat war sein Eintritt in diese Welt am Geburtstag meines Onkels. Seine Berühmtheit verdankt er seinen sechs Söhnen, deren kürzlich dazugekommene Schwester ihn auf den Gipfel seines Ruhmes hob.

Durch seine Tapferkeit erlangte er schon im Alter von zehn Jahren den Offiziersrang.

Ihm nachzustreben soll uns eifrigstes Bemühen sein. Wer mehr von ihm wissen will, lese in der Zeitung nach."

Nach zwei Wintern in Berlin ging's dann aber endgültig zurück und in dem Tagebuch jubelte es:

Wenn man in dem abholenden Wagen, am glitzernden See vorbei, den Brennereischornstein auftauchen sieht, ein paar beschürzte rotbäckige Mädels knicksend Feldblumensträußchen in den Wagen werfen, — wenn dann der Wagen auf die gepflasterte Dorfstraße rattert, in den Torweg einbiegt, wo auf der weinumrankten Treppe alles zum Willkommen versammelt steht: Dann ist man zu Hause, endgültig zu Hause!



Na, wer weiß was?

Arbeitsschule

Von unserer nach meiner Rückkehr aus Berlin nun aufblühenden "Arbeitsschule" merkten die Eltern so gut wie gar nichts.

Mit der Zeit kamen etwa 30 kleine Dorfkinder vormittags und 30 Schulkinder nachmittags, meist in der tiefen Mulde am Ende des Gartens, der zu unserer Freude nicht durch eine Mauer, wie der Obstgarten, sondern nur durch Strauchwerk von der Straße abgetrennt war.

Von der Wiese herein kamen die Kinder über die kleine Bretterbrücke, die über dem Graben lag. Ach, was sage ich Graben! "Die Kietsch" war's, das Fließchen. (Es hieß ja: Kensau an der Kietsch.) Die Kleinsten mußten wir immer herübertragen. Einmal war das Brett verrutscht: 1-, 2-, 3-, 4- kleine Gören fischten wir aus dem — gottlob — nur leise rieselnden Fließchen!

Aber es war nun mal der einzige Eingang zu unserer "Arbeitsschule". Vorn durchs Tor konnten wir das Dorfgeriesel den eventuellen Blicken Papas nicht aussetzen. Es war schon gefährlich genug, bei Regentagen und im Winter die ganze kleine Horde durch den Kücheneingang in den Keller zum Plättraum zu schleusen, oder gar zu irgendwelchen Festlichkeiten, z.B. Weihnachten, die dunkle, schiefe Küchentreppe herauf in den Saal und wieder herunter: das kollerte und das wimmelte und das kreischte: "Meene Korken, meene Korken!" — "Fröllein, min Taversteen is weck!" — "Schub's mer nich so, du!" — "Siehste, da hast's!" — "Fröllein, min Keppchen —!"

So etwas durfte ja selbst die geduldige Mutter nicht miterleben. Gut, daß das Haus so dicke Wände und so viele Räume hatte, die uns unausgenutzt vorkamen, wenn wir sie nicht auf solche Weise hätten bevölkern können!

Kamen wir dann nachmittags Punkt 2 Uhr in das Gekreisch und Getobe, steht bei unserem Anblick sofort alles brav hinter den Bänken und leiert einstimmig das schwer gelernte Verschen:

"Was man mit Liebe tut,
das geht noch mal so gut!
Und — fang'n wir fröhlich an,
dann ist es bald getan.
Drum frisch heran — was es auch sei —
Flugs an die Arbeit, eins, zwei, drei!"

Bei "drei" saß jeder emsig über seine Tafel gebeugt, denn wenn sie fertig waren mit ihren Schularbeiten, dann ging's ja an die' Spiele "Ei, ei, ei, Herr Reiter!" und "Ich öffne jetzt mein Taubenhaus —" und viele andere.

Bisher war ja das einzig ihnen bekannte Spiel das für unseren Begriff geradezu stumpfsinnige:

"Mariechen saß auf einem Stein, einem Stein, einem Stein, / Mariechen saß auf einem Stein, auf ei — nem Stein!"

Das in der Mitte des Kreises hockende Mariechen hatte dann alle die folgenden geistreichen Verse durchzuhocken:

2. Mariechen warum weinest du, weinest du ...
3. Ich hab verloren meinen Schatz...
4. Da kam ein junger Königssohn...
5. Mariechen hör zu weinen auf...

bis zu dem befreienden Schluß mit wildem Rumgetanze:

6. Und morgen soll die Hochzeit sein...

Trotz des in diesem Spiel doch so schnell erledigten Hochzeitsgeschehens (oder vielleicht gerade deshalb), dauerte es geraume Zeit, die Scheu zu überwinden, wenn ein Junge ein Mädels oder gar ein Mädels einen Jungen beim Spielen bei der Hand fassen sollte! Als dann später bei der Jugendbewegung all die Volkstänze aufkamen, hat die Kensaer Jugend sehr schnell statt "schanierlicher" Prüderie harmloses Miteinander gelernt. Nach der Kirche wurde sonntags auf dem Rasen im Garten mit Begeisterung gespielt:

"Wenn du nicht willst und ich will's doch, / so tanzen wir nun alle beide —"

oder:

"Ga von mi, ga von mir — i mag di nicht sehn! / komm tau mi — komm tau mi, — i bin so allein!"

Das Alte Testament und der Vetter mit dem "summa cum laude"

Zu den vielen fröhlichen Feriengästen in Kensau gehörte natürlich auch mein kluger Konrad-Vetter. Er hatte vor seinem Jurastudium ein Semester Theologie in Greifswald absolviert. Wenn er da so weltentrückten Blickes, die Hände in den Hosentaschen, am Billard stand und Mutter von Schopenhauer erzählte, oder aus Nietzsches "Also sprach Zarathustra" vortrug, störte ich seine Andacht keineswegs und bewunderte ihn. Schopenhauers Schriften, die er mir zu lesen gab, lehnte ich kurz und wohl unreif ab als "zu negativ". Ja, für zu "unreif" und zum Diskutieren mit dem klugen Vetter "zu dumm" hielt ich mich, nach meinem Tagebuch zu urteilen, bestimmt. Aber — weit vorausdenkend in die Zeit, wo ich längst mit ihm verheiratet war und er alles, ja einfach alles in seinem Bücherschrank und stets zur Hand hatte, da sah (und sehe) ich noch immer in all der Fülle von tief durchdachter, philosophischer und geistiger Intelligenz und Wissenschaft zu wenig wirkliche Lösung, zu wenig Bejahung und Hoffnung. Ich sah Tragik, Tragik — bis hin zum Selbstmord. Ja, und da stimmt doch etwas nicht, da kommt man doch mit dem Leben nicht zurecht, findet nicht heraus aus den Rätseln und Wirrnissen und Fragen nach dem Sinn des Lebens! So war meine jugendliche, aber ich muß gestehen, ist auch noch meine alte, unmaßgebliche Meinung.

Ich will mein Tagebuch — 1893 — sprechen lassen, um deutlich zu machen, wie damals — ganz wie heute — zwei geistige Welten aufeinanderplatzten:

... Aber wir spielten nicht nur Boccia oder machten Unsinn, im Gegenteil: ein sehr ernstes Gespräch gab mir viel zu denken. Wir rieten Rätsel. Ich brachte ein altes Diariumblatt mit den neun Musen drauf.

Da fiel Konrads Blick auf einige Sprüche des Alten Testaments, und er sagte: "Die großen Propheten werden viel zu wenig gewürdigt, und auf die Geschichten von Mose wird viel zu viel Gewicht gelegt. Was haben die Kinder z. B. von Isaak und Jakob. Betrug über Betrug. Wo ist da ein sittlicher Wert drin? Die ganze Judengemeinheit wird ihnen gezeigt!"

"Aber Konrad!"

"Nein, nein, ganz sicher: Man ist jetzt dahintergekommen, daß vieles gar nicht wahr (!) ist, was da steht."

"Na, höre mal," rief ich ganz außer mir. "Soll etwa das Letzte, was für wahr und heilig gilt, angefochten werden?"

"Ja, die Wissenschaft hat jetzt vieles aufgedeckt, was —"

"Ihr mit eurer Wissenschaft!" fuhr ich hoch.

"Ruhig, ruhig! Sieh mal, man kann nicht mehr glauben, daß jedes Wort der Bibel von Gott inspiriert ist. Ich spreche ja nur vom Alten Testament. Man betrügt die Kinder geradezu mit den alten Geschichten. Und was wird ihnen denn genommen? Sag selbst: Nimmt man dir was?"

"Ja, das ganze Wissen, daß Gott hinter all diesen Männern steht, wird einem dadurch umgestoßen!"

"Aber du mußt da hindurch." Konrad nahm meine Hand. "Ich geb' ja zu, Tochterchen (so nannte er mich oft, Mama nachahmend), daß es schwer ist, aber du verlierst ja nichts. Alle Glaubenshelden haben gewissermaßen was aufgegeben. Das ist keine Schande, glaub mir. Heutzutage ist es unmöglich, alles zu glauben, was die Bibel sagt."

"Heutzutage," fuhr ich auf "Heutzutage! Wahrheit und Heiligkeit hat doch nichts mit "heutzutage" zu tun! Es kommt doch nicht auf den Wortlaut an: eine Richtspur ist es! Die soll man finden in der Bibel nach göttlicher Bestimmung. Jetzt wollen Menschen bestimmen, und das soll man annehmen? Glauben? — Nie!"

Konrad war verduzt: "Ich geb' ja zu", sagte er, "daß vieles an der neuen Lehre noch übertrieben oder auch falsch ist, das wird sich ja klären. Sie forschen doch nach Wahrheit!"

"Darin solltet ihr aber vorsichtiger zu Werke gehn, bevor ihr's losgebt, und erst noch abwarten, was da herausgeklügelt wird, sonst macht ihr mehr Schaden wie Nutzen! Was ist alle Wissenschaft gegen alte Wahrheitsüberzeugung!"

Mein Inneres war aufgewühlt. Je mehr Konrad redete, desto aufgeregter wurde ich. Die Tränen kollerten. Weshalb deuteln sie? Ich habe nie darüber nachgedacht, ob jedes Wort von Gott inspiriert ist, wozu auch? Sein Geist ist doch drin, den spürt man doch auf jeder Seite. Mir geht es um die Führung Gottes durch ein Menschenleben, und sein Gang durch die ganze Menschheit scheint mir nicht nur wunderbar, sondern heilig in seinem Fordern wie in seinem Handeln und Segnen. Und das soll nun alles nicht mehr gelten? — Nein, nein! — Tiftelei ist das, Menschenwerk, das zerfällt! Das Bibelwort wird bleiben, was es war. Gott spricht darin und es macht glücklich! Ich bleibe fest! Konrad suchte mich auf jede Weise zu begütigen. Aber mit dem Begütigen ist das so eine Sache: Ich war zu aufgewühlt.

Den nächsten Tag saßen wir in der Eisenbahn. Meine Berliner Zeit war wieder fällig. Wir hatten ein Coupé ganz für uns. Wir waren ziemlich still, und ich war so müde, daß ich einschlief

Da hatte ich einen ganz sonderbaren Traum: mir war, als ob ich auf einer Wolke immer höher schwebte, und plötzlich sah ich Gott — (ich wußte jedenfalls, daß

diese Lichtgestalt Gott war). Die rechte Hand hielt er hoch nach oben mit dem Alten Testament. Die linke zeigte nach unten, wo eine Menge Menschen diskutierend zusammensaßen. Dryander war dabei, auf einem Sessel sitzend. Plötzlich kniete ich vor ihm. Er gab mir die Hand und sagte: "Seien Sie hier willkommen!" Ich aber lief fort. Hinter Gott führte eine goldene Brücke zu seiner rechten Hand hinauf. Ich versuchte vergebens hinzukommen, aber endlich war ich doch drüben. Das war nun mit einmal der Graben vor unserem Garten und mit einem ‚Gott sei Dank!‘ lief ich auf unser Haus zu — und wachte auf.

Ich war so erfüllt von dem Traum, daß ich ihn Konrad erzählen mußte. Er hörte eifrig zu, schüttelte oft mit dem Kopf und war ganz still. Ich auch. Dann sagte er nur nachdenklich: "Wirklich sonderbar: da träumt sie in der Art der Offenbarung Johannes! Wirklich wunderbar!"

Er sagte es wohl halb scherzend. Dann spielten wir Mühle, wobei Konrad immer gewann und ich ihm am liebsten die Steine an den Kopf geworfen hätte.

Auf einer Gesellschaft bei Onkel und Tante in der Keithstraße, war mein Tischherr ein Kandidat Weymann, den ich — noch ganz in meinen aufgestöberten Gedanken befangen — spontan fragte: "Was halten Sie vom Alten Testament?"

Er brachte meine verworrenen Gedanken mit — so schien es mir wenigstens — fast "väterlicher" Reife zu der Erkenntnis, daß gewisse Bibelkritik schon berechtigt sei, aber daß es trotz Menschensprache doch Gottes Sprache und Gottesgeschichte sei, und daß der "sittliche Wert" des Alten Testaments (mit einem Blick zu Konrad drüben: das haben Sie wohl von Ihrem Vetter?) vom Licht des Neuen Testaments beleuchtet, durchaus seinen Wert behielte. Man müsse mit Kraft und innerer Ruhe den nun entbrannten Streit um das Bibelwort verarbeiten, und — er sah mich fest an: "die haben Sie!" — Ich war fürs erste beruhigt.

Er war so vermittelnd — auch wie er die von mir so begeistert gerühmten Vorzüge des Landlebens mit seiner Stille und Einsamkeit gegenüber dem Stadtleben beurteilte, in dem man doch dauernd anstieße mit seiner Offenheit in all diesen Gesellschaftsformen ("Ich kann die Natur nun mal nicht missen!"): "Halt, Fräulein Wehr. Verzeihen Sie wenn ich zu schroff bin, aber das ist unrecht! (bums, da hatte ich's wieder!) Wenn Gott Sie nun auf einen Platz stellt, der Ihren Neigungen und Wünschen so gar nicht entspricht, müßten Sie nicht — um nicht zu hadern — die Ihnen fehlende Natur durch inneren Gedankenreichtum zu ersetzen versuchen? Betrügen Sie sich nicht selbst mit übertäubenden Gefühlen? Gott weiß ja, auf welchen Platz er Sie stellt! Und Sie," er sah mich wieder fest an: "Sie wissen, daß das der rechte ist!"

Wirklich, das war wohl der einzige Herr, mit dem ich mich bei Gesellschaften nicht "gezankt" habe. Wie'n Prediger kam er mir aber doch nicht vor — ganz einfach wie'n Mensch, der mich verstand!

Soweit das Tagebuch der siebzehnjährigen Erna Wehr.

"Verstand" — das war's wohl, was eine kleine Weisheit vom Lande damals veranlaßte, so seitenlang ihre überkandidelten Gefühle niederzuschreiben: ich wollte mich selbst verstehen lernen! Und was da in die stille, durch die Konfirmation gefestigte christliche Welt des Landkindes einbrach, lag ja in der Zeit. Es war der Ausbruch aus abgetretenen Wegen eines lauen, sich "fromm" ausruhenden Christ-Gewohntseins, wie wir es ja heute auch wieder erleben.

Konrad hörte die Vorlesungen von Reinhold Seeberg, Adolf Harnack, las Meinholds "Über den Kleinglauben", die "Christliche Welt", Maximilian Harden und ging in jugendlichem Eifer gegen die — seiner Meinung nach — erstarrte Theologie von Kirche und Elternhaus an.

(Jahrzehnte später steht in einem Gedenkbrief des jetzigen Bischofs Scharf der Satz: "Das Bild Ihres Gatten steht mir lebendig vor Augen, als ich — Vikar in Dahlem und Untermieter in Ihrem Hause — Ihre silberne Hochzeit und sein Mitwirken in der Leitung der Gemeinde erlebte. Von ihm ging Autorität aus und der Eindruck tiefer, gefestigter Frömmigkeit. Sein Urteil galt, weil es sachkundig war in der Kirche und im öffentlichen Leben und — weise.") Ja: "weise" sein ist mehr noch als "Wissen".

Onkel Saenger war durch Dryanders Vermittlung vom schönen Königswinter weg als Konsistorialrat nach Berlin berufen worden. Es war die erste Gesellschaft in der Keithstraße, zu der der Sohn des Hauses sein Kensauer — nun so aufgewähltes — "Bäslein" mitgebracht hatte.

Es gab heiße Kämpfe, in die sie da nun mit einmal mitten hineingestellt wurde. Der Kampf dieser Zeitepoche begann ja erst. Die Jugend (genau wie heute) in Opposition gegen Form und Gestalt der Gesellschaft, Kirche und Christentum, suchte Befriedigung in der freieren Richtung (dazu gehörte Kirms an der Neuen Kirche, von Soden an der Jerusalemer Kirche), die von der älteren Generation — auch von Onkel Saenger natürlich — abgelehnt wurde, ebenso wie — etwas später — auch Rittelmeyer, der sich mehr und mehr der "Philosophie der Freiheit" zuwandte, wie sie Rudolf Steiner zum Ausdruck brachte: "Der Schein muß zerstört, der Schleier gehoben werden, und die Wahrheit — die Gottheit — die Welt — steht vor uns in einem neuen Licht —" Aber auch die Anthroposophie

wurde, wie viele andere Strömungen, von der Kirche abgelehnt. Pfarrer, die sich solchen Strömungen anschlossen, mußten meist weichen.

Einer von denen, Paul Schütz²⁹, damals Hauptpfarrer in Hamburg, ging in seinem Buch "Warum ich noch ein Christ bin", der Sache auf den Grund; ebenso in seinem Buch "Christentum und Buddhismus", in dem er das Christentum als "die Geschichte als Weltgeschick" bezeichnet.

"Ich weiß, daß wir uns in einem Vakuum befinden," schrieb er in "Schöpferisches Ärgernis". "Hauptsache, daß wir uns in diesem Vakuum erkennen und darüber hinaus, unbekümmert, dennoch und trotzdem das Urbild stehen lassen über uns, und es darauf ankommen lassen, ob vielleicht gerade so das *Ärgernis* (von Christus) wieder schöpferisch wird. Das *Christus werden* steht in der Freude und in der Hoffnung."

Paul Schütz lebt jetzt als Professor in Süddeutschland. Der Titel seines neuesten Buches: "Die Glaubwürdigkeit des Absurden" zeigt, daß er noch heute — ein halbes Jahrhundert später — aktiv in der geistigen Auseinandersetzung steht.

Nun, in dem "Dennoch" und der Freude solcher Erkenntnisse sind Konrad und Erna in ihrer Ehe später mehr und mehr zusammengewachsen, und in diesem "Zentralen" eins gewesen bis an sein Lebensende. In der Beschreibung der Feierlichkeiten seines 70. Geburtstags steht in meinem Tagebuch:

Also — vom Abend zum Morgen und wieder zum Abend dieses reichen Tages lagen unsere Hände fest ineinander über dankbar schlagenden Herzen. Immer rief es in mir: Mein Herzens-Kon, mein großer Junge, mein vielgeehrter kluger Mann, wie bin ich reich in dir — und wie sind wir reich in unserem Heiland!

Aber noch — 1893 — saßen wir wie zwei Kampfhähne nach besagter Gesellschaft in Onkel Saengers gemütlicher Studierstube, wo Ethik, Christologie, Mystik, Sozialismus und die Namen Seeberg, Harnack, Nietzsche, Marx, Friedrich Naumann, Spranger nur so um die Köpfe schwirrten. (Nein, der Name Mao war noch nicht dabei).

Wenn Onkelchen uns beide über Artikel der "Christlichen Welt" diskutierend antraf, griff er beschwörend ein, um mich ländliche Unschuld vor all der

²⁹ Paul Schütz (1891-1985). Wikipedia erwähnt: " Schütz war stark von seinen Erfahrungen als Soldat im Ersten Weltkrieg und von dem Gedankengut der antidemokratischen Konservativen Revolution der Weimarer Republik geprägt. In seinem Werk finden sich auch stereotype antijudaistische Aussagen, die er nach dem 2. Weltkrieg nicht etwa korrigiert, sondern beibehalten hat. Er sah die Juden als Stifter der politischen Religion an, obwohl gerade sie eine spezifische Gottesoffenbarung verehrten. In den fünfziger Jahren vertrat er als national-konservativ geprägter Theologe eine eher restaurative Abendlandideologie. Diese ging davon aus, dass die Existenz des christlichen Abendlandes bedroht sei. Dessen Bewahrung und Rettung galt als Aufgabe der traditionellen christlichen Bildungseliten, die einen ständestaatlichen Gesellschaftsaufbau anstrebten." (Abruf 2.10.23, 11:29)

gefährlichen Aufklärung zu schützen, was dann — wenn Emil mit seinem noch jüngeren und noch besserem Wissen dazukam oft so heftig wurde, daß das gute Tantchen ganz entsetzt von ihrer Näharbeit aufsah: "Och, och! Emil, geh, spiele mal die Mondscheinsonate!"

Befreites Lachen allerseits! Unter den besänftigenden Mondscheinklängen Beethovens nebenan, oft auch durch spontan von Martha herbeigeholtes Dame- oder Mühlespiel, legten sich dann die hohen Wellen, und die Welt war wieder mal zu einem Teil gebessert — wie sie eh und je von jugendlichen Stürmern gebessert wurde und — wird.

"Das Christentum birgt nun mal in sich einen kirchenfeindlichen Keim," schreibt Bonhoeffer einmal, *"und doch braucht es die Kirche. Ethik, Religion und Kirche liegen in der Richtung des Menschen zu Gott, Christus aber spricht allein, ganz allein von der Richtung Gottes zum Menschen."*

Stille nach dem Sturm

Beim nächsten Besuch Konrads notierte ich im Tagebuch:

Papa legte seine Patience und wir kamen natürlich bald wieder auf unser altes Thema. — Ich zitterte ordentlich, als ich es merkte, aber ich war doch jetzt viel klarer und Konrad viel vorsichtiger. Und so näherten wir uns mehr und mehr. Ganz ergriffen sprach er von der geistigen Not im Volke, und als ich sagte: "Wenn ich ein Mann wäre, würde ich Missionar!", da sagte er: "Bilde dich doch zur Inspektrice der Inneren Mission aus!"

Oh, er wußte nicht, wie nah mir das im Ernst ist! Warum bilde ich mir denn eigentlich ein, Gott hätte es mir aufgetragen? Mechanisch hatte ich das Neue Testament aufgeschlagen. Da fiel mein Blick genau auf die Worte: Römer 9,17: "Eben darum habe ich dich erwecket, daß ich an dir meine Macht erzeuge, auf daß mein Name verkündigt werde in allen Landen ... "

War das etwa ein Ruf? — Aber ich bin doch gar nicht reif dazu —

Alles in mir drängte zu sozialer Tätigkeit, und es ist — zurückblickend — eigenartig zu sehen, wie sich ohne unser Zutun Lebenswege auftun oder schließen. Tante Rose war gestorben. Mutter und Gustel waren zum einsamen Großpapa nach Berlin gefahren. Gretel war seit einiger Zeit bei Saengers. Ich war allein. Und als sei ich plötzlich eine einsame Großmutter geworden, schrieb ich am 6. November 1895 ins Tagebuch:

Alles ist still. Die Uhr tickt gleichmäßig eine Minute nach der anderen. Ich sitze unter der Hängelampe am großen Tisch, an demselben Tisch, an dem wir als kleine wilde Dinger unter Aufsicht von Tante unsere Spiele spielten, wo "Hannchen" und "Gretchen" auftauchten und manche Stunde mit Papierpuppen und Tuschen verging, derselbe Tisch, an dem die lustigen Kochereien stattfanden. Ich sitze unter derselben Lampe, unter der die traulichen Winterabende stattfanden mit dem Vorlesen und der "Klütersuppe" zum Schluß. — Ach, so viel hängt daran! Die Uhr tickt ruhig weiter. Sie hatte auch damals getickt, aber man hörte nicht darauf, man war ja nicht allein. Jetzt bin ich ganz allein, stopfe meine Strümpfe und weine egoistische Tränen.

Nun, diese Weltuntergangsstimmung wurde meist schon am nächsten Morgen durch Dorfbesuche bekämpft. Ob der "tiefsitzende Egoismus" dadurch verschwand, weiß ich nicht mehr.

Theorie und Praxis

Um 1900 herum war das Wort "Sozialarbeit" sozusagen ein Begriff geworden. Ein Verein nach dem anderen wurde gegründet. Bazare, Wohltätigkeitsveranstaltungen aller Art sprangen mit dem Wachsen der Frauenbewegung wie Pilze aus der Erde. Die Namen Helene Lange, Alice Salomon, Henriette Schrader mit ihren genialen Menschheitszielen — all das gab der Zeit etwas Strömendes.

Die Worte "staatlich", "Wohlfahrtspflege", "gesetzlich", usw. drangen auch in unser stilles Landleben. In mir allerdings war ein aufsässiges Fragezeichen: Liebestun eingliedern in Systeme und Verbände? Hieß das denn auch: nicht nur die wirtschaftliche Not sehen, sondern auch die seelische!? Denn das war es doch wohl, was Jesus auf die Frage des Schriftgelehrten nach dem höchsten Gebot verlangt hatte: "Liebe deinen Nächsten von ganzer Seele, mit allen Kräften und mit ganzem Gemüt" — also den absolut völligen Einsatz! Ja, wozu habe ich denn neben Gemüt, Herz, Seele auch noch Hände, Füße, Augen, Ohren und Mund, also ganz reale Glieder und Sinne!? Die soll ich alle zur Tat brauchen.

Bei unserer ersten, so pfingstlich als "inneres Müssen" empfundenen Dorftätigkeit schrieb ich einmal ins Tagebuch:

"Dies "Muß" in einem — ist das Gott?"

Aber mit all dem, was ich als inneres "Muß" empfand, lief ich immer wieder wie gegen Mauern an!

So zum Beispiel bei Großpapa: es klingelt. Minna kommt den langen Korridor entlang und öffnet. Da steht eine Frau Soundso — lange Leidensgeschichte — sie bäte doch dringend — Großpapa greift in die Tasche. Ich laufe an die Tür: Wo wohnt sie?

Das verzweifelte Gesicht läßt mich nicht los. Ich will natürlich hingehen. Großpapa erlaubt's nicht. Am nächsten Tag gehe ich zu Dryander. Seine Frau meinte, nein, das dürfe ich wirklich nicht. Oft herrschen zu unmögliche Zustände. Sie wollte mir "Fälle" vermitteln, wo ich hinkönnte.

Wo ich hinkönnte? — Wer hat das zu bestimmen? Wer sucht das aus? Was an mich herankommt, hat Gott für mich ausgesucht! Und da kann ich hin! Wer meint, viel Zeit und Geld müßte dazugehören, sich mit so etwas abzugeben? Nein! Nur eines ist nötig — ich spreche aus Erfahrung: niemals sagen wenn es klingelt: "Ach, herrje, wer denn nun schon wieder?"

Wenn man sich nämlich zu der Einstellung bringen kann wie Daqué, der Naturforscher ³⁰, daß der "Andere", der "Bruder", der Mitmensch, der "Störenfried", daß gerade der ein mir "schicksalhaft Begegnender" ist, dann reicht tatsächlich die Zeit, das Geld, das Gespräch — alles!

Ich erlebte das einmal, als ich in großer Not um Bärbels Nicht-hören-können³¹ Wege zur Heilung suchte, und hierzu bei einem Pfarrer im Norden Berlins, der mir genannt war, Rat erbat. Nach meinen ersten Andeutungen ging dieser Pfarrer ans Telephon und sagte eine wichtige Verabredung ab. Auf meine entsetzte Abwehr, er sei doch im Fortgehen, hätte also keine Zeit für mich, meinte er gelassen lächelnd nur: "In diesem Augenblick ist mir Ihre Not von Gott geschickt. Da habe ich Zeit."

Mit sozialen Problemen und Fragen beladen sollte ich als 18-jähriges Mädels nunmehr — nach Mutters und Gustels Heimkehr — dem vereinsamten Großpapa etwas Enkelinnenliebe und Jugend ins Leben bringen.

Aber nun mach mal einer was in einem durch "Minna" und "Marie" wohlversorgten justizrätlichen Haushalt in dem alles — bis auf den Abendschoppen bei Siechen nach der Büroarbeit — auf die Minute pünktlich und geregelt zugeht! Da durfte man sich keine selbstständigen Änderungen und Aktionen erlauben.

³⁰ Edgar Daqué (1878-1945) war Paläontologe, Geologe und Naturphilosoph. Er gilt als Erneuerer der idealistischen Morphologie und vertrat eine teleologische Evolutionstheorie.

³¹ Die Tochter Barbara war gehörlos. (Siehe ausführlich in der Folge.)

Bismarck

Eines schönen Tages kam ich ahnungslos aus meiner Konversationsstunde zurück und sah die ganze Charlottenburger Chaussee entlang beiderseitig eine Mauer von Menschen in stummer Erwartung stehen.

Was ist los? — Bismarck kommt!

Was — und das hatte man mir nicht vorher gesagt?!

Mein 18jähriges Herz ging in Sprüngen: Bismarck!

Dem hatten wir vor kurzem im Kensauer Garten eine Eiche gepflanzt und Walter, der Student, hatte dabei der westpreußischen Jugend vom Dorf eine zündende Rede gehalten: über den genialen Kanzler, der es fertig gebracht hatte, all die kleinen Einzelstaaten zu einem großen deutschen Reich zusammenzuschmeißen. Ja, "schmeißen" sagte er, aber auch "schweißen", wie wir Schwestern es verstanden, schien uns ein ganz richtiger Ausdruck für solch ein wuchtiges Werk der Einheit.

"Forsch", fanden wir auch die Reichstagsrede am 6. Februar 1888. Papa hatte sie als Abgeordneter miterlebt und erzählte mit stolzem Schmunzeln davon. Kleinmütigen Zagern hatte er entgegengerufen: "Wir Deutschen fürchten Gott und sonst niemand und nichts auf der Welt!" — "Und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt!"

Bismarck also war unser Held. Und nun sollte ich ihn hier in Berlin sehen und ihm zujubeln dürfen, wie einst dem greisen Kaiser am historischen Eckfenster! Pünktlich zu Tisch zurück sein? Das war unmöglich! Großpapa wird schimpfen, aber das ist egal! Bei solchem Anlaß muß die justizrätliche Ordnung zurückstehen.

Da — endlich — er kommt! In Begleitung des Königs von Sachsen, des Kürassierregiments, einer Abteilung Marine, Prinz Heinrichs von Preußen ging es hin zum Palais des Prinzen Albrecht, später zum Bahnhof.

Der junge Kaiser fuhr mit, steht in meinem Tagebuch. Das war bemerkenswert bei der Spannung, die zwischen dem jungen Kaiser und dem greisen Kanzler bestand.

Meine — noch von der Begeisterung gefärbte — Entschuldigung für das Zuspätkommen wurde von Großpapa sehr kühl und vorwurfsvoll abgetan. Wegen Bismarcks, des Störenfrieds für Kaiser Wilhelm II., brauchte man sich keines Pünktlichkeitsdeliktes schuldig zu machen.

(Großpapa las die "freisinnige" Vossische Zeitung — mein Vater die konservative Nationalzeitung.)

Das störte meine frohe Erregung ja nun gar nicht: was hatten schon verschiedene Meinungen und Parteien mit dem einig gewordenen deutschen Reich und dem Vaterland zu tun!? Große Männer bleiben große Männer — Weltgeschichte bleibt Weltgeschichte — auch über Parteigecklüngel hinaus. Das fühlte ich als junges Mädels damals. Als mich bald darauf ein verliebter junger Mann so nebenher fragte, in welcher Fraktion mein Vater im Abgeordnetenhaus sei und welche Zeitung er läse, verbarg ich meine Unwissenheit über all solche Dinge durch die schnippische Gegenfrage: "Wollen Sie etwa von der Wahl einer Zeitung Ihre Gefühle für mich abhängig machen?"

Politik also nicht — historisches Geschehen umso mehr. Wir sind mit den Erzählungen unserer Väter aufgewachsen, die den kurzen Krieg 1870 mitgemacht hatten: hoch zu Roß mit Panzern und Säbeln, mit Flinten und Kugeln, als Musketier und Grenadier, als Kommodore und Lieutenant. Papa wurde noch in meiner Kinderzeit "Herr Lieutenant" angeredet.

Ich bin zwar erst sechs Jahre nach Kriegsende geboren. Aber ich erinnere mich noch, wie Papa uns auf der großen Feldkarte von Sedan die "Anmarschstraße" erklärte und seine Stellung nahe der Kaserne, rot angestrichen, zeigte. Diese Feldkarte und auch "Feldpost-Correspondencekarten" mit Berichten von Kampf und Sieg besitze ich noch.

Für uns war ein Krieg gottgewolltes Schicksal. Berichtete doch auch die Bibel von Kriegen, die Gott zuließ oder verhinderte.

Ich erinnere mich noch, wie sich Papa über einen Zeitungsbericht "Politik auf dem Lande" köstlich amüsierte: "Einer der Gutsleute in Schönhausen (Bismarcks Landgut) urteilte sehr skeptisch über die Fähigkeiten seines Jungherrn: "Er ist too jung, wet nich wat dat mit de Franzosen und Russen up sich hett." Er warnte seinen Jungherrn: "Ja, mit de Dänen und Österreich hat Se dat nu glücklich, aber det segg ich Se, Herr Graf, laten Se sich nich mit de Franzosen in! Da laten Se de Finger von! Wie sünd in de Mitt — wenn de Franzos sich unnen räppelt, dann räppelt sich der Russ baben, un denn sitt wi in de Klemm!"

Als nun nach dem Krieg und Sieg 1870 der Fürst in seinem Dorf von seinen Leuten begrüßt wurde, winkte er sich seinen Ratgeber heran und gab ihm die Hand. Während diesem die Tränen in den Bart liefen, gab er treuherzig die hochpolitische Erklärung ab: "Laten Se man sin, Herr Fürst, nu will ick och nischt mehr seggen!"

Wenn doch alle klugen Dorf- und Stadtpolitiker immer zur rechten Zeit diesen braven Entschluß fassen und danach handeln wollten, meinte Papa dazu!

Großpapa hat es nicht mehr erlebt, daß ich bei der Huldigungsfahrt der Westpreußen nach Varzin, dem Landsitz des vom jungen Kaiser im September 1894 entlassenen Kanzlers, eins der vier jungen Mädchen war, die als Auserwählte der Kreise in weißen Kleidern dem Kanzler die Grüße seines dankbaren Westpreußenvolkes überbringen durfte.

Abend für Abend saß mein Vater in freudiger Erregung ein paar Verse schmiedend, die ich bei der Überreichung eines Körbchens Weintrauben aus unserem Garten aufsagen sollte. Ich stolperte beim Lernen über das Versmaß:

"Auch in Westpreußen wachsen deutsche Reben,
wenn die Sonne warm uns scheint.

Und auch hier schlagen freudig deutsche Herzen:

"Heil dem Manne der uns hat geeint!"

und ich war froh, daß mir auf der Freitreppe des Schlosses bedeutet wurde, die Verse, ohne sie aufzusagen, im Körbchen zu lassen, das ich mir nur ungern von Schwenninger, Bismarcks stets anwesendem Leibarzt, aus der Hand nehmen ließ. Aber der kräftige Händedruck und der Kuß auf die Stirne, den der gebückt am Stock stehende Kanzler uns gab, sowie der Blick aus den von mächtigen, buschigen Augenbrauen beschatteten klaren Augen, die noch immer ein eigenartiges Feuer auszustrahlen schienen, das war ja Dank genug! Von der halbstündigen Rede Herrn von Fourniers weiß ich nur noch, daß wir jungen Leute uns energisch aufgerufen fühlten, verantwortungsgemäß Westpreußen als deutsches Gebiet anzusehen, allen polnischen Adelsgelüsten zum Trotz.

Ich schrieb vorhin: Weltgeschichte bleibt Weltgeschichte. Wäre Kaiser Friedrich am Leben geblieben, hätte die deutsche Politik durch den Einfluß seiner Frau, Tochter der alten Queen, aus dem "fortschrittlichen" England einen ganz anderen Lauf genommen. Sie war als Engländerin deutsche Kaiserin geworden. Sie liebte Deutschland und war voller Verantwortungsbewußtsein für dieses Land. Aber sie blieb Engländerin, die englische Art und englisches Wesen nach Deutschland verpflanzen wollte. Bismarcks Art, "mittelalterliche Politik zu treiben", konnte sie nicht gutheißen. Ihr tragisches Schicksal, vier Monate lang Kaiserin mit einem totkranken Mann gewesen zu sein, erkannte ich in dem später veröffentlichten Briefwechsel mit der Queen: erst war sie von Stolz, Hoffen und Liebe erfüllt, dann gebrochen und verbittert, eine Frau, deren Klugheit und Fähigkeiten nicht zur vollen Entfaltung kommen konnten.

Zurück zu Großpapa und zwar mit einer humoristischen Erinnerung damaliger Zeremonie-Beflissenheit.

Sein 20jähriges Dienstjubiläum wurde gefeiert.

Vor dem Empfang all der hohen Staatspersonen halfen wir Jugendlichen beim Anrichten all der leckeren Appetitschnittchen mit Kaviar, Anchovisbutter usw. (Heute bestellt man so etwas bei Hefter, den es damals allerdings auch schon gab). Uns war dabei eingebläut worden, wie man sich "richtig" verhielte, vor allem bei eventueller Anrede! Ja, also nicht nur den Namen, wie Herr oder Frau Sowieso sagen, sondern stets den jeweiligen Titel dazu, der ja bei der Anmeldung des Besuches laut und deutlich verkündet wurde.

Also da kamen Exzellenzen, Minister, — "wie bei Hofe!" flüsterte man sich zu. Da stand nun die als Geschenk eingetroffene und aufgestellte Riesen-Bronzestatue vom großen Kurfürsten zu Pferde, umgeben von einer Kette, an beiden Seiten von Löwenmäulern gehalten.

Einer der hohen Herren, der damalige Unterstaatssekretär Sydow, kommt bei der Besichtigung in dem Menschengedrange zu nah heran und die Kette fällt herunter. Er erschrickt. Da hat sich auch schon Gretel, flink wie ein Wiesel, einen Weg gebahnt, hängt die Kette ins Löwenmaul und sagt laut: "Das kommt in den besten Familien vor. Macht nichts, Herr Unter — sekretär!"

Mit schallendem Lachen verzieht man dem kleinen fünfjährigen Hilfsgeist die Unterschlagung des Staates.

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Dem guten Großpapa war nicht nur meine Bismarckverehrung unverständlich, sondern auch mein drängender Wunsch nach einer ausfüllenden Tätigkeit. Ebenso wie es damals für ein junges Mädels als absolut abwegig galt, sich um Politik zu kümmern, so war es noch durchaus nicht selbstverständlich, sich einem Beruf zu widmen. Aber er liebte seine Enkelkinder denn doch zu sehr, als daß er dem Wunsch der eigenwilligen Erna auf die Dauer widerstehen konnte. Meine Liebe zu Kindern war zu offensichtlich.

Mit glutheißen Empfinden allein kann das Leben nichts anfangen. Vieles bleibt im Sande stecken, wenn es nicht in die Tat umgesetzt werden kann.

Das Pestalozzi-Fröbel-Haus mit dem Grundsatz: *Nicht Kunst, nicht Buch — das Leben selbst ist das Fundament aller Erziehung*, kann ihr selbst ja noch ein bißchen Erziehung geben, so wird Großpapa wohl gedacht haben. Außerdem gehörte Herr Direktor Schrader der freisinnigen Partei an, also Henriette, seine Frau und Gründerin des P.F.H. wohl auch!

So — so, hm. Mir kommen plötzlich Bedenken: freisinnig soll da alles sein? Etwa auch "frei von Gott?" Kann ich mich dahin begeben, ohne daß mein Inneres Schaden nimmt? Ach was — es wird ja kein Kloster sein, aus dem man nicht wieder raus kann!

Also ging es hin zur Anmeldung.

Ich sehe noch Frau Richters — der Vorsteherin — immer erstaunter werdendes Gesicht beim Anhören der kindischen Vorurteile, die ich da vorbrachte, bis sie dann schließlich amüsiert schmunzelnd fragte, ob ich nicht die Richtigkeit des Gehörten erst einmal selbst erproben wolle?

Na schön, das wollte ich. Aber unter der Bedingung, sofort wieder austreten zu können, wenn — nun eben: wenn — —

Alle "Wenn" und "Abers" fielen bereits am dritten Tag plätschernd ins Wasser, samt all meiner Kensauer Selbstherrlichkeit.

Mit Fröbels Devise "*Äußerlich — passiv, innerlich — aktiv*" galt es allerdings umzulernen. In Kensau waren wir im Verhalten zu den Kindern äußerlich viel zu aktiv gewesen. Unter Frau Richter konnte der Geist nörgelnder Kritik nicht gedeihen, und ihre sonnenstarke, selbstverständliche Zuversicht in das Gute und Göttliche im Menschen weckte dies überall.

"Lob ist ein treffliches Mittel, die Menschen zu lobenswertem Verhalten zu erziehen — schon das unverdiente Lob ist ein Sporn!" lernte ich damals fürs Leben. Dieses famose Erziehungsprinzip spielte später in meiner Ehe oft eine vergnügliche Rolle: wenn der Ehemann, ärgerlich über einen immer noch nicht angenähten Hosenkнопf, schmunzelnd ankommt: "Ich weiß bestimmt, mein Schatz, daß du ihn morgen angenäht hast!" Oder wenn dem Sohn in ganz zuversichtlichem Ton nach einer vergessenen Besorgung gesagt wird: "Du bist ja solch' hilfsbereiter Junge — du läufst sicher gern noch einmal", — so ist das eben ein nicht zu verachtender Sporn!

Dies nur nebenbei — wir sind ja noch beim Pestalozzi-Fröbel-Haus.

Als Großpapa starb, sollte ich nach Hause kommen.³² Mitten aus meinem Kursus? Weg von meinen Kindern, von meiner Freundin Tilli (Reuter, geb. Hoffmann)? Ohne Abschluß?

Das konnten die Eltern nicht verlangen!

Sie verlangten es auch nicht. Aber wohin sollte ich nun?

Tante Hedwig Heyls Angebot, zu ihr zu kommen und mit ihrer Tochter Rosi zusammen bis zur Abschlußprüfung zu bleiben, lehnte ich hoffentlich höflich, aber jedenfalls bestimmt — ab, und das, obwohl es so verlockend war und für die Eltern finanziell erleichternd gewesen wäre.

Ich bewunderte Tante Hedwig³³ wegen all ihrer segensreichen Aktivität und der vorbildlichen sozialen Einrichtungen für die Arbeiterfamilien ihrer Fabrik in Charlottenburg. Sie gehörte schon zu den großen Frauen, die damals in Berlin Atmosphäre schufen und weithin anerkannt waren in ihrem sozialen Wirken als Nachfolgerinnen von Henriette Schrader.³⁴

Also Tante Hedwig selbst: Ja! Bei ihr wohnen: Nein! Ich fühlte instinktiv, daß meine Entwicklung ganz anders verlaufen würde, wenn ich in diese feudalen und weitbekannteren Kreise gekommen wäre. Ich wollte frei sein, unabhängig — und blieb bei meinem Nein.

Bei der schlichten, kleinen Tante Lotte Heyl, Mutter von neun Kindern, die sich als Witwe durch Zimmervermieten über Wasser hielt, fand ich Stübchen und Umgebung, in der ich tun und lassen konnte, was ich wollte.

Ich holte vor Beginn des Unterrichts meine kleine Hete Dämchen aus ihrer Kellerwohnung heraus und nahm sie in den Kindergarten mit. Dazu hieß es, den Schlüssel, den die zur Arbeit gegangene Mutter in dem stockdunklen Flur unter die Fußmatte gelegt hatte, vorkrabbeln, Kleider, Strümpfe, Schuhe unter dreckigen Sachen rausfischen, das schlaftrunkene Kind aus dem zerwühlten Bett

³² Da offensichtlich das Haus aufgegeben wurde, in dem zuletzt sie allein mit dem Großvater gewohnt hatte.

³³ Hedwig Heyl (geborene Crüsemann; * 5. Mai 1850 in Bremen; † 23. Januar 1934 in Berlin) war Frauenrechtlerin, Unternehmerin, Sozialpolitikerin und Gründerin sozialer Einrichtungen. "Heyl lässt sich der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung zuordnen. Politisch stand sie dem linken Flügel der Nationalliberalen nahe. Zwischen 1910 und 1920 war sie Vorsitzende des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft (ein Zweig der Deutschen Kolonialgesellschaft), der unter ihrer Leitung die „Verkäuferung“ der deutschen Kolonialelite zu verhindern suchte und sogenannte Mischehen zwischen Deutschen und Einheimischen in den Kolonien bekämpfte. Hedwig Heyl, die klar rassistische Positionen vertrat, betrachtete es als ihre wichtigste Aufgabe „Frauen für die Kolonisten auszusuchen, Siedlungen durch Ehen zu befestigen und überhaupt geeignetes Mädchenmaterial zu verschicken.“ 1933 zeigte sie sich begeistert von Adolf Hitler." (Wikipedia, Abruf 3.10.23, 8:50)

³⁴ Johanne Juliane Henriette Schrader-Breymann (* 14. September 1827 in Mahlum; † 25. August 1899 in Schlachtensee) war Pädagogin, Gründerin von Bildungs- und Erziehungsinstitutionen, Förderin der Fröbelpädagogik und der Frauenbildung. Ihre bedeutendste Gründung (zusammen mit ihrem Ehemann Karl Schrader) ist das Pestalozzi-Fröbel-Haus (PFH), eine der ältesten Ausbildungsstätten Deutschlands für soziale Berufe. – Alice Salomon (1872-1948) gründete ab 1908 in den Räumen der PFH die Deutsche Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit als ersten Schritt zu einer akademischen Anerkennung der Sozialen Arbeit. Daraus entstand die heutige Alice Salomon Hochschule (ASH Berlin).

der Mutter herausholen, waschen, anziehen — und dennoch pünktlich zur Stunde da sein!

Von Tante Hedwig aus hätte ich nicht zu x-beliebiger Zeit meine blasse kleine Erna Porree besuchen können, vier Treppen hoch, oder Karlchen Mathows Mutter zur Heilsarmee begleiten können, weil sie sich bekehren wollte. Ich war begierig zu wissen, wie man das macht: also einfach öffentlich sagen: "Es liegt an mir, daß solch Unfriede im Haus ist. Von morgen an soll alles besser werden. Gott hilft mir dazu."

So einfach ist das? Ich stellte fest, daß es tatsächlich besser wurde mit der Zankerei und ich bekam Hochachtung vor dem Mut, der dazu gehört, einfach zu sagen: "Ich bin schuld!"

Auch hätten Tilli und ich nicht drei Nachmittage lang Frau Dämchen beim Umzug aus einer düsteren Kellerwohnung in eine andere — ebenso düstere — helfen können. Wir hätten ihr nicht die verlauste Wäsche waschen können, als sie krank war. Und ihre 14-jährige Klara, die sie, wie es hieß, "auf der Straße hatte verkuppeln wollen" (keine Ahnung, was "verkuppeln" eigentlich hieß), war zum zweitenmal aus dem Kinderheim ausgerissen.

Was macht man mit dem armen Ding? Sie mußte weg von der Mutter! Bestimmt ist das Heim nicht das Richtige für sie — so urteilten wir 18jährigen Weisen. Dort ist es zu eng, zu abgeschlossen. Da gibt es doch jetzt so eine ganz neue Art der Heimerziehung — wie heißt der Leiter doch gleich? Wyneken³⁵ oder so. Wir erkundigen uns also, gehen hin. Ja, es war wohl damals die erste nach freieren Grundsätzen gegründete Anstalt, in der wir die Klara dann anmeldeten. Geld? — Nun ja, wir regelten das irgendwie, alles mit sehr schlechtem Gewissen, das weiß ich noch. Jedenfalls blieb Klara dort und es war ein Erfolg!

Solche Selbständigkeit wäre von Tante Hedwig aus unmöglich gewesen — das sah ich wohl voraus.

Jetzt — ein halbes Jahrhundert später — bin ich mir gar nicht sicher, ob ich unter Tante Hedwig Heyls Führung und in ihrem Fahrwasser nicht ganz anders, wohl gar öffentlich, hätte wirken können. Aber es zog mich nun mal magisch zu Dorfkaten, Hinterhäusern, Kellern und Dachstuben, während mich marmorne Treppen, Aufgänge, Flurspiegel und Polstermöbel in "gepflegten" Häusern völlig kalt ließen und abstießen, obwohl ich mich doch zu Hause im großen Landhausstil, ebenso im großväterlichen Kulturniveau durchaus wohlfühlte.

³⁵ Gustav Adolf Wyneken (1875-1964) war ein deutscher Reformpädagoge und Gründer der Freien Schulgemeinde Wickersdorf.

Später, als ich längst verheiratet war, suchte mich Tante Hedwig nochmal für die öffentliche Arbeit zu gewinnen. Ich zeigte auf meine fünf Kinder und sie verstand. Gelegenheiten zum sozialen Wirken gibt es im Leben ja überall.

Übrigens war es wohl noch etwas anderes, was mich damals so in die Opposition trieb: Das durch und durch national empfindende Mädels von 1895 spürte instinktiv, daß all diese karitativen, sozialen Wirksamkeiten irgendwie von einer "Partei" her bestimmt waren, und ich haßte Parteien. Ich meinte, in seinem Tun müsse man über dem Parteigeist stehen und nur "sachlich" urteilen. Zwar hatte der von Tante Hedwig 1905 gegründete Lyzeumklub das Ziel, allen gebildeten Frauen internationale Austauschmöglichkeiten zu schaffen und damit allgemeinen Kulturzwecken zu dienen, aber so wie ich es sah, stand das Interesse für die Partei doch zu sehr obenan.



Am geliebten "Paradiesapfelbaum"

Zurück aufs Land

Nach Abschluß meiner Ausbildung ging es mit dem Zeugnis: "... fähig zur Leitung eines Kindergartens und zu erstem Schulunterricht" nun wieder nach Kensau zu ganz anderen Erlebnissen in Haus, Dorf und Nachbarschaft.

Zu der gehörte auch der jeweilige Landrat in Tuchel. In dem Handelsminister von Delbrück hatten wir einen, der den Rat, den er seinen Mitarbeitern im Ministerium gab: "trotz vieler Arbeit alle Tage zwei Stunden spazieren zu gehen, nur so erhielt man sich einen klaren Kopf und ein freies Urteil" zum Wohle des Kreises so ausführte, daß es ein großer Verlust war, als er später dann Oberpräsident von Westpreußen wurde.

Wie wird nun sein Nachfolger sein? Große Spannung! Wochenlang!

Endlich erzählt Landwirtschaftsrat Wilberg von dem ersten Besuch von ihm schmunzelnd: "Janz jemütlich".

"Weiter nichts als jemütlich"? Papa schüttelte skeptisch den Kopf.

Eines Tages fuhr er dann auch bei uns vor. Kaum hatte sich beim Abschied die Tür hinter ihm geschlossen, rief Papa uns zu: "Schnell, schnell! Lauft ans Tor und seht, ob sein Wagen rechts oder links herum weiterfährt!"

Er fuhr links — woher er auch gekommen war! "Siehst du," sagte Papa schmunzelnd zu Mutter, "hab's mir doch gleich gedacht: das ist kein Landrat, wie Delbrück einer war! Ein rechter Landrat benutzt jeden Antrittsbesuch dazu, seinen Kreis kennenzulernen. Warum fährt er nicht den kleinen Umweg über Tucholka zurück?!"

Papas Urteil über seine Fähigkeiten war richtig. Er blieb auch nicht lange.

Um 1900 hatten wir in Herrn von Puttkamer³⁶ wieder einen sehr tüchtigen Landrat, der auch, wie das von dem Landrat eines Kreises erwartet wurde, bei keiner Jagd der Großgrundbesitzer fehlte. Da konnten nämlich in gemüthlicher Form wichtige Kreisfragen besprochen, manch steuerliche Härte gemildert werden, da ein umsichtiger Landrat Boden, Ernte und persönliche Verhältnisse besser kannte als der unbarmherzige Fiskus, von dem es hieß: "Dor is'n Kirl, den nennen se Fiskus. Is'n dullen Kirl, — der sluckt allens ever, wat hei kregen kann."

Aber all das war für mich nicht weiter interessant. Ich brannte darauf, das im P.F.H. Gelernte praktisch auszuwerten. "Beschäftigung unausgefüllter Gutstöchter" war die landläufige Ansicht über solcherlei Dorftätigkeit. Wir waren

³⁶ Richard Ulrich Friedrich Wilhelm Otto v. Puttkamer (1867-1953) (bei Saenger: "Puttkammer")

gar nicht so unausgefüllt bei den immer schlechter werdenden Verhältnissen der Landwirtschaft in den Jahren um die Jahrhundertwende, beispielsweise bei der ständig zunehmenden Lähmung eines Vaters und der kränkelnden, zersorgten Mutter. Es gab nicht oft solch eine amüsante Erzählung, wie die, daß Mutter eines Nachts aufgeschreckt sei mit lautem Schrei: "Oskar, ich sterbe!" und Papa, aus tiefem Schlaf auffahrend, erschrocken nach Streichhölzern suchend, gesagt habe: "Wart' noch ein bißchen, ich muß erst Licht anstecken!"

Oft waren es wirklich schwere Zustände, bei denen wir ratlos am Bett standen, den Puls fühlten, Baldrian gaben und trösteten: "Laß nur, Dr. Lahmann sagt ja, an Neurasthenie stirbt kein Mensch."

Oft galt es, die gar nicht so einfache Beschäftigung des Oberhemden- und Manschettenplättens zu meistern — mit Bolzen aus glühendem Holzfeuer, das natürlich gut "glühend erhalten" werden mußte, Pflaumenmuskochen im Waschkessel, Messer- und Petroleumlampenputzen, damit der Docht abends nicht blakte, Strümpfe stopfen — nicht etwa mit der einfachen Gitterstopfe, sondern mit Mutters schwieriger, kunststopfählicher "Strickstopfe"!

So etwas "funkte" oft genug in unsere Dorftätigkeit ("Hobby" würde man heute sagen), die uns so viel Freude machte, trotz gelegentlicher Stoßseufzer im Tagebuch:

Zum Verzweifeln: der Stanislaus sagt noch immer beim Kopfrechnen bei $2 + 1$ sein traniges: "sw-ei!" statt 3! Trotz Anschauung! Muß morgen statt Steinchen mal Plümkes (Pflaumen) mitbringen.

War der Karl heut wieder ein Ausbund: bei "Vöglein fliegt im Walde" "flog" er einfach über alle Bänke ..

Mit Albert Jahr und seinem dicken Lachgesichtchen muß man einfach mitlachen!

In der Berliner Zeit hatte ich einen Kochkursus mitgemacht. "Nun zeige mal, was du gelernt hast," hieß es, "wir schicken die Mamsell auf Urlaub." Wer kann sich das heute noch vorstellen: die dunkle Küche im Souterrain, abends mit einer Petroleumfunzel beleuchtet, der große eingemauerte Kochherd, kalt harrend der Dinge, die da bald brodeln sollen. Davor steht die Kiste mit Holz — im Glücksfall mit trockenem Strauchwerk obenauf — nun, bitte schön: Feuer machen ist eine Kunst!

Die passenden Töpfe in die passenden Ringe stellen erst recht! Her mit dem Feuerhaken! Ein geschicktes Hantieren mit den Ringen — je nach Zustand des Feuers. Aufgepaßt, daß auf dem zweiten Feuerloch die Milch nicht überkocht, während ich die Kartoffeln abgieße!

Pellkartoffeln im richtigen Aggregatzustand auf den Tisch zu bringen, habe ich von Milusch gelernt, einem der Weichenthal-Drillinge, die bei uns Küchenmädchen wurde.

Ich nehme den Deckel ab. "Nee, Fröllein Ernachen, drauf lassen!" ruft sie streng. "Sie schmecken sonst wässerig, erst muß das Wasser einziehen. — — So, nu Deckel ab! — Nu stuckern, bis eine platzt. Nu sind se abgedämpft und schön mehlig!"

Dorfleute verstehen, Kartoffeln zu kochen!

"Milusch, lauf, lauf in den Garten nach Petersilie, aber dalli, min Tochter! Nimm die Beine in die Hand! — Bist du noch nicht wieder da?"

Von einem Ohr zum anderen grinsend läuft sie los. Sie war mordshäßlich, mordsdumm, aber — treu wie Gold!

"Ja", sagt ihr Heutigen, "du hattest wenigstens eine Milusch oder Meta für sowas!"

Jawohl! Aber was nützten die schon bei anderen Dingen? Die Tür geht auf: "Morjen!"

Der Mann nimmt das Tier von seiner Schulter. Ach ja, der Hammel aus Festnitz! Alle 14 Tage kommt einer.

Nun heißt's: Aufteilen! Rücken für Sonntag, Keulen ab, Leber raus, Lunge zu Haschee, Reste einpökeln. — Das war schon 'ne Sache! Und davon hatte ich nichts in der Kochschule gelernt!

Oder Brotbacken! Nein, nicht Hefebrot, das so leicht trocken wird, sondern: Sauerteig ansetzen, bei richtiger Gärung einteigen, den großen Backtrog an den erkalteten Herd stellen, früh um fünf Uhr Brote kneten: zwei — vier — sechs — acht mit dem Faustballen tüchtig durchkneten, den Backofen in der Backstube zu richtiger Temperatur heizen (fürs Dorf war eine allgemeine Backstube auf einem Feldstück) — nun Feuer raus und Brote mit dem hölzernen Backschober rein. Gebe der Himmel, daß sie beim Rausholen nicht geplatzt sind, als "hätte der Bäcker seine Frau durchgeschickt!"

Oh, dieser köstliche Duft von frischgebackenem Brot! Die Goldmarie im Märchen, die sie rechtzeitig herauszieht, tja, die versteht heute nur noch einer, der's selbst gemacht hat!

Überhaupt — die Goldmarie!

Liebe Jugend, bist du noch zu jeder Zeit und Gelegenheit bereit, unbefohlen zuzupacken, zu schütteln, zu ziehen, zu klopfen, was da geklopft, gezogen, geschüttelt werden will?

"Greif zu!" und "Halt die Augen offen!", das war eine der wertvollsten Erziehungsratschläge, zu denen meine Jugend mir verhalf — ja, jedem verhalf, der Kensaus Auen betrat!

Hier — vorausnehmend — weil es gerade herpaßt, eine kleine Erinnerung, die meine älteste Tochter Liselotte — Jahre später — ihrer Freundin Elfriede Manns in ein Erinnerungsbuch schrieb:

"Alle Erinnerung ist Gegenwart": eine reiche, lebendige Gegenwart für uns alle, die wir Jahr für Jahr in Kensau sein durften!

Besonders leuchtend steht der Sommer 1922 vor mir: Zum erstenmal gehörte ich nicht mehr zu der großen Kinderschar, sondern zu den "jungen Mädchen", die bei Tante Gustel Haus- und Gartenarbeit lernten, war aber wie du, eine von den vielen, die von vornherein mehr erwarteten von der Zeit in Kensau, angefangen mit dem abendlichen Schwatzen im gemeinsamen Zimmer. Ein Begegnen und Kennenlernen in der Kensauer Gemeinschaft, die von der starken Persönlichkeit der beiden Tanten geprägt war, gibt einer Freundschaft ein ganz besonderes Vorzeichen.

"Gemeinschaft" war das große Erleben in Kensau. Die Tanten liebten es nicht, wenn Einzelne sich absonderten oder gar "Klicken" bildeten.

Der Tag war streng eingeteilt. Pflicht und Arbeit wurden ernst genommen. Aber — so scheint es mir wenigstens — schwere Arbeit gab es allenfalls in der Küche. Für zwanzig hungrige Mägen Eierkuchen auf Kohlenfeuer backen — na ich danke! War deine Schürze auch immer so schwarz in der "Küchenwoche"? Alles andere — Johannisbeerpflücken mit Singen und Schwatzen, Gartenhilfe anderer Art, Schoten paalen und Bohnen schnitzeln auf der Saalbalkontreppe, Hühner füttern, Puten suchen, wenn Regen in Sicht, die abendliche Entenjagd, dann die Sorgen für die Ferienkinder, das "Vasemachen" am Sonnabend — bei der Fülle der Blumen für mich die größte Freude — all das war zwar "Pflicht" aber ebenso richtiges Vergnügen!

Und wieviel erfreuliche Pausen gab es!

Punkt 10 Uhr kam Tante Gustel mit dem zweiten Frühstück auf den Saalbalkon. Riesenmengen herrliches Landbrot gab es mit eigen gemachter Wurst, Quark mit Schnittlauch und eingezuckerte Johannisbeeren. —

Um 1/2 12 Uhr ging es baden. Schwimmen wurde uns beigebracht. (Ob die Jugend von heute sich mit so kurzer Badezeit zufriedengeben würde?) Um 12 Uhr läutete es laut zu Mittag, und wehe dem, der nicht pünktlich am Tische steht! Die Tanten führten ein strenges Regiment.

Nachmittags Beschäftigung anderer Art: Gänge ins Dorf oder nach Festnitz, Bocciaspielen, Proben für das Kinderfest und einmal in der Woche einen

"botanischen" Spaziergang mit Tante Gustel durch den Garten, bei dem wir Bäume, Sträucher und Blumen kennenlernten.

Wenn dann nach dem Abendbrot und nach der Abendandacht im Klavierzimmer die "Kleinen" ins Bett gebracht waren, fing für uns der "Feierabend" an, wirklich Feierabend! Es gab fröhliches Spielen, Völkerball oder Volkstanzen vorm Haus auf dem Rasen. Sehr feierlich: "Hier kommt Simon von Celle..." und sehr lustig: "Wenn du nicht willst und ich will doch ...". In Nachthemden mit offenen Haaren machte es noch mehr Spaß!

Ein Höhepunkt jeder Ferienzeit war das Wäldchenabendbrot, zu dem wir singend um den See wanderten, während das Essen — meist "Himmel und Erde" (Stampfkartoffeln mit Apfelmus) — und viele belegte Brote, herübergerudert wurde. So auf dem Rasen schmeckte es doch noch anders, als fein gesittet bei Tisch mit Mundtuch und brav-sein und "bitte" und "danke". Danach mußte man sich aber wieder austoben und anstrengen bei "Drittenabschlagen" oder "Böckchen, Böckchen schiele nicht". Die Tanten schonten weder sich noch uns!

"Daß wir uns hier in diesem Tal
noch treffen so vieltausend Mal:
Gott mög es schenken,
Gott mög es lenken,
er hat die Gnad!"

das sangen wir zum Abschluß als Gebet.

Denn Kensau lag ja jetzt im polnischen "Korridor". Nur mit Paß konnte man hinkommen. Keiner wußte, wie es weitergehen würde und ob Kensau, diese friedliche Insel im unruhigen Zeitgetriebe, uns erhalten bleiben würde."

Soweit Liselotte.

Dazu möchte ich noch etwas ergänzen: Über dieser — gewissermaßen in der Kensauer Luft liegenden Verbundenheit, ob nun Wäldchenabendbrot, ob Pferdetaufe, Erntefest, Geburtstag, ob die erste Weintraube, die letzte Apfelfuhre, das neugekommene Boot aus Danzig, Mirvas glücklich geborene Bernhardinerbabys oder Ankunft eines besonders lieben Gastes — über allem lag eine Festatmosphäre, die jeden, auch den Unbeteiligten, irgendwie froh stimmte. Alles feierte mit, alles freute sich mit, alles half mit, wo es gerade nottat — und erholte sich dabei noch!

In ihrer stets so originellen Ausdrucksweise beschreibt später Bärbel, meine jüngste Tochter, Tante Gustel äußerst charakteristisch:

"Tante Gustel hat "Gemeinschaft" gut verstanden und es allen Gästen gemütlich gemacht — hin und her, manchmal fröhlich, manchmal ärgerlich, aber immer in Liebe, besonders auch beim Wäldchenabendbrot überm See mit Abendandacht und Sprüche-ziehen und lachenden Spielen."

Der Kensauer Garten

Kein westpreußisches Gut konnte mit einem Garten aufwarten, den der bekannte Generaldirektor der königlichen Gärten, Peter Lenné, dessen 150. Geburtstag vor kurzem gefeiert wurde, angelegt hatte. Karl Wiechmann, der im Hause Lenné aus und ein ging, erzählt von ihm:

"Lenné war 1816 als Gartengeselle nach Sanssouci gekommen und hat nicht nur die Gärten und Parks ringsum, sondern auch die gesamte Potsdamer Landschaft geprägt: Glienicke, Moorlake, den Uferweg zur Pfaueninsel, diese selbst, sowie den Tiergarten."

Es ist amüsant, zu sehen mit welcher "furchtbaren" Strafen damals Vergehen gegen das Naturschutzgesetz bedroht wurden:

"Als die ersten Abschnitte des Tiergartens 1834 fertig waren, mußten Schilder aufgestellt werden, die jede Beschädigung der Anpflanzungen bei 10 Taler Strafe verboten, das Treiben von Viehherden durch die Alleen bei 4 Taler Strafe und die Verunreinigung durch Kehricht bei 2 Taler Strafe.

Von der Hasenheide bis zum Urban, vom Kreuzberg über den Zoo bis zum Friedrichshain gibt es nur wenige repräsentative Straßen und Anlagen, die nicht von Lennéscher Planung sind.

Wenn man vom Brandenburger Tor³⁷ durch das grüne Gitter in den Park von Sanssouci kommt, standen (und stehen vielleicht heute noch) am Ende der Allee zwei gleichartige Häuschen, hellbraun geputzt. Im linken wohnte der Hofgärtner Sello, im rechten der Generaldirektor der königlichen Gärten Lenné. An einem Hochsommertag morgens so gegen 4 Uhr klopft es bei Lenné. Schlaftrunken schlurft Peter zum Fenster: Draußen steht König Friedrich Wilhelm IV.: "Ziehen Sie sich rasch an, Lenné," sagte er. "Ich habe Ihnen was zu zeigen ..!" An einer Lichtung im taufrischen Park bleiben sie stehen und — Lenné sieht auf sein eigenes Denkmal, von der Hand Rauchs, auf einem prächtigen Sockel. Der König hatte den Sonnabend, an dem er Lenné in Berlin wußte, dazu benutzt, für seinen Generaldirektor und Freund diese Überraschung zu placieren."

Dieser berühmte Mann also hatte auch den Kensauer Garten gestaltet, als anstelle des kleinen Gutshauses dicht am See im Jahre 1840 das große Haus mit der schönen Toreinfahrt gebaut wurde.

³⁷ Gemeint ist das Brandenburger Tor in Potsdam.

Wie vielen, vielen Feriengästen ist es ein unvergeßlicher Augenblick geblieben, wenn der Wagen mit den Füchsen oder Braunen durch die markanten Pfeiler in flottem Trabe — Ehrgeiz eines jeden Kutschers — einbogen in das Rondell vor die weinumrankte Treppe mit Agaven rechts und links, und Tante Gustel, umringt von sämtlichen Hausinsassen, mit ihren typisch weit ausgebreiteten Armen ihr "Herzlich willkommen!" rief (Manchmal rief sie auch: "Allzeit herzlich Willkommen" mit ganz besonderer Betonung des allzeit, denn es waren ja mitunter auch Gäste, deren Anmeldung zu ganz unpassender Zeit durchaus nicht immer das herzliche Willkommen verdienten. Da hieß es denn, "gastfrei" zu sein, "ohne Murmeln.")

Verdient oder unverdient, auf dem Saalbalkon gab's Kaffee mit dem traditionellen "Königskuchen", und dann — ging's in den Garten!

In allen Gutsgärten waren die Wege schmal und wie mit dem Lineal gezogen. Lenné hatte sie — ausgenommen den Obstgarten — breit und in schönen Windungen dem etwas hügeligen, zum See abfallenden Gelände angepaßt und große Rasenflächen angelegt (die grasende Kuh für unsere Kindermilch wirkte eher idyllisch als entweihend), die umstanden waren von blühenden Gebüsch, von denen sich zur Fliederzeit alle vier Waschfrauen aus Siciny Sträube mitnehmen durften.

Hier, freistehend, eine herrliche Weymouthskiefer, dort eine Blutbuche und die drei Lindenbäume, in deren Schatten alle schon anwesenden Gäste die Schoten zu meinem Hochzeitsessen paalten. Von hohen Lebensbäumen umrundet (kennt man heute noch Lebensbäume, respektive diesen Duft, wenn man ein Blatt in der Hand zerreibt?) lag nach Osten zu die "Morgenlaube" im Frühsonnenschein, nach Westen zu die "Abendlaube", natürlich mit Tisch und Bank fürs Briefeschreiben, Plaudern oder Spielen.

Aber nun erst mal: runter zum See, mit den ins Wasser ragenden knorrigen Weiden, auf denen es sich so unvergleichlich schön schaukeln und träumen ließ. Der dunkle Tannenweg davor mit ein paar lichten Birken dazwischen sorgte für absolute Weltentrücktheit. Von "weit, weit" weg, am schilfbesetzten Ufer drüben, grüßte das herangewachsene Erlenwäldchen, beliebt durch unsere Kinderfeste und Wäldchenabendbrote, und von fern schallten Kinderstimmen herüber von der Gänsewiese am Dorf da hinten.

Wir dürfen nun bei dem Gang durch den Garten unseren "Urwald" nicht vergessen, für den wir ja Lenné so besonders dankbar waren, weil er die Mulde

für unsere Arbeitsschule unter den hohen, alten Eichen, Rüstern und Ulmen hatte stehen lassen.

Ruft da nicht der Pirol sein "Ü — Üo — Üo"? "Vogel von Bülow" nannten wir ihn, seinen Ruf nachahmend. Hören tat man ihn oft, sehen ließ er sich nie in der hohen Silberpappel, wo im Herbst die Stare in großen Scharen so lauthals schwatzten und zeterten.

Warum hat Lenné eigentlich auf dem Rasenplatz, über den wir jetzt zum Saalbalkon gehen, den komisch knorrigen, alten Wacholderbaum stehen lassen? Eine Zierde ist er doch wirklich nicht!

Nein, aber ein Phänomen, ein Denkstein, eine Sonderheit oder wie man's nennen will. Wacholder gilt von jeher als heilig. Dieser Wacholder war einmal, vom Blitz getroffen, zur Hälfte zersplittert. Da er also den — doch sicherlich dem Haus bestimmten Einschlag — auf sich gelenkt hatte, galt der Verwundete doppelt als Heiligtum und durfte nicht entfernt werden.

Ob die Polen ihn haben stehen lassen?

Nach Papas Tode wurde beim Verkauf Kensaus an die Ansiedlungskommission diese "Schloßsituation": Haus, Garten und See, zurückbehalten als Besitz für Mutter und die Schwestern Gustel und Gretel, während Walter Festnitz übernahm. Nach 1945 haben die Polen alles in eine Landwirtschaftsschule umgewandelt.



Der vom Blitz getroffene Wacholderbaum vor'm Saalbalkon

Originale vom Lande

Wenn das unser Möllenhof wüßte, daß die Polen nun in Kensau sind!

Möllenhof war zwar kein Generaldirektor wie Lenné, aber ein tüchtiger Gärtner, das war er und ein Original dazu! Wenn er so rank und schlank und hochgewachsen daherkam mit seinem Schlapphut über dem fidelen, von schlohweißem Backenbart umrahmten Gesicht, aus dem etwas pfißig die blauen Augen blitzten, — in grüner Jägerjoppe — , dann hätte er gar nichts dagegen gehabt, "Herr Generaldirektor" angedet zu werden. So stolz war er auf seine Gartenkunst. "Das haben wir mal wieder gut hingekriegt, was gnädiger Herr?" "Gustelchen, Kindchen, (für ihn war alles Tun anderer Kinderei) sehen Sie, wie das aufgeht! Hab ich nicht recht gehabt?" Und dann kam todsicher eine seiner beliebten Geschichten aus der früheren Stellung, in der er mit dem Herrn Baron Soundso auf Du und Du gestanden habe.

"Und da sagt der Baron, Möllenhof, sagt er, was haben Sie denn da wieder für eine Eselei angestellt?"

"Ja, sag ich, Herr Baron, sag ich, diese Eselei war ja Ihre Meinung, Herr Baron! Da müssen wir nun also rückwärts avancieren."

Mutter bestellte ihn ins Haus, die schweren Sprungfederbetten zum Klopfen mit herauszuschaffen. In ehrerbietigem Schwung schnellte sein Schlapphut in die Luft: "Morjen, meine Jnädigste!" und dann vertraulich: "Na? Was haben wir denn nu auf'n Jewissen?"

Der "Jnädigsten" verschlug es die Sprache.

Oder er hielt einem stolz einen Korb Kirschen vor die Nase: "Herrschaften, na? Haben wir die nicht schön wachsen lassen?" Wir waren der Meinung, Gott hätte sie so schön wachsen lassen, aber das sagten wir ihm nicht.

Sein Anerkennungsbedürfnis artete allmählich in eine Art Kleptomanie aus: die vergessene Decke auf dem Rasen vom Nachmittagsschlaf war weg, die Gartenschere vom Balkon auch, ein andermal fehlte die Uhr in der Badebude. Wir suchen und fragen — alles vergeblich. "Wirklich nichts gesehen, Möllenhof?" Verheißungsvoll leuchten seine Augen: "Ich wer's schon finden, bestimmt! Vertrau'n Sie man dem alten Möllenhof!" Und wenn er sich genug geweidet hat an unserer Angst, kommt er — triumphierend das Gesuchte in hoherhobenen Händen schwingend: "Na? Hab Ich's nicht gesagt? Ich find' alles!"

Ebenso stolz war er auf seine Wetter-Prophetie, und — wenn man sich genau auf das Gegenteil einstellte, stimmte sie auch haargenau.

"Gebt mir man 'nen Schirm mit auf den Wagen," sagt Papa, "Möllenhof sagt, das Wetter hält sich."

Oder wir: "Hurra, zum Kinderfest morgen gibt's schönes Wetter. Möllenhof sagt, es gibt Regen."

Aber arbeiten, das konnte er!

Als "Gustelchen" später in Holtenau Gärtnerei gelernt hatte, und nun ihrerseits "Generaldirektor" wurde, machte es ihm gar nichts aus, auch mal Lehrlingsarbeit zu leisten. Wenn er für die an einem Vormittag so schön sauber geschruppten Gartenwege (der Stolz jedes Gartenbesitzers) Anerkennung bekam, genügte ihm das. Aber er freute sich doch, als ich später, nach unserer Versetzung nach Danzig, ihm aus meinen Schützlingen kinderreicher Familien kleine Lehrlinge verschaffen konnte, fleißige und faule, kluge und törichte, flinke und bedächtige, erholungsbedürftige und kerngesunde — jede Sorte war ja erhältlich aus den Danziger Hinterhäusern. Der große Garten erforderte viele Arbeitshände, und weder Tagelöhner, noch Scharwerksmädchen, noch Instleute waren dazu zu haben, und Kaschuben — dieser biedere, verträumte Menschenschlag aus der "Kaschubischen Schweiz", wie die westpreußische Gegend um Karthaus herum genannt wurde, kam selten aus seiner Heimat heraus.

Als Held in die Geschichte Kensaus ging Möllenhof aber nicht ein seiner schön geharkten Wege wegen, sondern weil ohne sein tatkräftiges Zugreifen das schöne Gutshaus einfach heruntergebrannt wäre!

Ein gluthetzer Julinachmittag! Alle Leute im Heu! "Ernichen", höre ich plötzlich Fräulein Zenkers angsterfüllte Stimme. "Komm mal, das Dach brennt!" "Donnerwetter — schock — scheffel — schwere — Notgeschichte —", so denkt man ja wohl, wenn man aus dem "Ochsenaugen", wie das ovale Bodenfenster vorn am Haus genannt wurde, helle Flammen herauslodern sieht! Das konnten weder Ernichen noch Zenkerchen mit 'ner Gießkanne auslöschen. Das war klar! "Möllenhof!" In den Garten schreiend, läute ich drüben am Speicher die Mittagsglocke. Aber ehe die Leute vom Felde herbeieilten und die — tatsächlich vorhandene — Spritze vom Spritzenhaus mobil machen konnten, rannte unser Möllenhof beherzt die verqualmte Treppe zum oberen Boden hinauf und stellte die Brandursache fest: ein schwelender Balken in der Räucherammer, durch Luftzug angefacht zu lichterloher Flamme! Er kommandierte nun von oben herab alles, was so dämlich rumstand und Maulaffen feilhielt, an Eimer und Pumpe.

"Durch der Hände langer Kette / um die Wette — / fliegt der Eimer, / hoch im Bogen / spritzen Quellen — Wasserwogen!"

Gut, Schiller, genauso!

"Möllenhof, leben Sie noch?" rief Papa durch Qualm und Lärm und Zischen hinauf, und eine rauchhustende, aber kreuzfidele Stimme rief: "Keene Bange, Herrschaften. Der Möllenhof schafft's!"

Die gebührende Anerkennung nachher von allen Seiten, war ihm schönste Belohnung!

Ebenso entschlossen und unbeirrbar, allerdings in ganz anderer Hinsicht, war ein anderes Original vom Lande: unser Schäfer Marquardt!

In jedem Dorf ist ja der Schäfer Mann für alles. Kann eine Kuh nicht kalben: der Schäfer muß kommen! Hat sich der Fritz den Fuß verstaucht: der Schäfer muß kommen! Gibt's 'ne Schlägerei irgendwo: der Schäfer muß schlichten! Und auch wenn's mit dem Vadderchen oder Mudderchen zu Ende geht: der Schäfer Marquardt weiß Trost und spricht noch ein schönes Gebet!

Unser Marquardt war der Sohn des Schäfers Marquardt, den die Großmutter Mathilde bei den Polenunruhen auf den Brief ihres Mannes hin aus Siciny hatte kommen lassen, um Kugeln zu gießen!

Weißhaarig, unter den buschigen Augenbrauen helle Augen, die alles zu sehen schienen, Hirtenstab in der Hand, Hund zur Seite — so schritt er schon zu meiner Kinderzeit der Herde voran. Voran: Kühe, Gänse, alle anderen Herden werden getrieben, Schafe werden geführt von ihrem Hirten. (Eine Kuhherde hat Jesus in keinem Gleichnis genannt!)

Marquardt war verheiratet mit einer streng gläubigen Katholikin, hatte aber seine drei Kinder evangelisch taufen lassen — ein ständiges Ärgernis für den katholischen Allgewaltigen in Jehlenz.

Bei einem seiner Weihbesuche hatte der Priester nun das Haus Marquardts übergangen, also seiner Frau die Kommunion verweigert.

Katastrophenalarm im ganzen Dorf!

Tags darauf sah man den Marquardt — im Sonntagsrock — durchs Dorf stapfen, als gingen Bewaffnete Gottes neben ihm, seine Bibel unterm Arm, hin nach Jehlenz. — Er verlangte vom Pfarrer, ihm im "Wort Gottes" die Stellen zu zeigen, wo einem Seelenhirten das Recht gegeben wird, einer frommen Seele die Segnung der Kirche zu verweigern!

Es muß ein harter Kampf gewesen sein, in dem er dem Pfarrer aus seiner Bibel alle die Stellen wies, die uns den Zugang zu Gott eröffnen. Er schied mit der Versicherung: "Ich lasse meiner Frau die Art ihres Glaubens, aber wenn ein Diener Gottes sich anmaßt, mehr zu sein wie ihr Herr und Meister Christus und ihr den Zugang zum Abendmahl verwehrt, — so wahr ich Christ bin: nächsten Sonntag nehme ich sie mit nach Tuchel zum evangelischen Abendmahl, um Trost und Vergebung zu finden!"

Er hatte Erfolg, und seine Frau hörte auf zu weinen! Das ganze Dorf aber las von Stund an die Bibel etwas gründlicher!

Recht muß Recht bleiben! Sich ducken? Kleinbeigeben — des lieben Friedens wegen? Nein, das liegt den Preußen nicht.

Den veränderten Verhältnissen später — im "polnischen Korridor" — sich zu fügen, war für die Deutschen dort kein leichtes Lernen! Ein weithin friedliches Miteinander von Polen und Deutschen — ein menschlicher, nicht völkischer Kontakt — riß aber auch in der Zeit des Korridors nicht ab.

Hier greife ich etwas vor: Eine, die wohl am meisten in jener Zeit unter dem "Klein-beigeben-müssen" gelitten hat, und die doch am allertapfersten immer wieder den Kampf aufnahm und sich durchsetzte, — das war "Tante Gretel!"

O — diese Behördengänge!

Ingeborg, meine Tochter, erzählt noch heute von solchen Verhandlungen, denen sie als Ferienkind beigewohnt hat.

Wenn Tante Gretel, gestiefelt und gespornt, Stock in der Hand, Hund an der Seite hereinkam und fragte: "Na, willst du mitkommen," dann war man schon auf dramatisches Erleben gefaßt. Trat sie da so hoch herrschaftlich selbstbewußt und aufrecht bei dem Wojewoden (früher Landrat) in der Starostei Tuchel, oder auch bei dem "Postronnek" in Jehlencz oder Krojanke ein, setzte sie eine derartig lebenswürdige, bescheiden bittende Miene auf, daß erstmal alles begeistert war von dem strahlenden Blau ihrer Augen, in denen absolute Zuversicht stand! Je mehr dann allerdings die Schwere des Anliegens (meistens Paßverlängerungen oder -Neugenehmigung) hervortraten und brüske Ablehnung erfolgte, umso fordernder wurde der Blick, desto beredter der Mund, aber auch umso ablehnender der Pole.

"Panje" ließ indes nicht locker: ein Beamter holte den anderen und, falls der sich auch nicht verzaubern ließ durch unglaubliche Vorschläge und Witze, kam noch ein höherer Dritter, und weiß der Dausend, immer kam sie triumphierend nach Hause: der oder die konnte bleiben oder fahren oder wiederkommen — je nachdem!

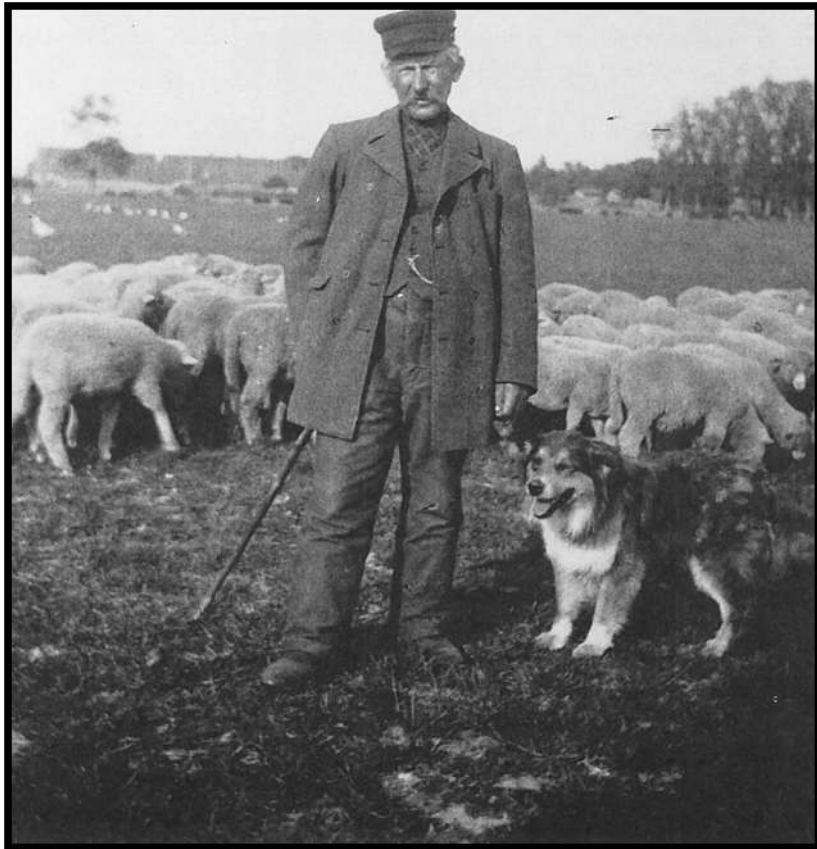
Der Pole ist ein eigener Schlag: hart auf hart erreicht man oft gar nichts, unter anderen Umständen aber alles.

So z.B. bekamen wir unsere Weckgläser mit Leberwurst und Rebhuhn in Aspik auch wieder, als wir im ersten Jahr des "Korridors" in Konitz unsere Weihnachtsgeschenke austauschen wollten, die Schwestern aus Kensau, ich aus Berlin. An der Grenzkontrolle war ihnen alles "enteignet" worden. Ich, die Schwester aus Deutschland, verlangte die Herausgabe.

"Verbotten!" — Dabei blieb's.

"Wie nennt man denn das hier in Polen," fragte ich harmlos, "wenn Sie anderer Leute Sachen einfach behalten? Bei uns in Deutschland nennt man das Stehlen". Sie fuhren von den Sitzen hoch: "Sie uns beleidigen, Panje!" Sie drohten mit Klage, mit Strafe. Ihre Wut war mindestens so groß wie meine. Ich habe ja nur schlichte braune Augen, nicht wie Gretel blitzblaue, aber als ich dann ganz töricht sagte: "Ich Polska beleidigen? Warum? Polska ebenso gut wie Deutsche. Deutsche würden jetzt Schein ausstellen und der Kutscher könnte daraufhin die Sachen abholen. Schade — wir hätten Ihnen gerne etwas abgegeben, wenn wir sie hätten essen können!"

Sie lächelten geschmeichelt, blickten sich untereinander an und schrieben den Schein.



Unser alter Schäfer Maquardt in Kensau

Dorfschullehrer Brunn

Aber ich habe mich ja schon wieder vergaloppiert, noch sind wir 30 Jahre zurück, als man noch friedlich hin und her pendeln konnte zwischen Berlin und Kensau.

Mit unserem "Hobby" hatten wir es immer schwerer, denn statt an den Kreisschulinspektor (den vermittelnden Pfarrer) wandte sich Herr Voß nun an die Kinder selbst mit dauernden Verboten, zu uns zu kommen, und strafte, wenn sie es doch taten. Da sie aber trotzten und zwar nicht mehr in Scharen, sondern klammheimlich einzeln nacheinander hinten herum in den Garten kamen, war diese Verletzung seiner Lehrerwürde denn schließlich doch Anlaß, sich versetzen zu lassen.

Mit dem Kommen von Herrn Lehrer Brunn hörten alle schulischen Schwierigkeiten mit einem Schlage auf. Er war nicht "kühl bis an's Herz hinan", nein: heiß, heißer, am heißesten. Geradezu fanatisch verliebt ging er mit unseren Bestrebungen mit und ließ uns seine Schulstunden hören, so oft wir wollten. Wir konnten ihm unseren Schlingel Fritz Kühn ans Herz legen und für die dumme häßliche Milusch ein gutes Wort einlegen: in allem imponierten wir ihm. Und er imponierte uns, respektive wollte uns imponieren, z. B. auch durch seine Erziehung für's Haus:

"Egon, komm mal her ans Katheder! — Nein, kriegst nichts mit dem Stock, — aber zeig mal deine Füße! Schämst dich nicht? So dreckig! Willst Muttern wohl das Bett schmutzig machen? Marsch an die Pumpe, aber dalli!"

Alle Hochachtung für einen Dorfschullehrer, der es, wie wir uns überzeugen konnten, wirklich nicht leicht hatte, in solcher Einheitsschule das Schulziel zu erreichen!

Während die 1. Abteilung eine Geschichtsarbeit schrieb, rechnete er mit der 2. Abteilung das große Einmaleins und besah dabei nebenher die Tafeln der 3. Abteilung mit schiefen i's und m's und a's: jedes dritte war natürlich nicht schön genug eingekratzt und wurde unbarmherzig ausgewischt mit dem Schwamm, der wieder mal nicht naß war — wofür es einen Katzenkopf gab! Aber es gab auch mal ein Lob: "M-au-s Maus, Hut" — "Siehst, Korl, hast gut gelernt!"

Daß er manchmal von einer Abteilung seinen Garten bestellen ließ, schien nur gerecht, und wir zitterten für ihn, daß ihn nicht mal um 7 oder 8 Uhr früh der Kreisschulinspektor bei solch eigensüchtiger Unterbrechung des Schulunterrichts antraf. Sowieso wurde ja jede nur mögliche Pause von ihm genutzt, Lieder zu üben und zu schmettern, denn dieser junge Lehrer bildete sich ein, Talent für einen Musikdirektor zu haben!

Schon die herzhaften Laute seines Erstgeborenen schienen ihm von vererbtem musikalischen Talent zu zeugen. Hugochen war ja von Anfang an ein Wunderkind, das es "zu was bringen" würde, was, wie er mir später bei einem Besuch in Berlin stolz erzählte, dadurch bewiesen war, daß er es, wie auch Gerhardchen, bei den Nazis zu hohen Stellungen gebracht hatten!

"Denen kann es in ihrem Leben an nichts mehr fehlen!" sagte er überzeugt. — Wo mögen sich diese stolzen Wellen gelegt haben — ? Und wie?

Herr Brunn hat damals einen gemischten Chor eingerichtet, zu dem natürlich auch die "Fräuleins vom Schloß" kommen mußten.

"Es wurzelt ein Baum tief im Preußenland", worin "die Zeder im Libanon" vorkam, wurde mit Hingebung geübt, dreistimmig natürlich mit Männerstimmen! Ich weiß nicht, ob er es selbst gedichtet oder vertont hat.

Seine Gedichte und Lieder überschwemmt mich um meine Hochzeit herum in bedenklicher Weise: die Kinder lernten in der Zeit wohl weder schreiben noch lesen, sondern nur seine selbstgemachten Lieder stimmrein zu singen und seine feurigen Gedichte zu deklamieren.



Ein neuer Lebensabschnitt

Ja, Fräulein Erna hatte sich zum Entsetzen des Dorfes tatsächlich verlobt, war also für das Dorf verloren! Das war ja klar: hatte sie nicht, als der Herr Assessor sie aufforderte, mit ihm an den See zu gehen, die nachsitzenden Jungens in der Arbeitsschule einfach vergessen? Fast eine Stunde lang!

Konnte das entschuldigt werden mit dem Geschehnis am Tage vorher? Da hatte sie den Vetter aufgefordert, mit ihr im Boot zu "staken". Das Boot war der kipplige sogenannte "Seelenverkäufer", mit dem der Fischer Krämer zu seinen Fischnetzen zu staken pflegte (rudern konnte man in sowas nicht).

Der vorsichtige, stets sicher gehende Vetter hatte nur hohnlachend geantwortet: "Dazu müßte ich mich vorher in die Lebensversicherung einkaufen!" Trotzig fuhr das Bäslein alleine los, aber in ihrer Wut fuhr sie nicht vorsichtig genug um den im Wasser verborgenen Pfahl herum, so daß der Kahn darauf auflief. Kein Staken — weder rechts noch links — machte ihn wieder flott! Hohnlachend — die Hände in den Hosentaschen — stand der triumphierende Vetter am Ufer. Alle Schimpfworte, deren sie fähig war, prasselten auf ihn hernieder, bis er sich — vom Badesteg aus — endlich herbeiließ, den Bug etwas anzuheben, so daß der Kahn loskam.

Tags darauf fragte er dieses rabiate Mädels dennoch an demselben See, ob sie seine Frau werden wollte. — Und Herr Lehrer Brunn hatte Gelegenheit, sein Dichtertalent zu höchster Blüte zu entfalten. Bei dem Volksfest im Garten vor meiner Hochzeit war es kaum möglich, zu Spiel oder Schmaus zu kommen — schon stand er wieder taktierend vor einer Gruppe zwei- oder dreistimmig singender Kinder.

Und nun erst bei der Hochzeit selbst: morgens, mittags, vor der Trauung, nach der Trauung, inmitten des Festessens, abends — immer neue Worte, neue Melodien voll überschwenglicher Abschieds-, Liebes- und Dankesbezeugungen hatte er erfunden. Ja, als um 10 Uhr abends der Wagen mit dem Hochzeitspaar aus dem Torbogen fuhr, — wieder war es Herr Lehrer Brunn mit seiner Jugend, die den letzten Gruß trällerten: "Und ein ruhiges Gewissen / ist ein sanftes Ruhekissen ...". Diese letztgehörten Worte brachten den neugebackenen Ehemann zu einem solchen Lachanfall, daß er einer eventuellen Abschiedsstimmung seiner Frau allen Wind aus den Segeln blies.

Tags darauf indes — in der Badeanstalt Skodsborg an der Ostsee — hatte sich das "sanfte Ruhekissen" zu einem stürmischen Wellenbett gewandelt, das dem jungen Ehemann erstmals alle Lachlust vertrieb, als er tief erschrocken den freventlichen Leichtsinnsinn (es gibt zwar auch einen göttlichen Leichtsinnsinn, aber dies war ein freventlicher!) seiner ihm nun angetrauten Frau ertragen mußte. Wir badeten dort bei ganz stürmischem Wetter als einzige in der Badeanstalt — er im Herrenbad, ich im Damenbad, wie damals üblich. Berauscht vor Freude, zum erstenmal im Leben statt mit dem Kensauer See es mit den Wogen des Meeres aufzunehmen, durchschwamm ich nichtsahnend die Sicherheitslinie und gab mich dem Auf und Nieder der Wellenberge so intensiv hin, daß weder die Warnpfeife noch die sich sammelnde Menschenmenge am Ufer mich stören konnten in meiner Kampfeslust! Erst als schließlich eine rauhe Stimme aus dem neben mir schaukelnden Rettungsboot befahl, sofort einzusteigen, erwachte ich aus meinem Rausch. Ich wurde ganz klein und jämmerlich, als mir am Ausgang mit scharfen

Worten jegliches Wiederkommen verboten wurde. Als vermeintliche Selbstmörderin mußte ich durch die gaffende Menschenmenge Spießrutenlaufen. So hatte der längst verzweifelt wartende Mann sich den Eheanfang wohl doch nicht vorgestellt!

Hildesheim

Er hatte sich wohl auch nicht vorgestellt, daß wir nach der Hochzeitsreise mit einem riesigen Bernhardiner in Hildesheim einziehen würden. Er war das Hochzeitsgeschenk einer Bekannten, die in ihrer Liebe meinte, mir als Landkind etwas fürs Herz mitgeben zu müssen (oder wollte sie Nero etwa nur loswerden?!). Nun, erstmal war er Anlaß für wohlwollende Kollegen, diesem jungen Paar mit Hund die geräumige Wohnung unterhalb der ihren anzubieten: ein großer Hund als Schutz — eine junge, unerfahrene Frau als Betreuungs- resp. Erziehungsobjekt — ? "Nee, danke schön!" sagte die unerfahrene Frau. Der Mann also gab nach und mietete woanders.

Frau von Puttkamer war zwar enttäuscht über die undankbare Absage der jungen Frau Assessor. Das hinderte aber nicht die wachsende, herzliche Freundschaft für lange Jahre.

Nicht nur jede Bevormundung lehnte ich ab, auch die ganze fest stehende Gesellschaftsordnung in ihrem Trott.

Mich ärgerte das Festgelegte, das Traditionelle, der Materialismus auf den Gesellschaften: die üblichen vier bis fünf Gänge bei Tisch, drei Sorten Wein (viel beseufzt wegen der das Gehalt übersteigenden Kosten), die Rangordnung, immer derselbe Lohndiener, immer dieselbe Damen-Tischrede: "Die Gabel s-t-eckt im Bräten — es läben die Damen!" und beim Abschied dann — halb scherzhaft: "Vielen Dank! Es war alles gut und reichlich!"

Darauf der Gastgeber: "Wir haben auch keine Mühe und Kosten gescheut!"

Oberflächlich erschien mir unsere Unterhaltung. Die Herren — nebenan natürlich — werden ja wohl Gespräche mit Inhalt geführt haben. Aber — wir Damen — !

Ich war oft versucht, hinterher Walters dämliches Studentenlied loszutrállern:

"Stumpfsinn — Stumpfsinn — du mein Vergnügen — Stumpfsinn — Stumpfsinn — du meine Lust! Gáb's keinen Stumpfsinn, gáb's kein Vergnügen, gáb's keinen Stumpfsinn, gáb's keine Lust!"

Da waren mir meine Jungmädchen-Gesellschaften in Berlin mit all den möglichen und unmöglichen Streitgesprächen, ja selbst die westpreußischen in ihrer individuellen Art, doch "anders" in Erinnerung.

Zwar gab es auch in Hildesheim nebenher eine Interessengemeinschaft, zu der mich Frau Schulrat Sachse sehr bald aufforderte, ein Lesekränzchen, wo wir mit verteilten Rollen moderne Stücke, wie Ibsen usw. lasen und diskutierten. Aber auch da rannte ich gegen den Klassengeist an. Man verübelte es mir schwer, daß ich, die neu hinzugekommene, junge Frau Assessor "selbständig" (!) Frau Doktor Hasenbalg einführen wollte, nur weil sie mir einsam und unausgefüllt erschien und geistige Interessen hatte. Aber: eine Arztfrau in unserem Kreis?!

Es mußte eben alles bürokratisch und nach althergebrachter Sitte abrollen.

Hilft denn kein Rütteln dagegen? Keine Revolution?

"Nein, es hilft nichts!" sagte der Mann, als eifriger Beamter in der Maschinerie drinstehend, "Der Regierungspräsident gibt den Ton an. Das ist nun mal üblich!"

So, der Regierungspräsident — — also auch seine Frau! Sie kann ändern: Also — hin zu ihr!

Eines Mittags hieß es dann — nach dem ersten Löffel Suppe: "Und ich war heute bei Frau von Philippsborn!" "Wa—as? ? Wo—o warst du?"

Der Löffel sinkt. Der arme Mann legt sich zurück und denkt, der Schlag soll ihn rühren! Ganz einfach: Frau von Philippsborn sagt sie, nicht mal: Frau Regierungspräsident! Er sieht seine Stellung erschüttert — er, das eben gekommene, kleine, ganz untergeordnete Assessorchen! Und das, ohne vorher was zu sagen! O — Hinterlist, dein Name ist Weib!!

"Na — und?" kommt es endlich stockend.

"Ja, und sie war sehr nett, hat alles gut verstanden und zugegeben, daß vieles reformbedürftig ist. Sie will mal sehen, was sie ändern kann."

Nun, sie hat in Hildesheim nicht mehr viel "ändern" können: Philippsborns wurden gleich danach nach Hannover versetzt. Mir fiel ein Stein vom Herzen — von wegen der "Stellung": der sehr geschätzte "kleine" Assessor wurde sofort nachgeholt. Sehr zum Entsetzen seiner Frau, die nun in die verpönte "Großstadt" mußte. Fort aus dem entzückenden Städtchen Hildesheim, wo die beiden ersten Kinder Liselotte und Hellmut geboren waren. Die freien Spaziergänge auf dem Galgenberg, an der Innerste — mit dem guten alten Nero — das selbst angelegte kleine Gärtchen, die geliebten Schwäne auf dem Wallgraben — von dem allen galt es nun, Abschied zu nehmen!

(Allerdings schien ja nach Philippsborns Versetzung unter dem neuen Regierungspräsidenten Fromme ein weniger steifes Lüftchen zu wehen, denn nach der einzigen Gesellschaft, die wir noch mitmachten und er mein Tischherr war,

erschien am nächsten Tage ein Riesenpaket aus einem Spielwarengeschäft mit einem humorvollen Gedicht an die kleine Liselotte, über die wir wohl gesprochen hatten. Der Schlußsatz lautete: "Einmal nur ist jung man hier. / Nütz die Zeit! Das rat ich dir!" Harmloser konnte sich der hohe Herr einer jungen Mutter gegenüber doch gar nicht geben!)

Hannover

Die schöne, schnurgerade Eilenriede in Hannover konnte das geliebte Städtchen nicht ersetzen. Aber nur eine einzige steife Gesellschaft brauchte ich mitzumachen, auf der mich, zu Konrads Beruhigung, Frau von Philippsborn wie eine liebe alte Bekannte begrüßte. Ihr Urteil über mich — zu Frau von Puttkamer geäußert — ich hätte so etwas "Unentwegtes", schien ihm auch nicht gerade einen Tadel zu enthalten.

Aber Kind Nummer drei meldete sich, und statt Gesellschaften mitzumachen, holte ich mir durch Straßenbekanntschaften "Kindergesellschaft" ins Haus, mit meinen beiden Lütten zusammen ein regelrechter Kindergarten. Wozu hat man denn das gelernt? Der Herr Assessor war nicht gerade begeistert: zwei bis drei eigene Kinder waren doch erst einmal genug!?

Die schöne gemeinsame Arbeit in Hildesheim an den Schiedsgerichtsakten war nun auch vorbei. Mit dem von Jahr zu Jahr mehr Anforderungen stellenden Regierungskram kam sein Frauchen doch nicht mehr mit und begrub allmählich ihren Kindertraum, durch Heirat teilzunehmen am Beruf des Gatten.

Auch die zweite Bedingung zu einer "glücklichen Ehe" mußte ein für alle Mal aufgegeben werden: der feste Wohnsitz. Bereits nach Jahresfrist kam die Versetzung nach Danzig!

"Wat dem eenen sin Uhl — ist dem annern sin Nachtigall!" Damit hat man sich ja in jeder Ehe abzufinden, auch im Kleinen!

Er ist gewohnt, bei runtergezogener Jalousie zu schlafen — sie bei offenem Fenster, am liebsten bei Mondschein!

Er liebt geruhsam langes Essen — sie hält das für Zeitverschwendung!

Er trinkt keinen Nachmittagskaffee — für sie ist das die gemütlichste Stunde des Tages!

Er wandert und handelt nach festem Plan — sie rennt ins Blaue und plant überhaupt nicht!

Er fragt vorausdenkend: "Was soll das werden?" — sie sagt sorglos: "Das wird sich ergeben!"

Gibt das eine unglückliche Ehe? Daß ich nicht lache! Der Klügere gibt eben nach. Wir teilten uns in diese Klugheit, er wohl mit dem Löwenanteil! Aber was sind schon diese Nichtigkeiten gegenüber allen wirklich großen Lebensfragen und Grundwahrheiten!? Und in denen gab es ja volle Gemeinsamkeit!

Bei der Gemeinsamkeit in der Teilnahme am Beruf, bei den durchzuarbeitenden Schiedsgerichtsakten z.B. hatte ich ja oft auch nur strümpfestopfend dabeisitzen können und mich ausschweigen müssen.

Diese von Kensau her ganz ungewohnte Stille füllte ich aus, indem ich Kindergottesdienst-Themen für unsere nun so verwaisten Kensauer Kinder ausarbeitete. Gustel lernte zu der Zeit gerade in Holtenau die Gärtnerei-Kunst. Ich trug einfach Frau Krämer, der Mutter von sechs hoffnungsvollen Sprößlingen an, nun selber den Kindergottesdienst zu halten. Wie ernst diese liebe Frau das nahm, zeigt ihr Antwortbrief:

Theure, liebe g. Frau Erna!

Mit großer Freude habe ich den Brief empfangen und daraus erfahren, daß wirklich noch immer der Spruch erfüllt ist: "Die Liebe höret nimmer auf" Es wurde mir Angst am Herzen, wie ich die vielen Blättchen sehe, so vollgeschrieben. Da habe ich das alles durchgelesen. Da dachte ich: O Gott, wie wirst dir damit durchkommen und fertig werden? — Da habe ich es wieder durchgelesen, und es ging mir alles so durch, denn ich nahm mir das alles gleich zu sehr in den Kopf, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Alles ging durcheinander, bald kam mir dies und jenes in den Kopf. Das Schlimmste waren meine eigenen Gedanken: ob ich auch dazu würdig und fähig wäre, daß ich mir das übernehmen konnte, denn nötig thut's mir doch alleine. Jetzt aber sollte ich es anderen sagen, und das war sehr schwer für mich.

Wie ich gelesen habe, wie Petrus die Liebe des Herrn zurückgestoßen hatte, da dachte ich: ach, so machst du es ja auch.

War das nicht ein schwerer Kampf?

Ich fand keine Ruhe. Da fuhren wir Sonntag zur Kirche. Da habe mit dem Herrn Pfarrer darüber gesprochen, ich habe ihm meine Umstände erzählt. Der Herr Pfarrer sagt: er denkt es sich sehr schwer für mich, weil ich nicht studiert bin. Aber was mich schreckt, ist nur eine Anfechtung, und der sollte ich widerstehen, ich sollte nach meinen Kräften, so gut ich es konnte mit Gottes Hilfe weitergeben und soll die Liebe des Herrn nicht zurückstoßen. Denn ein kleines Kind kann

beten, wieviel weniger nicht eine Mutter mit 7 Kindern? Kommen fremde zu, ist es ja sehr schön. Noch eins: ich sollte mir denken: ein Pfarrer ist gelehrt von Jugend auf, aber wie schwer das doch ist, das erste Mal die Kanzel besteigen.

Da bekam ich wieder fröhlichen Mut. Nachmittags im Wald hatten wir unsere Versammlung. Die Großkensäuer Kinder waren alle da. Mit Gottes Beistand haben wir es recht gut gemacht, die Kinder haben recht gut geantwortet. Nachher habe ich den Kindern das Lied gelernt: Eins ist not ... Nächsten Sonntag wollen noch mehr kommen.

Der Herr Pfarrer sagt, wenn g. Frau Erna so gütig sein will und uns wieder den Kindergottesdienst schicken will, dann soll ich bitten, vielleicht könnte es ein Tag eher kommen, daß ich mir das noch ein paar Mal übersehen kann. Heute bin ich, Gott sei Dank, recht fröhlich am Herzen und sage meinen herzlichsten Dank für die Liebe, die uns nicht vergißt.

Herzlichen Gruß

ergebenst Auguste Krämer

Danzig

Nun kam der Ruf nach Danzig — nach meinem Westpreußen ging ich mit fliegenden Fahnen, mit unserem kleinen Dreiblatt!

Hatte ich mich auf mein erstes Kind, Liselotte, nach damaligen Grundregeln, vor der Geburt noch intensiv mit allerhand schönen Künsten beschäftigt, mit Zeichnen, Malen, Blumen und Blätter betrachten, Musizieren — damit auch ja ein schöngestiger Mensch entstände, hatte ich vor Hellmut ganz besonders erzieherische, pädagogische und philosophisch-religiöse Studien betrieben, so daß mir der Ausruf meiner Pflegerin, Frau Fricke, bei seiner Geburt: "Sehn Sie nur die sinnigen Augen! Der wird mal'n Pastor!" durchaus passend erschien. Klein-Hildegard war ohne derlei Vorbereitungen, aber — nach einer Fehlgeburt vorher — mit ganz besonderer Freude empfangen worden. Dies zarte, fröhliche Pflänzchen brauchte aber auch in Danzig noch besondere Pflege, und aus Hannover kam kein hilfreicher Geist mit in das "wilde" Preußen. Also: Ein Inserat um eine Hilfskraft!

Achtzehn Meldungen flatterten in meinen Urlaub in Kensau. Eine immer verlockender als die andere: prima Zeugnisse, verheißungsvolle Versprechen — das war eine schwere Wahl! Ein harmloser Brief läßt mich aufmerken: "Ich bin

Waise — suche neue Heimat." Das war doch mal ein anderer Ton als immer nur so um Gehalt und Leistung!

"Die nehme ich!"

Allgemeines Entsetzen — kein Zeugnis, keine Versprechen — ausgeschlossen! Nichts weiß man von der.

Trotzdem: ich schreibe, adressiere: "Fräulein Lisbeth Schmidt". Ich drehe den Brief um, den Umschlag — keine Adresse! Nichts, weder innen noch außen. "Siehst du — so ein zerfahrenes Etwas! Ein Wink des Himmels, daß du sie nicht nehmen sollst!"

Wink des Himmels? Na schön: ein Wink des Himmels soll's sein, wenn der Brief von mir unzustellbar ist. Kommt er aber an, und sie will — dann ist's die rechte! Also, der Brief an "Fräulein Lisbeth Schmidt, Charlottenburg 2" (das war am Stempel wenigstens lesbar) geht ab. Tags darauf kommt ein Telegramm: "Nehme Stellung an!"

Dieses 18jährige, rotbäckig und verlegen vor der Tür in Danzig stehende junge Mädchel hat dann 13 Jahre lang die schon vorhandenen und alle noch kommenden kleinen Trabanten gewickelt und betreut, mit ihnen gespielt, gelacht und gelitten, durch dick und dünn, durch Krankheit, Kriegsnot, Freud und Leid. Sie lebte mit und liebte mit, bis alle groß waren und das geliebte "Frombet" dann als Schwester tätig war bis zu ihrem frühen Tode, geliebt und betrauert.

Bei dem Danziger Gesellschaftsleben gab die Technische Hochschule den Ton an, zwangloser und mehr geistig und wissenschaftlich ausgerichtet, als es in den Hildesheimer Regierungskreisen üblich gewesen war.

Wir freuten uns besonders, der verflixten Hildesheimer Tischordnung entkommen zu sein. Nach Rang und Würden zu placieren, "oben" und "unten" [nicht]³⁸ zu verwischen, die "richtige" Dame für den "richtigen" Herrn zu treffen — das war schon ein Kunststück gewesen — und eine Tortur! Es hatte ja nicht jeder die Schlagfertigkeit und den Humor, wie man es von Bismarck erzählte, der — bei eines Gastgebers Entschuldigung wegen falscher Placierung — gesagt haben soll: "O, das macht ja nichts: wo ich sitze ist oben!"

Bei einer dieser Gesellschaften kamen Frau Professor Sommer und ich überein, unsere gerade schulfähigen Kinder selbst zu unterrichten. Zu diesem ersten Schulunterricht brauchte ich mir nicht — wie in Hannover zum Kindergarten — die Kinder auf der Straße zu suchen: hier waren sie bei Professoren und Regierung just in dem für Liselotte und Hellmut passenden Alter zu haben! So

³⁸ Ich vermute, hier gehört ein "nicht" hin.

gab es mit den gleichaltrigen Kollegenkindern eine Elementarklasse. Alles wurde in lebendiger Anschauung gelehrt: Bäume, Blumen, Ziegen, Hühner wurden gezeichnet oder aus Ton geformt, zum Brennen in die Töpferei gebracht, unterwegs an Fenstern und Häusern das Einmaleins gelernt. "Nicht Kunst, nicht Buch, das Leben selbst" war Lehrmeister, zu allseitiger Freude.

Wozu hatte ich im P.F.H. auch meine Prüfung für den Elementarunterricht bestanden?

Unsere beiden Schulkinder waren denn auch so in "Freiheit dressiert", daß sie sich eines Tages einer vorüberziehenden Zigeunertruppe anschlossen, um den tanzenden Bären noch länger beobachten zu können. Hatte doch Hellmut im Schaufenster einen Bären auf Rollen, der ihm so "zugelächelt" hatte, erstehen dürfen (den "Freudenbär" seiner Jugendjahre), mußte also an einem lebendigen die Lebensbedingungen für Bären erkunden!

Das arme Fräulein Lisbeth hat sich fast die Lunge ausgelaufen von Langfuhr bis hin nach Danzig, um sie der Truppe wieder abzujagen. Klein-Hildegard im Handwagen hatten sie ja auch noch mit!

Zu dem "Freudenbär" gab's dann auch bald lebendige Lachtauben, einen Salamander, der die Teppichstangen herauflief, und aus dem Weihnachtspaket aus Kensau hopsten zwei "süße" Kätzchen — haste nicht gesehen — gleich auf den Weihnachtsbaum, auf dem die Kerzen brannten! Alles in Danzig war lustig und fröhlich — nicht nur die Schulstunden.

Liselotte und Hellmut lachten, als ich ihnen von meiner Kindheitserinnerung, unserer ersten Eisenbahnfahrt erzählte: Mutter reiste mit uns "Großen" nach Danzig. In Dirschau stieg sie aus, wir blieben im Abteil. Na nu — was ist los?! Die Bahn fährt ab — ganz allein — wer lenkt sie — was wird aus Mutter?! Unser Gebrüll verhallte in dem gleichmäßigen Geratter des rangierenden Zuges! Die Menschenmenge, die sich bei der Rückkehr in den Bahnhof Dirschau vor unserem Abteil sammelte, das befreite Schmunzeln, daß die Ursache des Gebrülls kein Unglück war, beschämte uns verängstigte MädL, und Mutter schämte sich ihrer unerzogenen Kinder.

In Danzig mußte sie sich dann noch viel mehr aufregen. Ich war mit Vetter Oswald (12 Jahre alt) durch Danzigs Straßen gebummelt. Der hohe Turm der Marienkirche begeisterte mich: "Kann man da nicht rauf? " — "Machen wir," sagte Oswald, und irgendwie gelang es uns tatsächlich, hinaufzukommen, obwohl der Aufstieg, weil die Brüstung abmontiert war, gesperrt war.

Ich war berauscht von dem weiten Blick über das Häusermeer und die Olivaer Wälder bis hin nach Zoppot an die See! Nur Oswalds ständige Warnung zur Vorsicht und sein Zurückziehen von der äußersten Kante ärgerte mich. Schon

hatte man uns aber von unten erblickt. Polizei oder Feuerwehr holten uns runter, und es gab ein verheerendes Donnerwetter, Strafen und Verbote. Die neugierigen Besuche am Nachmittag vergällten unserer armen Mutter die ganze, so froh begonnene Reise.

Aber zurück nach Danzig im Jahr 1909, in den Jäschkenthaler Wald, wo man im Winter mit dem Rodelschlitten — ein Kind hinten, das andere vorn — die glitzernd verschneiten Hänge, ja, sogar die sogenannte "Todeskurve" so unbekümmert hinuntersausen konnte, wo man im Sommer an der nahen Ostsee in Brösen schwimmen konnte — manchmal noch lange nach Saisonschluß bis weit in den Oktober hinein. Waren Höschen naßgeplanscht, wurden sie am Fischerfeuer getrocknet, damit man nicht mit kleinen Nackedeis die Bimmelbahn-Rückfahrt antreten mußte!

Diesem gesunden Training verdankte dann wohl das "Hanske" (Hans-Konrad) sechs Wochen später sein promptes Erscheinen am 15. Dezember. Er fiel fast in die Pfefferkuchenbäckerei, (so wie später sein Sohn Hartmut ins Sirupkochen): fixe Leute, die keine lange Vorbereitung für den Eintritt in die Welt brauchen! Die schnell geholte Hebamme kam sich fast überflüssig vor. Und der Schlosser, der — fix, fix — das defekte Türschloß vom Kinder- zum Schlafzimmer noch abschließbar machen sollte, nahm angesichts des so überraschenden "freudigen Ereignisses" schleunigst Reißaus und vergaß, das reparierte Schloß aufzuschließen!

Der ausquartierte Vater schlief dann rechts nebenan, die von Weihnachtswünschen träumenden Kinder links. Fräulein Lisbeth stand ganz verzweifelt vor der verschlossenen Tür: durch das Zimmer des müde schlafenden Herrn zu gehen, das wäre einem Jungfräulein von damals wirklich nicht zuzumuten gewesen!

Wenn ich von Danzig zu schwärmen anfinde, würde ich gar nicht wieder aufhören. Fahrt lieber mal selbst hin, geht durch die Heilig-Geist-Gasse vorbei am Johanna-Schopenhauer-Haus mit der Schildkröte auf dem Giebel, oder durch all diese eigenartigen, so traulich wirkenden "Gassen" bis hin zum Krantor, besucht den in der Stadtgeschichte so traditionsreichen Artushof, gönnt euch auf dem Danziger Dominik am Hohen Tor ein Gläschen Machandel oder Goldwasser und stellt euch Rentier Franz Poguttke vor, den Typ des guten alten Danzigers, der in der Stammtischrunde seinen Humor ausließ:

"Is abends denn die Arbeit aus, / dann geht es selten gleich nach Haus! / Im Gegenteil — zum Donnerlittchen — / da wird versoffen manches Dittchen!"

"Donnerlittchen" war uns als Kindern ein beliebter Ausruf — auch nach Mutters Ansicht besser als "Donnerwetter". Und: "Du bist wohl ein bißchen "littiti" war ja auch besser wie: „Du bist verrückt!"

Bezahlen taten wir immer mit einem "Dittchen" statt mit einem 10-Pfennigstück.

Wie ruhig waren die Jahre 1905-1910! Von Politik war wenig die Rede — ich jedenfalls hatte keine Ahnung, wie alles lief, damals.

War sie wirklich so "nebensächlich", wie sie mir erschien?

Wir hatten ja unseren jungen Kaiser, über dessen häufige Auslandsreisen zwar viel gemeckert wurde, aber er tat doch wenigstens was. Und hatten wir auch keinen Bismarck mehr, so schien doch trotzdem alles in Frieden zu laufen. Jedenfalls täuschte das die prunkvolle Parade des 1. Leibhusaren-Regiments vor, zu der der Kaiser nach Danzig kam. Das "Schwesterchen", das in meiner Kinderzeit all den Prinzen, deren Bilder auf unserer Kommode standen, geboren war (und jetzt — 1972 — ihren 80. Geburtstag feierte), Viktoria Luise, Herzogin von Braunschweig und Lüneburg, war damals Chef des 2. Husarenregiments geworden, das in Danzig-Langfuhr in Garnison stand.

Liselotte und Hellmut, in ihren neuen "Kaiserkitteln", wehten stolz ihre schwarz-weiß-roten Fähnchen. Kensauer Dorfleutchen, die dazu nach Danzig gekommen waren, meinten allerdings kritisch: die Prinzessin hätte doch noch etwas "schmalzig" ausgesehen mit ihren 15 oder 16 Jahren.

Wir aber warteten auf unser 5. Rad am Wagen — schon 8 Tage lang. Eines schönen Novembertages ruft Hellmut dem nach Hause kommenden Vater vom Balkon aus entgegen: "Du, Vati, Blatterich hat ein Kind bekommen!" Alles kriegte Kinder: drüben Oberst von Lossbergs gestern, die Lachtaube, die "Tapsies", die Puppen — und nun gar der "Blatterich": Hellmuts Blattpflanze! "Kind bekommen" hört der Vater nur und stürzt die Treppe rauf.

Nun, eines Morgens früh war es denn auch da: Ingeborg! Und Liselotte mußte Bertchen Sommers Wutgeheul einstecken: "Schon wieder Saengers! Und ihr habt doch schon soo viele — bei euch ist ja alle Tage Kindergesellschaft!" Nein, abgeben wollten wir aber keins. Dies liebe Dickerchen schon gar nicht!

Dreimal ist mir dies Kind aus großer Gefahr heraus aufs Neue geschenkt worden. Bei der gefährlichen "Schleimhautentzündung der Säuglinge" legte mir der in letzter Minute als Retter erschienene Kinderarzt mit solchem Nachdruck zwei Hilfsmittel ans Herz, daß ich mich verpflichtet fühle, sie der Nachwelt zu erhalten: Senfpflaster auf Brust und Rücken und Anistropfen fürs Herz. Sie ließen damals wirklich den seidenen Lebensfaden, an dem das schon tot geglaubte Baby

gerade noch hing, nicht abreißen. Ich höre noch des Arztes beschwörende Stimme beim Fortgehen: "Also — nie vergessen: Senf und Anis!"

Es war wohl wieder die höhere Bestimmung, daß Ingeborgs kleines Leben auf und für andere eingestellt sein sollte, schon als sie ein halbes Jahr alt war. Frau von Lossberg von drüben hatte einer Berliner Reise wegen ihre zwei Tage ältere kleine Ilse entwöhnt. Nun war sie totkrank, und dem kleinen Elendsbündel konnte nichts helfen als Muttermilch. Eine Amme war nicht zu haben. So erschien denn jeden Morgen um 7 Uhr der Bursche des Obersten mit einem Zettel: "Die Kleine hat um ? Uhr ihr Zuckerwasser getrunken." Danach bestimmte ich die Tagesmahlzeiten der beiden Lütten und dachte an Kensau, wo ich damals keine stillende Mutter für das kleine Annchen fand.

In dieses Gekribbel und Gewibbel hinein kam nun der Ruf nach Berlin ins Ministerium des Inneren!

Aber: "Was is mich das mit dich, mein Kind?" so mußte der Mann erst mal fragen (er war ja nun "echter Berliner"). "Du ißt mich nich? — Du trinkst mich nich? — Du stippst mich nich in Kaffee ein? — Du bist mich doch nich krank?!"³⁹

Ja, ich war wirklich krank: ein akuter Gelenkrheumatismus machte mich völlig bewegungslos. Salicylsäure schlucken lehnte ich ab. Schwitzbäder mit Droschkenfahrt lehnte der Arzt ab.

Also kurz entschlossen: Anmeldung im Moorbad Polzin in Pommern, damals sehr bekannt. Ida mit der halbjährigen Ingeborg aufgepackt — so kamen wir an. "Was — mit Baby? Unmöglich! Wir sind Kuranstalt! Wie denken Sie sich denn das?"

Da ich es mir aber irgendwie dachte und nicht wieder zurückfuhr, respektive fahren konnte, mußten sie wohl oder übel das ,störende Baby bei mir lassen und die Ida irgendwie unterbringen.

Früh um 6 Uhr erschien sie, brachte mir das Baby ans Bett und um 7 Uhr humpelte ich ins Moorbad. Drei Tage hintereinander wurden Eiterkokken mit einer Zange aus den Mandeln herausgerissen, eine Auskratzung (ohne Narkose natürlich) wurde gemacht, also die Infektionsherde beseitigt. Und nun hatte man gesund zu sein! Das war damals die Therapie: eine Pferdekur! Aber: sie lag mir — sie bekam mir!

³⁹ Findet sich auch in der Sammlung von Hans Ostwald: DER URBERLINER IN WITZ, HUMOR UND ANEKDOTE (Berlin, um 1935)

Berlin

Schon in der dritten Woche (allerdings nach schwerem Kampf mit dem Arzt!) konnte ich nach Berlin reisen, um dem armen Mann beim Wohnungssuchen zu helfen, natürlich wieder mit Ingeborg und Ida, bei einer Gluthitze, die den Asphalt zu schmelzen drohte.

Drei Treppen hoch, vier Treppen hoch — wenn an der Klingel stand: "Es wird um Geduld gebeten, der Korridor ist lang", dann konnte man sich schon die 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 Gefängniszellen vorstellen, die er als Schlafzimmer zusammenfaßte! Und vorn lag dann das berühmte, düstere "Berliner Zimmer" mit dem Eckfenster auf einen Hof mit Mülltonnen, und ringsherum hohe, hohe, graue Hauswände — kein Baum, kein Strauch, kein Platz zum Spielen — es war zum Heulen! Und dem Mann durfte man das gar nicht zeigen — ihm war selbst hundeelend zumute!

Als wir nach drei Tagen endlich in der "Gartenstadt" Wilmersdorf in der Landauer Straße eine Etage — zwei Treppen hoch — gemietet hatten, zeigte er aufatmend auf die blühenden Pelargonien an den Treppenstufen der Straße zu: "Schön frei, nicht?" Ich nickte stumm — die Begriffe von Freiheit sind halt verschieden!

Auch Klein-Erika — unser dort geborenes sechstes Kind — erkannte die Großstadtwohnung nicht an und ging zurück in die ewige Heimat.

In dieser Zeit (1911 kamen wir nach Berlin) war der kaiserliche Hof — im Sommer in Potsdam, im Winter in Berlin — tonangebend. Die Hofbälle waren Ereignisse des Winters, wie es heute der Presseball ist. Aber wahrscheinlich gab es damals weniger Luxus.

Anders als in meiner Jugendzeit mußte Berlin mir jetzt zur Heimat werden. Ich hatte nun eine eigene Kinderschar und konnte mich nicht um Familien in Berliner Hinterhäusern kümmern wie in meiner Pestalozzi-Fröbel-Zeit. Das Berliner "Milljöh" mit seinen Schusterjungen Paule, Kalle, Fritze, Droschkenkutschern und Dienstmännern in blauer Mütze gab es zwar noch und im Grunewald stand immer noch an Lokalen angeschrieben: "Hier können Familien Kaffe kochen", aber das war eine ferne Welt für das Ministerium des Innern, wo sich nun der froh beförderte Mann einsetzen sollte. Mir aber war damals das eine "Milljöh" wie das andere völlig egal.

Luftsprünge in die Zukunft

Landauer Straße, Südwestkorso, Kaiserallee, Barbarossastraße, Hohenstaufenstraße —. Es gibt "sone" Straßen und es gibt "solche" Straßen, und dann gibt es noch andere, und das sind die richtigen! Die fanden wir auf unseren Spaziergängen sonntags in Dahlem: Im Gehege, Am Hirschsprung, Hohe Ähren, Amsel-, Drossel-, Fink- und Star-Straßen: man hört es ordentlich zwitschern! Muß es nicht begeistert sein, dazwischen zu wohnen?

Das Stückel Laubengarten auf noch unbebautem Gelände in Wilmersdorf, der "Freiheitsgenuß" für die Kinder, wurde sehr bald zugebaut, und im Winter klagten die Untermieter über das "Gebumse" beim Zahnradbahnspielen der Kinder und die Obermieter über das "Gedudel" von Volksliedern und Gassenhauern. Dauernd hieß es: "Pst" – "Finger auf den Mund!"

Als uns eines Tages ein Inserat in die Hände kam: "Einfamilienhaus zu verkaufen, Dahlem" — nichts wie hin! Ich war im Märchenzustand vom "Fischer un' seiner Fru": Haus, eine eigene Scholle!

Aber wenn du (zu übermütig) denkst, "du hast'n, springt er aus dem Kasten!" Ein anderer Interessent schnappte uns das Haus Im Gehege weg.

"Na, weene man nich, — weene man nich —
im Ofen stehn Klöße, du siehst se nur nich!"

so trösteten wir uns nach Kensauer Art. Aber — sieh da, eines Abends saß unser guter Vati über — tatsächlich — über Bauplänen! Er wollte nun selber bauen! "Ich will doch eine lebendige Familie behalten!" wehrte er lachend meine stürmische Freude ab.

Froh tippelte Liselotte nun den langen Schulweg über unbebaute Straßen und Felder in die Dahlemer Gertraudenschule, in die wir sie — wohl dem "richtigen Gefühl" folgend — gleich eingeschult hatten und wo Frau Sommers und Frau Saengers bisheriger Schulunterricht die Prüfung gut bestanden hatte.

Hellmut mußte noch ins Großstadtgetriebe, weil ich ihn nach der reformerischen Methode des Werner-Siemens-Realgymnasium (mit Zahlen-Baukasten und Strichmänner-Zeichnen) unterrichtet hatte.

Falkenried 10: Als der Frühling 1914 ins Land zog, stand schon das Gerüst! Beim Richtfest verhieß ein wunderbarer Regenbogen dauernde Freude für "Sommer, Winter, Tag und Nacht ..."

Die Pläne, die Raumeinteilung, der Garten — alles nahm Gestalt an. Es war eine freudevolle, eine schöpferische Zeit, Ausblick in eine glückliche Zukunft. Gott Vater selbst kann bei seiner Schöpfung kaum solch Glück empfunden haben wie ich beim Bau dieses Hauses!

Im Juli gab es noch Ferien im geliebten Kensau: alle Kinder, samt Freunden, schwelgten in diesem Ferienparadies bei den guten Tanten, planschten im See, saßen in Bäumen oder tollten mit den jungen Hunden von Mirva, trieben die Enten ein und gingen mit Roscha und Kosak aufs Feld.

Ich schnitt derweil auf dem Saalbalkon Silhouetten fürs Kinderzimmer aus, entwarf unseren Garten, und alle freuten wir uns auf unseren Vater.

Würde er die umherschwirrenden Kriegsgerüchte bestätigen? Wenige Tage nach seinem Kommen schlug der Blitz in diese friedliche Welt.

Erster Weltkrieg (1914)

Aus meinem Tagebuch vom 14. August 1914:

Sind's wirklich noch nicht 14 Tage her, seit unsere schöne Ferienzeit in Kensau so jäh abgebrochen werden mußte? — Da sehe ich — in meiner Erinnerung ganz, ganz weit zurück — eines sonnigen Julitages die Post auf dem runden Entreetisch liegen: Auf der ersten Seite der Zeitung ganz groß etwas Fettgedrucktes, so daß man unwillkürlich danach griff — es las — und einen Augenblick den Atem anhielt:

"Österreich hat Serbien den Krieg erklärt!"

Aber was soll's denn schon sein? Oft schon sah es bedrohlich aus, seit durch die Schüsse in Sarajewo am 28. Juni, der österreichische Thronfolger und seine Gemahlin ermordet wurden!

Die Rede des Kaisers auf dem Regatta-Diner in Hamburg kurz vor dem Attentat war stark kritisiert worden. Was mag er gemeint haben, als er hinwies auf eins der besten Worte des "eisernen Kanzlers": "Wir Deutsche fürchten Gott — und sonst nichts und niemand auf der Welt!" Was stand dahinter?

Nun, noch war er auf der Nordlandreise. Österreich hatte an Serbien ein befristetes Ultimatum gestellt. Die Frage: greift der da unten entbrannte Kampf auch auf Deutschland über, drang kaum durch Ferienfreude und Erntearbeit hindurch.

Auch noch nicht, als man dann hörte: Serbien lehnt ab! Und der brausende Volksjubel in Berlin vor der Österreichischen Botschaft mit dem spontanen Gesang: "Gott erhalte Franz, den Kaiser!" und: "Es braust ein Ruf, wie Donnerhall" schienen nur der richtige Ausdruck eines zum äußersten entschlossenen Volkes zu sein, das bereit ist, für Heimat und Vaterland zu kämpfen.

Aber immer gespannter lief man doch auf die Post nach der Zeitung, sobald man den Wagen aus Tuchel die Dorfstraße herauftrattern hörte!

Dann kam ein Brief von Walter⁴⁰, daß sie vom Truppenübungsplatz Arys an der russischen Grenze, zurück nach Eylau gegangen seien: *"Nachts, ganz eilig — der Transport klappte famos. Wahrscheinlich wird mobil gemacht. Das bedeutet noch nicht Krieg, aber wenn — —"* und nun folgten Verhaltensmaßregeln wegen eventuellen Flüchtens, denn Kensau und Festnitz lagen zu nah an der Grenze.

Abends kamen Pastors. Er, der Sohn des Generals von Stein (des späteren Heeresberichterstatters), erzählte mit leuchtenden Augen, daß Säbel und alles schon bereit gelegt seien — er müsse gleich am ersten Tag mit!

Am 31. Juli beim Zeitungsholen sah ich Frau Schulz, die Postmeisterfrau, in stummer Erregung die Post durchsuchen: "Georg ist schon ausgerückt — an die Grenze —". "Na und wenn!" sagte Herr Schulz straff, "Deutschland kann nicht anders!"

"Aber fünf lasse ich mit!" sagte die Frau still.

Betrübt kamen Julius und Albert von der Musterung zurück, und auch dem Pubanz konnte die Freude seiner Frau nicht über den Ärger hinweghelfen, daß er nicht genommen sei!

Dort war es wie hier in Berlin: Am ersten Tag fragte einer den anderen: "Mußt du mit?" Am zweiten: "Gehst du mit?" und am dritten: "Darfst du mit?"

Um 5 Uhr kam Leben in alles Ungewisse: Herr Schulz hatte geheime Order bekommen und drei Mann warteten abwechselnd, bereit, jeden Moment die Nachricht von der Mobilmachung ins Dorf zu tragen. Trotz wildester Gerüchte von mordenden Kosakenhorden arbeiteten die russischen Arbeiter ruhig weiter. Ebenso all die Männer, die dann tags darauf mitten aus der Ernte herausmußten, Frauen und Kinder sprangen tapfer für sie ein.

Wir also entschlossen uns, noch um 11 Uhr nachts abzureisen, auch Emma aus Festnitz mit Irmgard und Klein-Oskar kamen mit. Gustel und Gretel blieben natürlich ausharrend auf ihrem Posten, fest entschlossen, dem fernen Bruder die Scholle zu wahren!

⁴⁰ Erna Saengers Bruder, Gutsherr in Kensau und Festnitz.

Das Einsteigen — ich wollte sagen: Das Hineinquetschen in den vollständig überfüllten, noch als letzten gehenden D-Zug aus Konitz, entbehrte nicht ganz der Komik: wo keine Maus mehr laufen konnte, sollten nun noch ein Dutzend Menschen hinein! Aber in solcher Zeit wird man anspruchslos und erkennt, wie viel Raum man sonst hat. Es gab ja Hängematten, und der lange Korridor half zum Hinlegen der Kinder, über die die im Gang Stehenden vorsichtig hinwegstiegen.

In Dirschau war der Bahnhof schon finster gewesen — Brücken und Geleise militärisch bewacht. Zwei Herren lasen die neuesten Depeschen: Rußlands beharrliches Schweigen — und Rüsten. Noch keine Antwort! "Ein Schlag ins Gesicht!" Empört sagten die Herren: "Nun aber los! Viel zu lange schon haben wir gezögert!"

Aber noch lag die Welt friedlich in dem schönen, heraufdämmernden Morgen. Auf den Bahnhöfen stand feldgraues Militär. Der und jener sieht in die neuesten Morgenblätter: Noch nicht mobil!

Im Wartesaal sitzen kleine Gruppen — Offiziere mit den Ihren, fertig ausgerüstet. Nach unserem Gepäck zu suchen schien natürlich unmöglich unter den Bergen von Koffern! Aber kein noch so überlasteter Bahnhofsbeamter schimpfte oder war unhöflich. Mit welcher Besonnenheit, Ruhe und Freundlichkeit wurde in diesen Tagen das Unglaublichste geleistet!

Der Milchmann stand vor unserem Haus — von Ingeborg mit Handschlag begrüßt.

"Ja, Ja," sagte er, "trink dich heute man noch mal satt. Morgen gibt's nichts mehr!" "I," meinte der alte Droschkenkutscher tröstend, "dat kommt aliens wedder taurecht. Ick hab's nu schon zweemal erlebt: 1866 und 70: 'n paar Tage stockt's wohl, aber dann ist aliens wedder in Schuß — hier bei uns Deutsche!"

"Werden Sie denn Ihr Pferd behalten?" fragte ich. "Nun kommen ja die guten alten Droschken wieder zu Ehren!?"

"Ja", meinte er, bieder den Kopf schüttelnd über die Seltsamkeit der Welt.

"Schon längst vor den Autos waren doch die Droschken immer gut und modern, und nun solln se mit einmal unmodern sind!"

Als wir nachmittags in die Elektrische stiegen, sagte der Schaffner erregt: "Drinne steht schon an: *Mobil!*"

Unter den Linden wogte eine erregte Menschenmenge. Klang das nicht doch schon anders als gestern! Sahen die Menschen alle nicht schon um eine Wenigkeit ernster — noch entschlossener aus?

Da — Ecke Friedrichstraße — Extrablätter: "Der Kaiser hat die Mobilmachung des gesamten Heeres und der Flotte angeordnet!"

Man empfand etwas wie Aufatmen nach der Ungewißheit, etwas Leben war in die starren Massen gekommen. Was ist der Einzelne in solcher Stunde? Der ureigenste Gedanke ist der, den Tausende auch denken. Kann denn das so zusammenschmelzen in einem Augenblick?

Da — ein Brausen, ein Rufen, ein Schwenken: der kaiserliche Hupenruf! Wahrhaftig: der Kaiser! In dem Augenblick der Kaiser! Kinder, warum habe ich euch nicht mit dabei?

Es war nicht Übermut — dazu war es zu eisern ernst. Aber es war ein unbeschreiblich ruhig sicheres Vorwärtsblicken in all den Menschen: "Unser Deutschland — in Gefahr: also los und alles Beste raus!"

Spontan erklang ein Vaterlandslied nach dem anderen, bis die begeisterte Volksmenge vor dem Schloß in immer wachsender Stärke — nach der Melodie: "Heil dir im Siegerkranz" sang: "Wir woll'n den Kaiser sehn!" — und es erreichte, daß der Kaiser nun vom Balkon des Schlosses aus eine Ansprache hielt. Er schloß mit den Worten: "Und jetzt empfehle ich euch Gott! Geht in die Kirche, kniet nieder und bittet um Hilfe für unser braves Heer!"

"Ja, also — ich muß mich nun auch melden", sagte Konrad auf dem Nachhauseweg und nahm meine Hand. —

"Mobilisierungs-Befehl. Soeben ist ein Erlaß des Kaisers ergangen, der die allgemeine Mobilisierung des deutschen Heeres und der Flotte anordnet. Als erster Mobilisierungstag gilt: Sonntag, der 2. August 1914." — Vor unserer Tür stand der junge Schlosser mit dem Zeitungsblatt in der Hand: der junge Mann sah verklärt aus und grüßte mit strahlenden Augen! Und er war doch auch jung verheiratet! Aber als ich ihn mit nassen Augen wieder grüßte, kam es schon hoch in mir wie Stolz: mein Mann geht auch mit! Ich will nicht weinen, denn ich fühle wie er, wie du, wie alle!

Es war nicht leicht, diese Fassung zu wahren bei den weinenden Kindern, bei denen die Nachricht von Vatis Mitgehen wie eine Bombe einschlug.

Tatsächlich brach manchmal alles zusammen von der schön aufgebauten Tapferkeit in diesen Tagen übermäßiger Erregung und Arbeit, mit all dem Besorgen, Besprechen über Haushalt und Zukunft, bei all der Packerei: Taschenapotheke, Nähzeug, Waschzeug, Laterne, Handschuh, Wäsche, Stiefel, Hosenträger, Leibbinde, Feldflasche, Eßbesteck, Gummisachen, Kartentasche, Kompaß, Ärmelweste, Bindfaden — — du meine Güte, was ist zu einer Feldausrüstung alles nötig!

Marie Anton gab den Hauptmannskoffer ihres verstorbenen Mannes, mit tränenden Augen, weil dieser es nicht miterleben konnte. Wir strichen ihn an, in

der Hoffnung, daß das Kommando noch warten ließe. Es kam dann doch so plötzlich, daß der arme Gepäckträger die schönsten Farbflecke auf seiner Schulter abbekam!

Sonntag, den 1. August 1914 — Kriegsgottesdienst

Ein Atemholen der Seele!

Keine historisch noch so berechtigte Kritik an dem Ausbruch des 1. Weltkrieges wird bei all denen, die es miterlebt haben, den Eindruck verwischen können, den der vom Kaiser Wilhelm II. am 1. August 1914 angeordnete Gottesdienst vor dem Dom — nicht im Dom, der hätte die Volksmenge nicht gefaßt, auf die Berliner Bevölkerung machte! Es war ein Aufschrei zu Gott um Beistand in weltbewegendem Geschehen!

Man konnte noch aufschreien zu Gott — damals: mit Gott für König und Vaterland ging's in den Krieg.

Ein hochaufgeschossener, blasser Junge neben uns wankte durch Erregung und Sonne. Wortlos reichte einer sein Riechglas, ein anderer sein Taschentuch. Stumm legten wir ihn zwischen uns auf die Erde, er faltete still die Hände. — Unsere Jugend wird jetzt härtere Nerven brauchen, aber sie werden's schaffen, alle, die hier zu Tausenden stehen, wie ein Mann, um ihre Herzen dem Höheren zu öffnen, das ihnen Kraft geben wird!

Ein älterer Mann zeigte ergriffen hin zum Bismarckdenkmal da vorm Reichstag und rief laut: "Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!"

Nachmittags sitzen Hellmut und Liselotte auf der Steglitzer Veranda mit offenen Ohren und Herzen dabei, als der alte Onkel Fritz, der 1870 mitgemacht hat, die alte Zeit mit der neuen verschmelzen läßt.

Die neuesten Zeitungen melden: Rußland und Frankreich greifen an!

3. August 1914: Einmütige Reichstagssitzung

Für Augenblicke schloß das Volk dann doch wohl die Augen: Sollten denn alle Wellen zusammenschlagen? —

Aber nur für Augenblicke — dann ballte sich jede deutsche Faust nur noch fester — jeder Schritt wurde entschlossener: "Der Gott, der Eisen wachsen ließ — der wollte keine Knechte!"

Für die vielen, die dort beim Abendmahl knieten, wird es das letzte sein? Ist der greise General, der dem Kirchendiener die Hand zum Abschied reichte, heute noch hoch zu Roß?

Wird der so stark bewegte junge Leutnant da vor mir wiederkehren zu seiner Frau, die gegen die Tränen kämpft? Du Mutter mit deinen drei Söhnen, wie stark siehst du aus!

Verzagtheit oder Verzweiflung? Nein, das sieht man nicht!

"Na, machst de ooch weg?" — "Versteht sich!" ist die stolze Antwort, "ohne mir würd's doch nüsch werden!" Er zeigt seine Order.

"Mensch, da biste ja een jrosses Tier! Kommst wohl als Offizier wieder?"

"Wenn ick wieder komm — natürlich! So — oder so!"

"Ist Ihnen nicht bange?" fragt die Frau neben mir in der Straßenbahn einen stolzen Soldaten.

"Bange? Wovor denn? Eenen Dod kann der Mensch bloß sterben — und die Franzosen schießen ja immer drüber weg." (!)

Als unser Postbote sich verabschiedete, sagte er straff: "Bis gestern war ich Sozialdemokrat — jetzt bin ich deutsch!" (Der Kaiser hatte in seiner Rede gesagt: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche).

"Morgen mach ich fort", höre ich einen Schaffner zum anderen sagen, "nur erst — der Abschied!"

Darauf der andere: "Wenn meine Frau flennt, geh ich ihr durch!"

4. August, 7 Uhr abends:

Hellmut kommt fröhlich angelaufen: "Hier Vati, 'n Brief! Sehr eilig! steht drauf!"

Konrad liest: "Sofort!" sagt er, im Tonfall eines Mannes, dem im Augenblick seines Königs Ruf das einzig Wichtige ist. "Sofort", also nicht morgen, sondern heute!

Fahrplan her: 24 Uhr 30.

Die "Löwenhaut" — so oft zu fröhlichem Fest zu Kaisers Geburtstag oder zur Reichsgründung getragen — angelegt, Auto bestellt, ein Blick noch auf die endlich eingeschlafenen Kinder, — dann geht's fort.

Bahnhofsleben — fast wie immer: Abschiedsworte — Scherze — Zuruf: "Auf Wiedersehen zu Weihnachten!"

War das Krieg? — Es lag soviel Zuversicht drin, so viel Hoffnung!

"Platz nehmen!" Der lange Zug setzt sich in Bewegung. Er nimmt vielleicht den ganzen Lebensinhalt mit sich — hört man denn keinen Aufschrei! Bricht denn keiner zusammen?

"Tapferkeit ist dasjenige Ausharren der Seele, das auf sittlicher Einsicht beruht." Diesen Satz aus dem Plato-Dialog hatte Konrad mir noch im Auto ans Herz gelegt — den trug jetzt ganz Deutschland auf dem Herzen!

7. August: Hellmuts Geburtstag

Wie gereift schien einem der Junge! Nun stand Vati nur im Bild da (und der alte Fritz, noch ahnungslos von Tante Gustel in Tuchel gekauft). Daneben stand ein Zettel, von ihm geschrieben:

"Die letzten Worte von Vati, als er in den Krieg ging: Du bist nun mein tapferer, ältester Sohn. Wenn du jetzt allein Latein machen mußt, dann denke immer, daß dein Vater fürs Vaterland kämpft!"

Ein Stückchen Krieg zeigte sich mir am Sonntag, dem 9. August in Magdeburg, wohin ich Konrad den aus Kensau geschickten Sattel brachte. Unaufgefordert trug mir ein junger Mann dies 22 Pfund schwere Ding bis zur Droschke, die es trotz des alles beherrschenden Militärs noch gab.

"Das wäre doch nichts für mich gewesen, jetzt im Statistischen Amt zu sitzen!" sagte der Hauptmann Saenger, der nun schon ganz Soldat war und Haus und Heim hinter sich gelassen hatte.

Seine tiefen, blauen Augen leuchteten noch, als er tags darauf beim Ausrücken seiner Munitions-Kolonne mit dem etwas zu temperamentvollen Pferd an eine Hauswand stürzte und ich ihm mit meinem Taschentuch das Blut vom Kopf wischte. "Aufgefressen!" Vorwärts — Marsch — fort ging's: Der Krieg kennt kein Erbarmen!

Von Magdeburg nach Berlin: sonst eine Spazierfahrt von zwei Stunden, diesmal waren es acht Stunden, in denen man Gluthitze, Durst und Hunger des Kruges nachempfinden konnte.

23. August: Extrablatt

Bei Logny Sieg unter dem Kronprinzen!

"Unser Kronprinz!" sagte ein junges Mädchen geradezu zärtlich.

Schnell ein Auto herangewinkt (es gab eins) — alle Kinder aufgeladen, mit Strickzeug, Reifen, Blumen und was sie gerade in den Händen hatten — alles mit!

Das müssen sie miterleben am Kronprinzenpalais unter den Linden!

Die kleinen Prinzen auf dem Balkon wehten mit Luftballons in die jubelnde Menge —

"Personenkult?" wie Onkel Emil es zu nennen beliebte? O nein, es ist viel mehr! Es ist — glaube ich — das, was das Volk stark macht für diesen Krieg, das Urdeutsche: über Skrupel und Kritik hinweg sich tragen lassen von etwas Erhabenem, das alles, was eben noch so wichtig war, überbrandet, wie eine Flut die lässig daliegende Küste.

In der Hitlerzeit später, erlebte man in solchen Massenversammlungen, daß dies hier von mir als das "Erhabene" genannte auch von dunklen "Mächten" beeinflusst werden kann. Denn " das ist ja das Wesen des Dämonischen, (sagt Willy Kramp in seinem Buch "Der letzte Feind") daß es den Menschen seiner Urteilsfähigkeit beraubt, und ihm keine Distanz zu sich selbst und den Dingen mehr erlaubt." So aber scheint es mir bei diesem 1. Weltkrieg nicht gewesen zu sein.

1. September 1914:

Ich komme eben aus der Stadt, wo Stunde um Stunde die Eisenbahn vier Armeekorps vom Westkriegsschauplatz nach dem Osten bringt. Nein, er ist nicht dabei, der Vati!

Aber sie bringen überwältigende Siege mit: Englische Armee vernichtet, Maubeuge, Lunéville genommen — die Russen, endlich die Russen geschlagen bei Tannenberg — unter Hindenburg!

Unser Walter war dabei — verwundet!

Auf ein Telegramm hin habe ich ihn stundenlang in allen Lazaretten gesucht — und gefunden: der zerschossene, blutbefleckte Feldrock lag noch auf dem Stuhl an seinem Bett.

2. September 1914: Sedan!

Was uns in Kindertagen aus Mutters Erzählungen als Märchen erschien, das Charpie-Zupfen im Rathaus, das Stricken, das Sorgen für Flüchtlinge und Soldaten — all das ist jetzt Wirklichkeit geworden.

"Fängt nun der Krieg bald an, alle zu werden?" fragt Hansel. Und Hellmut sagt sehnsuchtsvoll: "Drei Jahre älter sein, und ich könnte mit!"

"Und dann könntest mir 'nen Russenkittel mitbringen!" freut sich Hansel. Ach — liebe Jungens —

Im 2. Weltkrieg gingen sie dann beide mit, und nur einer kam wieder.

4. September, im Lazarett

"Die Kaiserin ist hier!" hieß es heute, als ich kam. Freudige Erregung!

"Beinahe wie vor einer Schlacht!" sagte Walter schmunzelnd und dann strahlten seine blauen Augen die Kaiserin an, die ihm schöne Orchideen auf die Decke legte.

Als sie mich sah, meinte sie, ich sei wohl froh, den Bruder pflegen zu können.

"Ja, um so mehr, als mein Mann noch im Felde ist."

"Haben Sie Nachricht von ihm?" Und dann: "Von meinen Söhnen weiß ich auch nichts. Nur auf Umwegen erfuhr ich jetzt, wo der eine, der Oskar, steht. Dann freut man sich immer."

Sie sah so bedrückt aus, daß ich spontan ihre Hand fassend, sagte: "Ach, Majestät, wir leiden halt alle fürs Vaterland mit. Das muß schon so sein."

Sie sah mich lächelnd an: "Ja-a, damit wollen wir uns trösten!"

Hatte man mit der Kaiserin gesprochen? Wir waren zwei Frauen, die in gemeinsamer Sorge ihrer Lieben gedenken.

5. September

Nachmittags stürzt Hellmut in die Geburtstagskaffeestunde: "Post! — Karte vom Vati!"

Es war die erste!

"Nach dreitägiger entscheidender Schlacht gegen die Engländer unverletzt. Wetter gut. Essen knapp. Keine Koffer. Keine Feldpost. Schlaf größtenteils durch straffe Haltung ersetzt —" Ja, straffe Haltung ist jetzt alles!

Sonntag, 27. September 1914

Vom "geistigen Fonds" sprach heute Pfarrer Gelfert und verbesserte sich erschrocken: "Kraftquelle".

Wie schwer ist's doch, die dämlichen Fremdwörter auszumerzen! Aber auch zu diesem sprachlich wieder ganz Deutsch-werden hilft solche Kriegszeit.

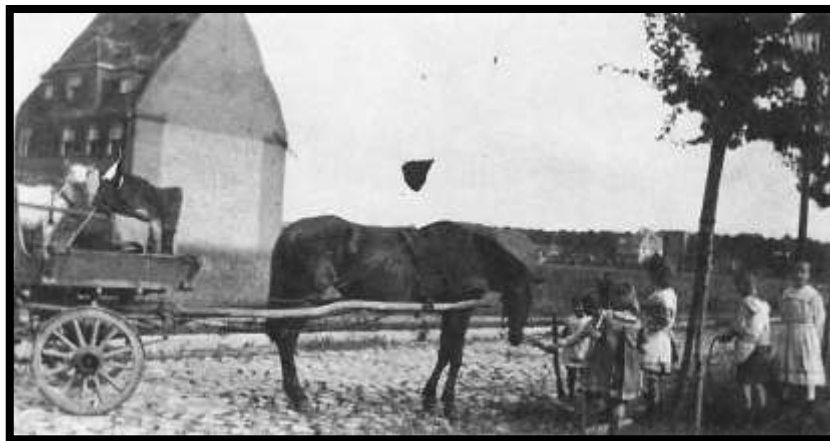
"Warum hat denn Onkel Walter das eiserne Kreuz bekommen?" fragt Klein-Ingeborg.

"Weil er tapfer war, — weißt du, was Tapfersein ist?"

"Ja, ein deutsches Wort!" ist ihre einfache Antwort.



Dahlem-Falkenried 1914:
Unser Haus mit wehender Siegesfahne



Weiter Blick über die Felder, vorbei am noch einzigen Haus
(Hohe Ähren 5, für Ludwig Bartning)

Eigene Scholle

Ja, es war nun ja dennoch fertig geworden, das neue Haus in Dahlem, in das nun Familie Saenger unter Sang und Klang vaterländischer Lieder und Siegesglockengeläut einzog — auch eine Vorrichtung zum Herausziehen der Fahne war angebracht. Man hätte sich ja schämen müssen, bei all den Siegen keine Fahne hissen zu können!

Erfüllerfreuden am laufenden Band: Die Treppe zur Haustür (nach Schultze-Naumburg)⁴¹ nicht ein so verquer seitlicher Eingang, sondern frei geradeaus! Kein zweiter Eingang für Dienstboten! Keine Wendeltreppe, sondern breite, gerade Stufen im Treppenhaus, luftig und licht!

Zu den Mahlzeiten läutet pünktlich die Harzer Kuhglocke durchs Haus — und dann kommt es lustig die Treppen hinab und manierlich in die sauberen Zimmer!

Das Lutherzimmer ist jedermanns Entzücken: "Wo hast du nur all die schönen Möbel her? Wo standen die denn bis jetzt?"

Na, und der Kamin — auch nach Künstlervorbild für echtes Feuer, für knisternde Holzscheite — nicht täuschende Künstlichkeit!

Von allem wurde der Vater im Felde unterrichtet!



Mutter mit Liselotte, Hellmut, Hildegard, Hans-Konrad und Ingeborg

⁴¹ Paul Schultze-Naumburg, eigentlich Paul Eduard Schultze (* 10. Juni 1869 in Almrich bei Naumburg, Provinz Sachsen; † 19. Mai 1949 in Jena), war ein deutscher Architekt, Kunsttheoretiker, Maler, Publizist und Politiker (NSDAP). (WP)

Der Krieg geht weiter

Das laute Ausrufen in den Straßen "Kriegszeitung des Berliner Lokalanzeigers" mit all den überwältigenden Siegesnachrichten verstummte mehr und mehr. Keine Scharen junger Krieger zogen mehr mit Musik und Singen: "Lieb Vaterland, magst ruhig sein" durch die Straßen.

Das sonnige Wetter war durch Regen abgelöst, die Fahnen eingezogen und das Warten auf Nachricht wurde dumpfer und stiller. Schreckliche Berichte brachten die Zeitungen von Rückzügen und Niederlagen bei Coulomnier, La Fort Gaucher, Sezonne — eine deutsche Batterie gänzlich abgeschlossen — heldenmütig bis zum letzten Mann verteidigt. Ich las und las und suchte die Orte auf der Karte. Mein Kon? Dabei? — Wo?

Ja, er war dabei — nach Tagen kam endlich ein Brief, von all den Strapazen, enormen Märschen, Rückmarsch, Hunger, Nässe, ohne Zelt, ohne Schlafsack, weil die Bagage nicht nachkam — "und dann: Gott sei Dank — Feldpost! Ich rauche Zigarre, lese "Die Zukunft" (von Maxim. Harden), denke an euch und freue mich eurer Tapferkeit!"

Alles so ruhig, so stark, so echt — und da läßt sein Weib unterdes fast den Kopf hängen — vor Sorge, die doch so zwecklos ist!

Dahlem, 24. Oktober

Ingeborg diktiert nach diesem Brief, in dem Vati vom "Felde" erzählt:

"Lieber Vati, komm doch bloß wieder! Dann kannst du dich abtrocknen!

Bleib doch nicht so lange auf dem Felde, wo du kein Bett hast — und keine Decke und keine Waschschüssel — und keinen Schwamm und kein Handtuch.

Dann schläft auch Mutti nicht so allein —

Aber Vati: du bist ja bei den Franzosen! Weißt du, ich bitt den lieben Gott, daß er sie alle nach Hause fahren läßt, dann kannst du doch wieder kommen — zu uns Saengerkindern!

Du — ich bin so doll hingefallt und hab mich geweint! Wir sind doch Deutsche! Deine kleine Tochter — (so sagst Du doch immer) — Ingeborg und "pfui" hast du doch verboten und "Mensch" auch!

Nun, "nach Hause" liefen die Franzosen noch nicht so bald — es begann der lange, lange Stellungskrieg vor Arras. Ob Vati zu Weihnachten zurückkäme, wurde immer zweifelhafter.

Tage des Wartens — Tage des Schaffens im neuen Haus!

Der Garten wird angelegt — nach den Plänen, die auf dem Kensauer Saalbalkon entworfen worden waren. Maler, Maurer, Zimmerleute gingen ein und aus: da fehlen Borde, hier ist die Farbe nicht richtig. Müssen die Gardinen 80 oder 90 cm lang sein? — Alles war so unwichtig und doch nötig. Glückliche, wer sich jetzt vor Arbeit nicht zu lassen weiß!

Im Pestalozzi-Fröbel-Haus ist Examen. Da ich im Vorstand bin, muß ich hin. Ob das schüchterne junge Ding den Kindern das Wollewickeln nach rechts oder links auch richtig zeigt? Und — beim Kinderbaden — sind auch die Haare trocken?

Zwei Stunden später verteile ich im Laubengarten Dung. Das Ausschneiden der Erdbeeren — schon sehr verspätet — ist auch wichtig!

Die Oktobersonne scheint leuchtend auf die gelben Chrysanthemen und Dahlien, versonnen träumen die letzten Nelken von friedlichem Blühen. — Ist irgendwo Krieg?

Der Laubennachbar sagt, mein Unkraut wüchse ihm in seinen Garten. Ich werde die Laube wohl aufgeben müssen, habe ja nun meinen eigenen Garten, aber der kann noch keine Tomaten haben, und die sind doch so wichtig jetzt!

Dazwischen heißt es mal wieder im Tagebuch:

Das Warten und Denken jetzt ist schwerer als Tun. Groß muß es sein, hinauszugehen zu Tat und Kampf und Sieg! Immer vorwärts blicken — nie rückwärts! Kühle, Besonnenheit — Überblick in schwierigsten Tagen — o, Gott, verstehe ich die Männer gut und beneide sie, sich so unmittelbar dem Vaterland hingeben zu dürfen! Warum bedauern wir die Männer, die gern gehen! Nur sie sind zu bedauern, die nicht gern gehen und die, die zurückbleiben müssen! Ich weiß nicht — für mich muß wohl Hoffnung und Glaube einfach Lebensbedingung sein. Ich würde wohl noch glauben, wenn Deutschland darniederläge: Es würde sich eben wieder aufrichten!

Oktober 1914

Und nun hat Vati für dies "deutsche Wort" (Tapfersein) das eiserne Kreuz bekommen!

"Wenn ich es auch mehr für gute Gesamtleistung, wie für große Waffentaten erhalten habe —" schreibt er bescheiden. Als ob eine langdauernde, gute Gesamtleistung weniger wäre, als mit kühlem Blut, Umsicht und Todesverachtung in höchster Gefahr seine Aufgabe zu erfüllen!

"Reißt den Menschen aus seinen Verhältnissen — Nur was er dann ist, das ist er!" sagt Gottfried Seume.

"Auch zur Erfüllung kleiner Pflichten gehört Kraft und Begeisterung", sagte Pfarrer Gelfert heute im Kriegsgottesdienst. "Findet uns groß die große Zeit" war

sein Thema. "Wohl euch, wenn ihr da draußen das Kleine und Kleinliche nicht seht vor der Größe der Zeit. Wohl euch, die ihr nicht hören müßt, wie hier so viele ein zu kurzes Vertrauen haben und zag werden, verwöhnt durch die ersten Siege!"

2. November 1914

Stille vor dem Sturm?

Es schwirren die ungeheuerlichsten Gerüchte von bevorstehenden Aktionen herum. Der Kaiser im Osten? Man erwartet nun da ein Endresultat (!), obgleich die Russen ja immer noch unglaubliche Massen schleudern. Allerwärts ist hier jetzt nur ein Glaube: der an Hindenburg!

Von Tag zu Tag muß man ja auf irgend etwas Großes hoffen, um nicht mürbe zu werden vom Warten.

Ganz Berlin stand in diesen Wochen unter dem Zeichen: Weihnachtspakete packen. Zur Advents-Stimmung mußte man sich zwingen — ob man nun an das Weihnachts-Heimkehren glauben wollte oder nicht.

15. November 1914

"Auch die Kinder fassen es mehr wie eine Vorsichtsmaßnahme auf, wenn wir dir unseren "Teppich" schicken. Mit meinem berüchtigten Ahnimus⁴² habe ich nämlich deine kalten Füße vorausgeahnt, und schon lange wurden alle alten Flicker in Streifen geschnitten und zu einem wunderbar molligen Teppich geknüpft. Wer weiß, ob du das Ding da wirst brauchen können, jedenfalls war es für uns eine Notwendigkeit, all unser Denken, Wünschen und Lieben in diesen Teppich hineinzuflicken — dabei konnten sich unsere Gedanken dich schon weniger frierend vorstellen! Streng achtete jedes Kind darauf, daß auch von seinem Kleid, seiner Hose, Rock, Schürze — ein Flicker dabei war, den du erkennen könntest! Nun übergeben wir dies kostbare Ding der Feldpost!"

"Könntest Du doch mal einen Blick tun in das Schlafzimmer, wenn die drei Kleinen da in ihren Betten liegen — alle nebeneinander — ein Stuhl dazwischen — die blumige Tapete — die hellen Gardinen — und die drei Waschsüsseln gegenüber! Jeder denkt dabei an Schneewittchen in den Bergen bei den sieben Zwergen.

Na, soll ich zu so später Nachtstunde noch einmal vom Haus zu schwärmen anfangen? Von unserer Heimat — zum ersten Mal wieder Heimat!?

⁴² Ahnimus m \ Ahnung. Zusammengewachsen aus lat »animus« (= Seele) und dt »ahnen«. Soll aus der Juristensprache stammen. 1870 ff.

Und da sitzt nun mein armer Mann in rauhen Kriegslanden und sieht alles nur im Geist!

*Schlaf schön, Du mein Kon: Wo — wie?
Gott befohlen! Dein Weib!"*

14. November 1914

"Ananas soll ich mir besorgen? — Nein, du guter Mann — das kannst du nicht verlangen! Ich glaube, ich würde ersticken daran in jetziger Zeit. Nicht allein aus materiellen Gründen, sondern mehr noch aus — na — wie heißt's denn in den Zeitungen? — des moralischen Eindrucks wegen.

Ich lasse z. B. morgens keine Brötchen mehr essen, sondern Brot und Grütze. Es ist mir geradezu eine Wollust, meine in der Kinderzeit so geliebte spartanische Erziehungsweise einmal vom eisernen Zeitgeist diktieren zu lassen! Aber wenn es dich beruhigt, verspreche ich dir, von dem Guten, was ich dir schicke, je ein Stückchen zurückzubehalten — wir essen dann das Gleiche."

4. Dezember 1914

"Lieber Vati. Also Vati: Das was zu essen ist in dem Päckchen, sollst du essen — erst aber noch ganz lange behalten, so wie ich.

Ich war so stark und hab den Niklaspfefferkuchen nicht gegesst, ich hab ihn dir geschenkt. Dann hast du auch was vom Niklas! Den kleinen Jungensoldaten sollst du dir anhängen, da, wo der Spiegel hängt in der Erdgrube. Und riech nur mal, wie der Weihnachtszweig schön riecht! Ach so — den sollst du ja erst Weihnachten auspacken! Sind denn die Russen und die Franzosen noch nicht genug verhauen, daß du kommen kannst?

Ist deine Kanone auch immer in Ordnung?

Dein kleiner Hansel

Das Bild über Muttis Pult ist ja sehr schön, aber wir können dir doch nicht auf die Knie klettern!

Und Hildegard diktiert dazu:

Vati, wir haben dich so sehr lieb, wie noch nie, daß du uns das neue Haus gebaut hast, um den Baum tanzen wir immer rum mit Mutti!

Liebster Mann,

... Weihnachtslieder fluschen noch gar nicht! Dabei finde ich, man soll nicht nur Zeitung lesen — man soll auch getrost singen — ruhig und selbstverständlich — auch jetzt! Ich erlebte es gerade heute wieder als Kraftquelle, war mit allen Kindern im Kindergottesdienst, wo soviel gesungen wurde. Heimatlich war das —

wie in Kensau! Überhaupt, irgendetwas hat man hier in Dahlem direkt wiedergefunden!

Nun habe ich jetzt meinen — jedes Jahr so heiß ersehnten — Extra-Raum für Weihnachtsheimlichkeiten, und — ? Nun gibt's dies Jahr gar nicht so etwas, nur Feldpostpäckchen! Na, vielleicht bekommt das Schenken auch endlich wieder seine eigentliche Bedeutung."

Dahlem, den 7. Dezember 1914

"Damit du nun auch weißt, was du mir zu Weihnachten schenkst: Bücher! Ich bin ganz vernarrt in Bücher. Da finde ich den besten und einzigen Ausdruck — dieser und vergangener, historisch gesehener Zeit.

Und dann — als zweiten Wunsch: einen runden Tisch! Der Traum meiner Jugend, die Erinnerung unserer Liebe! Am runden Tisch in der grünen Stube hast du mir Schopenhauer erklärt, das Alte Testament beschimpft (!), da haben wir Quintett gespielt und am Abend vor der Verlobung uns gezankt, daß du fast den Mut nicht fandest, solch abscheuliches Wesen an dich zu fesseln! Also — solch runder Tisch fürs Lutherzimmer fehlt uns, an dem unsere Kinder ihre bleibenden Jugenderinnerungen und Eindrücke erhalten, an dem Vati dann seine Kriegserlebnisse erzählt, an dem man tiddle wings — ach so — Knips-chen spielen kann, der immer voller Bücher liegen muß — und immer mit einer Decke, die alles verträgt! Einverstanden!?

Deine Karte mit der Erzählung über die nicht gestohlene (!) Lampe hat Hansel großen Eindruck gemacht. Tagelang kam bei jeder Gelegenheit: Deutsche — die stehlen doch nicht!

Heute wischte er Ingeborg ein lang schon begehrtes bundes Bändchen weg und — wupp — in die Schürzentasche! Im selben Augenblick aber wieder vor: Du, Ingeborg, hör mal, schenkst du's oder borgst' du's? Borgen — dann kriegst du's wieder, schenken — dann kriegst du's nicht wieder. Was willst du nu? Schenken, sagt die großmütige Ingeborg. So etwas von Glück in den Augen! Er hatte wohl bestenfalls auf ein borgen gehofft — nun kriegte er es öffentlich geschenkt!

Ingeborg, das schreib ich Vati von dir! war schließlich alles, was er vorbrachte.

Und Ingeborg — stolz und gemütlich im Kissen liegend — fragte trocken: Schreibste Vati auch, daß du's lieber sson in der Ssürze hattest?

Sich erkennend guckt der Bub mich treuherzig an: Beinah aber nur!

Das Ganze war goldig!

Ingeborg betet jeden Abend so in der Art:

Lieber Dott, smeiss doch allen die Siessers aus der Hand, wo sie mit totsiesen wollen. Komm doch mal runter und stell dich dabei, lieber Dott — du kannst das doch! Tu's doch! Ja? Bitte! — Amen."

Als feststand, daß Vati zu Weihnachten nicht kommen würde, packten Fräulein Lisbeth und ich Kind und Kegel, alle Puppen und Tapsies und die von Tante Mimi geschenkte Festung auf und fuhren nach Kensau!

24. Dezember 1914

"Nun sind wir da! Als wir in Tuchel ankamen, fuhren wir gleich ins Lazarett zu der Aufführung der Soldaten. Wir haben Weihnachts- und Kriegslieder gesungen, bei Frau Landrat etwas gegessen und auf der Fahrt schon zwei angezündete Weihnachtsbäume gesehen.

Eben sind wir aus der Kirche gekommen. Mutti, Tante Gustel und Tante Gretel sind drin beim Christkindchen und Frombet liest den Kleinen etwas vor.

Und du Vati? Deine Liselotte."

Gut, daß der Mensch nicht in die Zukunft schauen kann! Wie hätte man es ertragen können, daß noch drei weitere Kriegsweihnachten folgen würden?

"Eines steht groß in den Himmel gebrannt: Alles darf untergehn — Deutschland — unser Kinder- und Vaterland — Deutschland muß bestehn!" Will Vesper⁴³

Und das mußten die nächsten Jahre nun zeigen! Die Weltgeschichte lief weiter wie das kleine Nebenher im neuen Haus.

Einmal im Sommer und dann — hurra — zum zweiten Kriegsweihnachten war Konrad auf Urlaub gewesen, kannte nun alles, und hat sogar mit Schwung ein Stückel Land umgegraben, auf dem von mir inzwischen dazu gepachteten noch unbebauten Gelände neben unserem Haus: Unser Rittergut! Bis 1916 war es noch ein Tummelplatz für die Jugend.

Viele Dahlemer Familien nahmen Soldaten auf aus dem von Professor Gary errichteten Genesungsheim. Unsere beiden Aufgenommenen halfen uns dann monatelang auf dem Feld und in der Küche, tollten mit den Kindern und verliebten sich in Fräulein Lisbeth und Olga.

⁴³ Will Vesper (1882-1962) zeigte bereits in seinen frühen Veröffentlichungen eine massiv nationalistische Haltung mit Orientierung auf germanische Urzeit und "wahres" Deutschtum. Seit Beginn der NS-Zeit wurde er einer der profiliertesten antisemitischen, nationalsozialistischen Schriftsteller.

Olga — unsere schwer erkämpfte, aus dem Gefängnis Befreite! Sie war ein Kensauer Mädchen, später in Wilmersdorf in Stellung. Als sie erfuhr, daß wir in der Landauer Straße gemietet hatten, kündigte sie bei Sandstein und wollte zu uns. Die aber setzten Himmel und Hölle in Bewegung, um die gute Kraft nicht zu verlieren. Mich bezichtigten sie bei erregtem Besuch der Übertretung des zehnten Gebots ("Gesinde abwendig machen"), meinen Mann drohten sie "von Amt und Würden" zu bringen. Geheimpolizisten kamen, um Fräulein Lisbeths Sachen zu durchsuchen, die mit ihr unter einer Decke stecken sollte.

Als alles nichts half und Olga fest blieb, bezichtigten sie sie des Diebstahls eines Paares Stiefel und eines 10 Pfg.-Schundromans aus der Küche und Olga wurde tatsächlich zu acht Tagen Gefängnis verurteilt!

Das eigenartige Dokument eines Gnadengesuchs, das ich dann befürwortete, liegt noch in meinem Pult. Es fängt an:

"Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König, allergnädigster Kaiser, König und Herr. In tiefer Demut nahe ich mich Eurer Majestät erhabenem Thron mit der flehentlichen Bitte um Gnade, ..." usw.

Ob bei der Bewilligung dieses Gesuchs auch so viel gelacht wurde, wie es von dem des "Hauptmann von Köpenick" erzählt wurde, weiß ich nicht. Jedenfalls blieb Olga dann die ganzen Kriegsjahre bei uns.

Alles im Haus wirkte begeistert bei den historischen Aufführungen in den aufgeworfenen Schützengräben neben dem Haus mit. Der Erlös wurde dann auf der Domäne zum Besten der Soldaten abgeliefert.

Höhepunkte waren es, wenn's nach der Schule in den Grunewald ging — bepackt mit Rucksack, Körben und Taschen. Holz wurde gesammelt, Schmidt machte Feuer, Fischer kochte das Soldatenessen Bohnen mit Speck. 1915 gab's noch Speck! Es gab auch noch so viel Kuchen und Kaffee, daß wir alle 24 verwundeten Soldaten aus dem Elisabeth-Krankenhaus, in dem Tante Anna Diakonisse war, in den Garten einladen konnten zum Pflanzen einer Bismarck-eiche!

In diese Zeit — 1. April 1915 — fiel der 100. Geburtstag von Bismarck. Da ich im P. F. H. eine Gedenkrede dazu halten mußte, fühlte sich der elfjährige Hellmut verpflichtet, die Dahlemer Jugend zu einer Feierstunde einzuladen — sehr zum Schmunzeln des berühmten Historikers, Professor Meinecke, dessen Frau mit ihren vier Kindern auch dazu gekommen war.

Stolz schrieb Hellmut dem Vater ins Feld:

"Lieber Vati, hier meine Bismarckrede:

Zuerst der 24. Psalm.

Otto von Bismarck wurde am 1.4.1815 zu Schönhausen geboren. Jedoch hat es dem kleinen Bismarck gar nichts geschadet, daß er einst ein unfreiwilliges, kaltes Bad genommen hat. Wie er hinein und wieder herausgekommen ist, hat man nie erfahren. Er wußte eben früh, sich allein zu helfen. — Das freie Leben auf dem Lande behagte dem Knaben sehr, daher hat er es seiner Mutter nie ganz verziehen, daß sie ihn schon im 7. Lebensjahr nach Berlin in eine Erziehungsanstalt schickte.

Überhaupt standen Vater und Mutter schlecht zusammen, denn der Vater wollte, daß Otto ein Landwirt würde, und die Mutter wollte, daß er Jura studieren sollte. Dort war ihm das liebste Unterrichtsfach Geschichte.

Er wurde erst in Göttingen Student, dann in Berlin. Aber er war ein Student sehr voll Scherz und Humor. Einmal war er bei einem Freunde mit vielen Kameraden zum Spielen. Dabei tranken sie aber auch und die Kameraden tranken so viel, daß sie alle schlaftrunken wurden. Nur Bismarck hatte noch nichts getrunken, der hatte eingeschenkt. Nun kam er dran. Ich weiß die Zahl nicht so genau, aber 7 bis 8 Gläser hat er getrunken, er aber wurde nicht schlaftrunken.

Wie er den Dienst bei den Soldaten tat, kriegte er einen Orden, nämlich die Rettungsmedaille! Denn sein Bursche ritt zur Schwemme. Dabei ging das Pferd zu tief hinein und der Bursche stürzte kopfüber ins Wasser. Bismarck sprang ihm nach und rettete ihn.

Bald darauf wurde er zum Deichhauptmann ernannt.

Bei der Hochzeit seines besten Freundes Moritz lernte er Johanna von Puttkammer kennen. Er heiratete sie später. Als Kanzler äußerte er später: "Niemand weiß, was diese Frau an mir getan hat! Ohne sie hättet ihr niemals einen solchen Kanzler bekommen!"

Sein Gottvertrauen zeigen die Worte: "Wenn ich kein Christ wäre, diene ich meinem Kaiser keine Stunde mehr!" Oder ein anderes Mal: "Ich weiß nicht, woher ich mein Pflichtgefühl hernehmen soll — wenn nicht aus Gott." Zu jedem Geburtstag verehrten ihm die Getreuen von Jever 100 Kiebitzeier. Als Gegengabe stiftete Bismarck einen silbernen Pokal in Form eines Kiebitzeies.

Dann versuchte Bismarck vergeblich, den Frieden zu erhalten, denn im Mai sandte er den Vorschlag nach Wien, ein Bündnis miteinander zu schließen. Österreich lehnte alles ab. Unterdessen nun hatten die Franzmänner den Kaiser beleidigt, also mußte Bismarck schnell nach Westen. Dort wurde sehr viel gesiegt, und in Versailles, im weißen Saal wurde der König zum Kaiser ernannt. An der

Decke des weißen Saales ist eine Sonne, das bedeutet: Vor der Sonne verneigen sich Frankreichs Feinde, z. B. Rußland, Deutschland, Österreich. Nun aber wurde Paris belagert und genommen und dann der Friede geschlossen.

Als Kaiser Wilhelm gestorben war, zog Bismarck sich endgültig nach Friedrichsruh zurück. Er war ein sehr großer Hundeliebhaber, sein liebster Hund war Tyras.

Jetzt schläft er draußen im Sachsenwalde, und wenn die Landwehrmänner da vorbeikommen, rufen sie: "Bismarck — sta up! Es is Tid — wi bruken di!"

Vati, das war meine Bismarckrede zu seinem 100. Geburtstag!

Dein Hellmut

Übrigens, Vati, einen kleinen Bruder in der Schule zu haben, ist fein!"

Kleinkrieg und Weltphilosophie im Jugenderleben

Aus den Aufführungshallen auf dem Sandfeld waren allmählich Schützengräben mit tiefausgehöhlten "Unterständen" geworden. Aus meinem Brief an den Vater⁴⁴ ins Feld:

" ... jetzt haben die Jungens da auf dem Sandfeld eine tiefe unterirdische Arena geschippt, zu deren Einweihung ich 'ne Flasche Saft spendieren mußte. Wie die Maulwürfe verschwinden sie in die Erde. Auf Hellmuts Aufforderung hin kroch ich mal in den gruseligen Unterstand hinein, sah das Gelage, bei dem gepafft, getrunken und gegröhlt wurde und verstand Hellmuts Verstimmung über diese Ausartung ihres geplanten "Zirkus".

"Sie wollen soviel Clownhaftes", sagte er. "Ich hab ihnen schon vorgestellt, wenn unsere Väter und Brüder da vorm Tode sind, und wir denn so viel Clownhaftes machen, das paßt sich nicht! Aber sie sagen: Gerade! Man muß nicht immer an den Krieg denken, sondern die Leute aufheitern."

Und nun geht ein stiller, intensiver Kampf los: Hellmut will (mit meiner Hilfe) etwas "Vernünftiges" aufführen, allerhand Gedichte dramatisch gestalten und sucht in seiner Klasse Bundesgenossen. Daß sie aber neben dem "Zirkus" nun auch ein Theater bauen wollen, macht in der anderen Partei böses Blut! "Dann laufen alle Leute dahin und nicht zu uns", wurde ihm bedeutet. "Das ist nicht gesagt," meinte Hellmut. "Es gibt genug Leute, die Clownhaftes lieber sehen wie Vernünftiges."

⁴⁴ den Ehemann

"Egal, wir leiden keine Konkurrenz! Euers wird zerstört! Basta!"

*"Na, schön, zerstört's! Aber alle Kostüme und Möbel bekommt ihr dann nicht!"
Helmut sprach's und ging seines Weges!*

Das in aller Eile ersonnene "vernünftige" Stück mit den vorhandenen Kostümen (Prinz, Schornsteinfeger, Bauer), mit viel Humor — führte dann zu dem Vergleich, "Clownhaftes" und Vernünftiges in derselben Arena stattfinden zu lassen! Bei der Phantasie der Jungen hatte ich dann nichts weiter zu tun, als die ganze feindliche Bande zum Kakao einzuladen — zur Versöhnung.

Unsere Klingel steht nicht still vor lauter Interessenten, die mit ernster Miene alles besichtigen wollen, und es kostet Hellmut und mir intensive Anstrengung, die nötigen Schularbeiten hineinzubringen in diese Angelegenheit.

Ihm und mir zur Genugtuung sagte mir dann Direktor Kremmer, zu dem ich wegen einer 5 in Latein ging, schmunzelnd: "Wissen Sie, Frau Saenger, jetzt gelten wohl andere Maßstäbe. Mit dem, was ich da von Ihrem Hellmut und Gerhard Poetter gehört habe, ist dem Vaterland sicher mehr gedient, als mit einer guten Lateinnote!"

Direktor Kremmer vom Arndtgymnasium gehörte zu den Schulmännern, die den Satz: "Wissen ist Macht" nicht so eng faßten. Größere Macht räumte er dem Charakter ein, dem Vorbild, dem unerschrockenen Einstehen für Recht und Sitte.

Unser Rittergut

Tiertaufe 1915: Aus einem Brief⁴⁵ an Vati:

"Unter der Linde ging's vor sich — kurz vor dem Dunkelwerden. Da kriegten all unsere Tiere ihre Kohlköpfe und Rüben und Heu und Körner. Die Schweine zopten grunzend heran, die Ziegen bekamen neue Halsbänder, die Hühner wurden aus dem Schlaf geholt und die Kaninchen in Körben gehalten. Nur die Puten entzogen sich der Feierlichkeit, indem sie oben auf dem Turngerät saßen und — dämlich, wie Puten sind — sich durch nichts herbeilocken ließen! Es war ein wahrhaft "erhebender" Moment, als wir dann zum Schluß sangen:

"Lieb Vaterland — kannst ruhig sein — wir halten durch, mit Ziege, Huhn und Schwein!"

Die Schweine mußten erwähnt werden, hatte doch Vati, als er auf Urlaub war, die drei Ferkel aus Kensau selbst mit verladen helfen!

⁴⁵ Briefe "an den Vater/Vati" sind vermutlich von der Autorin, falls kein Kind genannt wird.

Auf dem U-Bahnhof Dahlem-Dorf beim Ankommen — hollah — hatte der Pruss den Deckel der Kiste aufgestoßen und stromerte quieksend und grunzend auf dem Bahnhof herum — zum Gaudium aller! Das war zu viel für den — sonst alle Unbill heldenmütig und humorvoll ertragenden — Hauptmann, Präsidenten vom Statistischen Landesamt, Vortragenden Rat im Ministerium des Innern: "Ich verleugne meine Familie!" — und fort lief er, seiner erschütternd lachenden Familie das Wiedereinfangen überlassend!

Nun — fett ist weder "Pruss", noch "Schinko", noch "Casper" geworden. Wovon auch? Von Kohlrübensuppe, die es dreimal in der Woche gab? Oder von den kümmerlichen Brotresten der zugeteilten Brotmarken?

"Laß man, Mutti," sagen die Kinder beim Frühstückstullen-Einpacken. "Eine reicht schon, ich hab' heute nur vier Stunden." Und die morgendliche Wassersuppe aus vier roh geriebenen Kartoffeln konnte ja nicht vorhalten bei den wachsenden Kindern.

Es war schon nötig, ein als tot geborenes Zicklein durch ein warmes Bad ins Leben zurückzuholen! Es wurde eine prachtvolle Milchziege mit Namen "Liv" (Leben).

Bisher 'tauen wir uns um unsere Helden draußen gesorgt — jetzt fingen sie an, sich um uns drinnen zu sorgen.

Lebt der Mensch vom Brot allein? (1916)

Nicht mehr für Geld und gute Worte bekamen wir jetzt unser Brot: die Brotkarte muß dabei sein und wehe dem, der ohne sie zum Bäcker kommt. Selbst auf Einladungen an Gäste steht statt: U.A.w.g. (um Antwort wird gebeten) — B.B.n.v. (Bitte Brotmarken nicht vergessen). Von eigener Ration kann man belegte Brote nicht mehr bestreiten.

Aus einem Brief an den Vater:

"Du fragst mich, ob wir mit dem Brot auskommen (1000 g die Woche). Wer auskommen will, kommt auch aus.

Offengestanden finde ich es herrlich, daß das Brot wieder etwas Heiliges wird. Ich hab ja schon von Kriegsbeginn an die Frühstückssemmeln abbestellt. Nicht, weil es billiger war (das war es gar nicht), sondern aus dem Gefühl heraus: jetzt in der harten Zeit — weg mit allem Weichlichen! Ich wurde mächtig dafür verlacht, weil es ja noch nicht "verlangt" worden sei! Wir essen morgens Grüte,

aber für Leute, die nicht kochen wollen, ist das natürlich schwierig. Allerdings habe ich ja auch schon fünf brotessende Kinder."

Das klingt ja nun sehr tapfer, aber einmal kriegte diese Tapferkeit denn doch einen tüchtigen Schock: die ganze Wochenration in der Tasche war mir — während ich bezahlte — entwendet worden!

Katastrophenlärm im Laden!

Man hatte einen Mann mit voller Tasche bemerkt, der das Gewünschte nicht erhalten hatte und an eine Drogerie in Schmargendorf verwiesen worden war.

Also — auf nach Schmargendorf, an der Polizei vorbei. Ein Polizist raste mit mir los.

In der 1. Drogerie: Ja, vor fünf Minuten war einer da mit einer dickgefüllten Tasche. Er war zur 2. Drogerie verwiesen worden.

Dort: Ja, vor sieben Minuten dagewesen, war nach Steglitz gewiesen.

Auf nach Steglitz! Der Polizist streikte.

Aber in Steglitz streikte dann auch ich und ergab mich in die Aussicht des Hungertodes am Ende der Woche.

Der Trost, daß der Mann nun wenigstens sich und seine Familie satt kriegen würde, stärkte uns dann alle beim vermehrten Suchen von Brennesseln, Löwenzahn, Sauerampfer, liebes, sonst verachtetes Unkraut und Gemüse.

Wir sind nicht verhungert und leben ja alle heute noch!

Bisher hatte der Vater den langwierigen Stellungskrieg bei Arras mitgemacht. Jetzt wurde die Truppe nach dem Osten geworfen.

Aus einem Brief an den Vater vom 14. Oktober 1916:

" ...Hier hat's schon tüchtig gefroren und wir müssen mit Feuereifer unser Land bestellen und alle Vorräte im Keller verstauen: Kartoffeln, Rüben, Mais, Kleie, Torfmull, Gemüse, Obst, Futterrüben. Das Rübenfeld der Domäne wird abgeerntet — der Inspektor ist nicht zu sehen.

Ob ein mitleidiges Mädel uns vielleicht etwas zuwirft? fragt Hellmut augenzwinkernd.

Jeden Morgen stürzt sich alles auf den Generalanzeiger. Ob man diese Woche etwas zugewiesen bekommt?

Ah — 100 g Graupen! Ein Suppenwürfel! 150 g Marmelade! Kartoffeln und — Was machten wir, wenn wir unser Land nicht hätten, unsere Ziegen, die Hühner? Wie immer alles reicht, weiß ich selbst nicht. Es gehört zu den größten Wundern, daß man — vor lauter Nichts stehend — dennoch immer etwas auf den Tisch bringt, und wenn man abends todmüde ins Bett sinkt, am anderen Morgen wieder zu allen Taten fähig ist."

Hierhin gehört nun das "Dennochschild".

Es entstand ziemlich am Anfang des Krieges in unserer schwarz-weiß-roten Siegesbegeisterung und dem Freudentaumel über Haus und Scholle. Das mußte auch nach außen hin sichtbar gemacht werden! Her mit einem kriegsgemäß einfachen Stück Pappe. Hellmut hatte einen Schultuschkasten — als Vorbild galten die deutschen Flaggenfarben und unauslöschar das alle Zweifel überwindende DENNOCH!

War unser Hausbau denn durch den Kriegsausbruch zerstört? — Nein, nur gestört! Gab es zerstörte Heimat? — Nein, und abermals nein! Sie wird ja verteidigt, ist nur gestört!

Eh und je hatte ich doch erfahren, daß Gott nicht mit den Vernünftigen und Zweifelnden, sondern mit den Vertrauenden ist! Und wenn es — nach Bernt von Heiseler⁴⁶ — an der "Kraft einer Seele" liegt, "was sie aus einer Heimat macht", dann geht das nur, wenn man mit dem Psalmisten sagen kann: "Gott ist mein Trotz!"

Unser Dennochschild kann man also gut — wie es eines meiner Kindergottesdienstkinder mal bezeichnete — als "christlichen Trotz" sehen und getrost auch mal mit seinem Gott "über die Mauer springen!" (Psalm 18,30)

Jahraus, jahrein hing also dieses trotzige Pappschild über der Tür, und wenn der Kohlenmann mit seiner Kiepe Briketts es mal runterwarf, oder beim Großreinemachen eine fremde Minna (Hausgenossen hielten es heilig!) das "olle Ding" in den Mülleimer werfen wollte, — immer hing es wieder da!

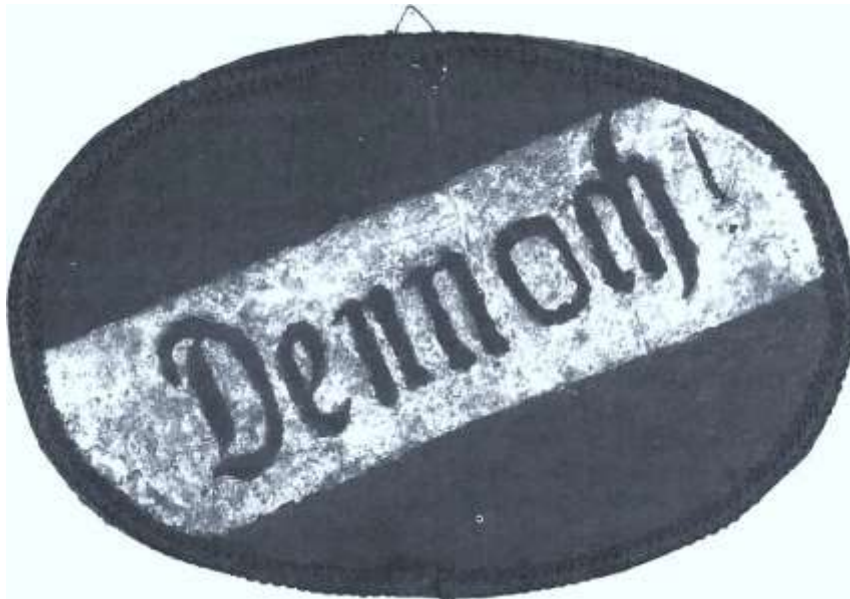
Als die geliebten Farben schwarz-weiß-rot längst in schwarz-rot-gold umgeändert waren, als in den Revolutions- und Umbruchszeiten bedenkliche Menschen dringend zum Abnehmen rieten, — es rührte sich nicht von dem kleinen Nagel an der Flurtüre weg. Ja, selbst "Freunde von der Landstraße" oder Händler mit Bürsten und Seife schüttelten verschmitzt lächelnd oder bedrohlich unkend den

⁴⁶ Der Schriftsteller Bernt v. Heiseler (1907-1969) war NSDAP-Mitglied ab 1. Mai 1933. Sein Roman VERSÖHNUNG (1953, 1985) ist einer der in aller Zwiespältigkeit lesenswertesten Romane der sogenannten "Inneren Emigration". Das 880 Seiten-Buch ist eine Apotheose einer Kultur und Zivilisation, die vorrangig durch den Adel geschaffen worden sei. Der christliche Glaube dient dabei als Joker, der überall eingesetzt werden kann, um eine bestimmte Haltung zu legitimieren. Implizit eine verquaste Apologie ideologischer Grundkategorien wie *Dichter, Herrscher, Schönheit, Güte, Glaube, Wahrheit, Preußen*. — Erschütternd viel Weisheit ist in diesem Buch — und daneben konsequent und subtil die rhetorische Lüge, wo es um den Nationalsozialismus geht, nach dem Motto: "Warum wir Deutschen gar nicht anders konnten, als auf die Nationalsozialisten hereinzufallen". Zugleich eines der besten Darstellungen zur Mentalität dieser Gesellschaftsschicht: zwischen Großbürgertum und Adel. All das wird mit sehr viel Menschenkenntnis und in hinreißender Dramaturgie dargestellt. Aber mein letztes Gefühl angesichts dieses Buches blieb Ekel.

Kopf: "Und det da lassen Se eenfach hängen? Mit die Farben! Wenn det man jut jeht! Und das Druffjeschriebene, wat heesst denn nu dat?"

Herrliche Gespräche ergaben sich dann! Eins endete damit, daß der sehr verkommene Mensch auch ein Stückel besseres "Ich" in sich entdeckte: "Mene Mudder pfejte zu sagen: *Edelstein blebt Edelstein — ooch im jrößten Dreck!*" "Halten Sie sich denn für einen Edelstein?" war meine lachende Frage. Er — ganz ernsthaft —: "Ja! Ick hab ne fromme Mutter jehabt. Die jlobte an Gott und — ooch an mir!"

Hatte er nicht recht, so gehalten sich dennoch als Edelstein zu sehen?!



"Gibt Gott Häs'chen, — gibt er auch Gräs'chen —"

In diese kärgliche Kriegszeit hinein meldete sich nun unser "Kriegskind".

Liselotte schreibt an den Vati im Feld:

Mutti näht Hemdchen und Jäckchen und hat mir alles gesagt! Ich bin froh, daß ich so was heimlich Schönes weiß. Ich ziehe in die Jäckchen neues Band. Gestern haben wir das Körbchen und den Wagen in dein Zimmer gestellt, Mutti hat schon Windeln hineingelegt und Jäckchen ... Fräulein Lisbeth hat sie schon geplättet, und war sehr erstaunt, als Mutti und ich gelacht haben — sie soll doch nichts wissen, und hatte nämlich gefragt, ob sie — gestärkt werden sollten!

Jetzt ist das Kriegskindchen da! Ein prächtiges Mädel! Ich will dir mal alles erzählen: als Fräulein Lisbeth uns die Milch brachte, rief Mutti und wir liefen alle hin. Mutti hatte das Körbchen schon da, und da lag nun das Mädel drin, gebadet war es auch schon. Mutti und ich haben uns schon Namen ausgedacht — wie findest du Irmlind? oder Elfriede? Die Hebamme — ich glaub' sie heißt Frau Kotzer — sagt, sie müsse Barbara heißen, weil du bei der Artillerie bist und Barbara die Göttin der Artillerie ist. Was Hellmut wohl sagen wird? Mutti hatte ihm vor der Abreise nach Kensau gesagt, daß wir bald ein kleines Kriegskind bekommen. Wir haben an ihn — nicht an die Kensauer — telegraphiert.

Hoffentlich bekommst du Urlaub zur Taufe, das wäre doch zu schön, wenn es gleichzeitig ein Friedensfest würde. Ich freue mich so, daß es nun da ist, das kleine Ding.

Deine fröhliche Liselotte

Brief von mir — 18. April 1916 (einen Tag nach der Geburt):

Heldenvater eines Kriegskindes, wenn auch keines Jungen!

Bei der geradezu spaßhaft militärischen Pünktlichkeit — genau 5 Uhr Soldatenzeit — hatte ich mich auf gar nichts anderes als auf einen Jungen gespitzt, und während der Geburt die schönsten Telegramme an Dich verfertigt, wie sich Sr. Majestät jüngster Rekrut bei Herrn Hauptmann meldet!

Nun haben sie nur so prosaisch gekürzt: Kriegsmädel angekommen! Ich kann nun schon bald bei meinem "Stamm" nachlaufen, sehne mich nur mächtig nach meinem Männchen, der nun von allem Frühlingsglück nichts mitgenießen kann.

Als ich Sonntag von Steglitz zurückkam, legte ich den Brief an dich unten hin und ging schlafen. Aber Punkt 12 Uhr stand ich wieder auf, telefonierte an Frau Kotzer, ging baden, ließ die Haustür offen, so daß sie heimlich hineingehen konnte, und stellte früh 5.30 Uhr das ganze schlafende Haus vor die vollendete

Tatsache. Fräulein Lisbeths Gesicht, als ich sie runter klingelte und sie im Körbchen das Quaken hörte, war klassisch! — na ja, ich hatte Liselotte ja versprochen, alle anderen zu überraschen. Nach allgemeiner Ansicht ist es ein richtiges kleines "Dorf-Bärbel". Von schmaler Kriegskost nichts zu merken.

Als die Kinder nebenan dann wach wurden, standen all die Hemdenmätze strahlend ums Körbchen. Liselotte mußte erst schnell den Jungen verwinden, und war dann aber furchtbar stolz in ihrem Erzählen, sie sei als einzige eingeweiht gewesen. Hildegard war wieder ganz zwitscherndes Vögelchen, über Hansel, dem kleinen Wildfang, lag den ganzen Tag eine zarte Verklärung, alles machte er so leise — so zart — so strahlend. Kaum war er angezogen, erschien er mit seinem Freund Gerhard Poetter von nebenan, dem er leise, leise zeigte: "So sieht das Schwesterchen aus!" Während Lottchen mit dicken Tränen vor der Tür stand: "Ich möchte auch ein Schwesterchen haben!"

Ingeborg war ganz Sachlichkeit und tiefste innere Befriedigung: "Seht ihr, ich habe es ja immer gesagt, es hat doch bei uns angehalten, das Wolkschiffchen." Und dann inquisitorisch: "Hattest du denn das Körbchen schon stehen, oder hast du es erst geholt, als Schwesterchen schon da war?" Und dann träumt sie sich am Körbchen mit sinnendem Ausdruck ganze Geschichten zurecht.

Alle sind so nett, Frau Meinecke brachte Gries und Zucker! Raritäten! Die Steglitzer, Anna, Else, alles freut sich. Auf die Weise habe ich die Anzeigen erst heute aufgesetzt, das hat ja sonst immer mein Männchen gemacht, und der sitzt nun im fernen Land!

Dein glückliches Weib

Aus einem Brief vom 17.5.1916:

... und nun ohne Frau Fricke (die Pflegerin, die ich bei jeder Geburt hatte). Es war unglaublich schön, so mal per muß stillzuhalten. In Haus und Garten hat sie noch so viel wie möglich gewirtschaftet und den letzten Tag im Wilmersdorfer Laubengarten gejätet, geharkt, gegossen! Eine "Wochenpflegerin!" Und das alles für drei Mark pro Tag, wo hiesige 5 bis 6 Mark bekommen! Aber sie erlebte nun so mit, wie das Geld flötenging und wie wenig man für das Geld kriegte. Dein Zuckerpäckchen war lichtvoll! Hier gibts, wenn es was gibt, pro Monat 1 Pfund. Butter ist nirgends zu haben und der arme Schwiegervater muß doch mal wieder eine Butterstulle geschmiert bekommen, sie geben uns auch so vieles ab! Nach Wochen hat Olga in Schmargendorf zwei Pfund rohes Rindfleisch bekommen. Wir standen alle drum herum. Hansel sagte ganz andächtig: "Und rot sieht es aus!" "Nein, nein, mein Schweinchen schlachten tut mir wirklich nicht leid."

"Rechten — linken — Speck und Schinken — Wurst und Braten — essen gern nicht nur Soldaten!"

Aber das schönste ist doch jetzt das: hat da ein tatkräftiger Mann eine Gemüse-Organisation für Dahlem geschaffen.

Zweimal die Woche hält am Alten Krug ein großer Gemüsegewagen von einer Unmenge Menschen umlagert.

Ja — und wer verkauft? Man traut seinen Ohren kaum, wenn man da plötzlich hört: "Ach, Frau Geheimrat, reichen Sie doch mal die Waage!" —

"Herr Direktor, wieviel kostet doch das Bund Möhren? "

"Nein, das hat Exzellenz schon verkauft!"

Da sind doch endlich mal tatkräftige Leute am Werk, haben sich mit großen Gütern in Verbindung gesetzt — und "verwechsel, verwechsel das Bäumchen": die Arbeiterfrau kauft von der Frau Professor.

Nächstens werden wir mit den Erzeugnissen unseres Grundstückes auch hausieren gehen.

Das "Kriegsmädel" stand indessen zufrieden im Wagen unter den gackernden Hühnern und meckernden Ziegen auf unserem Feld beim Kartoffelsetzen oder Rüben pflanzen, und ich kam mir vor, wie meine Großmutter Mathilde Wehr, die tüchtige Landwirtin, von der man erzählte, daß ihr die Kinder zum Stillen aufs Feld gebracht wurden! — Wenn Frau Meinecke oder Frau Hellich oder sonstwer mal zum Schwätzen kamen, waren immer die ersten Fragen nach den lebenswichtigen Dingen: "Wieviel Liter Milch gibt denn jetzt Maidi?" — "Legen Ihre Hühner gut?" — "Geht Ihr Mais auch schon auf?" — und so nebenbei — mit einem Blick auf den Wagen: "Na — und was macht's Kleinchen?"

Ich mußte da oft an Kensauer Instleute denken, da kam auch erst das liebe Vieh und dann der Mensch. Das "Kleinchen" kriegte ja seinen Namen erst, als der Vater zum Urlaub kam und zum Taufessen genug gespart und gehamstert war. Zu der beim Standesamt notwendigen Namensnennung bereits bei der Geburtsanmeldung, hatten wir Aufschub erhalten, weil der Vater im Felde war.

In der guten, alten Zeit war es ja möglich gewesen, sich behaglich bis zur Taufe hin über den Namen den Kopf zu zerbrechen. Erst 1878 wurde das mit einem Schläge anders. Woher ich das weiß? — — — und sogar die Jahreszahl? — Ich?! Nun, ich war knapp zwei Jahre alt, als mir ein Schwesterchen geboren wurde — nein — nein: ich protze hier nicht mit meinem Gedächtnis, aber ich müßte nicht Erna Wehr gewesen sein, wenn ich Mutters drastische Schilderungen darüber vergessen hätte!!

Also: das Baby ist da.

Papa fährt — wie schon bei Walters und Ernas Geburt — tags darauf zwei Stunden weit zum Standesamt, um anzumelden.

"Tochter geboren!" — "Name? !" — "Kommt noch!" — "Nein — der Name muß sofort bei der Geburtsanzeige eingetragen werden! Neue Bestimmung!"

Irgend ein Name ... ? Oskar Wehr windet sich: er sieht sein empfindsames Lieschen bei *irgend einem* Namen!

Da muß sie wenigstens Auswahl haben — wie heißen doch alle die ihr liebsten Menschen — Schwester — Freundinnen —? Die gibt er nun an.

Die junge Mutter unterdes läßt alle schönen Mädchennamen Revue passieren: "Du, Oskar, — ich hab's! Was meinst du zu — ..."

"Auguste, Sarah, Rose, Lina, Anna — so heißt sie nun, — nicht mehr zu ändern!" schmettert der überrumpelte Mann ihr nach seiner Rückkehr entgegen.

Da kullern die Tränen: "Auguste" — wie altmodisch! — "Sarah" —: jüdisch! unmöglich! — "Rose": würde bestimmt ein süßliches Rös'chen werden!

kommt nicht in Frage!" — "Lina" — "Anna" — jedes Dorfmädel heißt so!" — Es war verheerend! — —

Jahrelang blieb ihr das Gefühl, sie hätte ihrer so prächtigen Tochter etwas abzubitten!

Nun — weder die kleine, noch später die große Gustel nahm Anstoß an dem Namen der Großmutter, und sie blieb die sehr geliebte "Tante Gustel" bis an ihr Lebensende.

Zurück zu Bärbel:

Liselotte, die in dem ihr anvertrauten "süßen" Geheimnis so glücklich die ganzen Wochen mitgeholfen, ja nun also rosa Bändchen in die winzigen Jäckchen zu ziehen, kann mir wohl kaum den jetzt so weltweiten Vorwurf machen, sie nicht genug aufgeklärt zu haben! (Vielleicht ja nicht so biologisch richtig, wie es heutzutage verlangt wird!)

Aber — Hellmut? Da habe ich einen Brief an den Vater im Feld gefunden, der hierher gehört.

21. April 1916

Geliebter Kon.

So — heut scheint ja nun wirklich kein Besuch zu kommen. Wenn deine kleine Tochter nicht so bescheiden veranlagt wäre, könnte sie stolz sein, ob all der Audienzen, um die tagtäglich ersucht wird. Es ist heutzutage halt ein Ereignis, wenn ein Kind geboren wird!

Aber nun hör' mal: es war mir doch ein wertvoller Beitrag zur Psychologie von Hellmut, der gestern abend bei mir auf dem Balkon erschien: "Man hat dich ja jetzt so selten — immer ist irgendwer da — man kann gar nicht mehr reden! Weißt du, Mutti, der Peter Schneckenburger sagte vorhin, er hätte heimlich im Konversationslexikon nachgesehen, und die kleinen Kinder wären, bevor sie geboren würden, drei Tage (!) in der Mutter drin — "

Dabei sah er mich so offen fragend an, als wäre ihm nie ein ähnlicher Gedanke gekommen!

"Was sagten denn die anderen? " fragte ich erst einmal.

"Na — Quasthoff und Wehner sagten, sie wüßten ja längst damit Bescheid, und ich war still, und da ließen wir den Peter quatschen."

"Aber", sagte ich, "Du weißt doch eigentlich auch Bescheid — ich hab' dir doch neulich gesagt, daß die kleinen Kinder erst bei der Mutter wachsen, bis sie selbst leben können ... "

Hellmut — in höchstem Erstaunen — "Nee — davon weiß ich nichts! Das hast du mir doch nicht gesagt — das war doch ganz anders!"

"Ja, — wie hast du dir denn das gedacht, wenn ich sagte, ich könnte es fühlen, daß bald ein kleines Kind kommen würde? "

"Na — ich hab' eben gedacht, 'ne Mutter fühlt das, weil sie den Vater lieb hat und Gott es ihr sagt."

"Ja — und dann weiter? "

"Na — weiter dachte ich darüber nicht nach."

Nun schlag mir einer lang hin: zerbricht man sich den Kopf, mit was für aufgeklärten Gedanken sich der Junge rumschlägt. Aber, wenn ich mich nicht irre, leidet er weniger an überspannten Grübeleien, sondern an etwas ganz natürlicher gesunder Eifersucht: Liselotte hatte die Mutter ganz, hatte Geheimnisse mit ihr, — er war derweil unter Fräulein Hildebrands Lehrfuchtel, und dann schickte man ihn auf eine Reise! Ich muß eben sehen, daß ich auch für ihn wieder Zeit habe.

Er hatte eben bisher noch gar kein Interesse gehabt für derlei, einfach darüber hinweggehört und seine schwerwiegenden Menschheitsgedanken gehabt. Ein Kindergemüt ist doch viel weniger kompliziert, als man denkt.

Verlorener Krieg — verlorene Heimat! (1918)

Krieg und Politik waren immer verworrener geworden.

Was ging eigentlich vor? Siegten unsere Truppen? Die Zeitungen berichteten neben den Rückschlägen immer wieder davon.

Warum munkelte man vom Waffenstillstand und vom Friedensangebot? — Wer war am Ruder? Der Kaiser? Der Kanzler Bethmann-Hollweg? Hindenburg und Ludendorff als oberste Heeresleitung? Was hatte Wilson soviel mitzureden? Stand das Volk nicht mehr hinter dem Kaiser?

All dies war für den einzelnen Bürger völlig undurchsichtig. Ein paar schnell hingehauene Tagebuchaufzeichnungen zeugen davon, wie man trotz aller persönlichen Not immer wieder herausgerissen wurde ins politische Pulverfaß. Empörung, Wut und Trauer mußten ja irgendwie entladen werden — wurden also ins Tagebuch geschrieben:

8. November 1918

"Und wenn die Welt voll Teufel wär ... "

Sie ist jetzt voller Teufel! Besessen ist sie! Affen sind sie, die den Russen ihren Bolschewismus (oder sonst einen ihrer -ismusse) nachmachen wollen! Krank sind sie, aber nicht an Grippe, die jetzt so viele hinwegrafft, nein krank sind sie im Hirn, im Verstand — —

Wie kam das so schnell — jetzt in einem Monat, nein, in 14 Tagen nur? Friedensangebot? Wozu denn noch einmal? Ludendorff soll gesagt haben, die Front hält keine drei Tage mehr!

Es hieß: Anprall der Amerikaner!

Wir stehen aber doch noch immer in Feindesland und nun sollen wir winseln: Wilson, wir nehmen alles, alles an, wir ergeben uns?!

Die Regierung — wo ist sie? Wo sind die führenden Geister?

Die Sozialdemokraten winden alles aus der Hand und verlangen Frieden um jeden Preis. Max von Baden, der Reichskanzler und Erzberger — alle verlangen die Abdankung des Kaisers!

So dumm ist es — zu dumm, um es auszusprechen! Was soll denn Deutschland ohne Kaiser — jetzt!? Bismarck, dein Werk — was machen sie damit?

Du Volk von 1914, du liebes — ach so treues Volk du — du kannst dich nicht so verändert haben! Aber du mußt hindurch, auch durch diese Zeit! Hervor, du furor

teutonicus! Nicht nur in vaterländischen Versammlungen mit erhebenden Worten, nein, mit der Tat!

Lahmgelegt ist alles — ist denn niemand da?

Hansel sagte vorhin: "Auf eine Seite der Straße müßten sich alle die stellen, die den Kaiser nicht mehr wollen und auf die andere Seite die, die ihn behalten möchten. Und dann müßten sie aufeinander losgehen, wer stärker wäre!" — Ach Kinder! —

9. November

"— wer stärker wäre!" — Der Kaiser hat abgedankt!

Faßt man es? — Nein, man stampft, man starrt, man heult, man wütet, man bäumt sich, man schaut gen Himmel — man faßt es nicht!

11. November, früh 4 Uhr:

Konrad ist eben raus zur Bürgerwehr — zwei Stunden auf Wache. Sie wechseln alle zwei Stunden. Im Grunewald ist schon geplündert. —

Der Finanzminister Hergt war hier, der gestern seinen Abschied genommen hat. Er sagte, die eben erschienenen Friedensbedingungen seien atemberaubend! Es ist als zöge sich einem ein Strick um den Hals.

Sollen wir alles preisgeben, das linke Rheinufer, Köln und Koblenz besetzen lassen? Hunderttausende an Waggons, Schiffen, alles hingeben? Damit wäre man geliefert! Werden sie's annehmen, die jetzt geeinigten Sozialdemokraten Scheidemann und Haase? Sie können ja fast gar nicht anders. Wie wollen sie jetzt das Heer noch halten zum letzten Ausharren?

Mußte dieser Umsturz jetzt kommen und so?

Wenn Neues kommen soll, muß nicht alte Überlieferung mit hinein, damit das Neue organisch wachsen kann?

Unter den Linden schießen sie. Wer? — Warum? Keiner weiß! Hergts sausen die Kugeln durch die Wände, trotzdem sie die rote Fahne haben — aus Frau Hergts Badehose schnell gemacht. Mit wehem Ausdruck sagte sie: "Denk mal, Heinzl, aus meiner Badehose eine Fahne für die Spartakisten!"

13. November

Heute kann Konrad singen: "Steh ich in finstrer Mitternacht" Er hat Wache von 11 bis 1 Uhr nachts.

Singen? — Ach, wer singt denn jetzt noch? — Was denn?

"Was beten wir denn nun?" fragen die Kinder.

Ja, Sieg, Frieden, Kaiser — es paßt ja alles nicht mehr. "Ein feste Burg ist unser Gott" beteten wir. Das wenigstens kann einem niemand nehmen!

Neben meinem Tagebuch-Aufschrei nun noch der nüchterne, bekannte Tatsachenbericht:

Am Morgen des 9. November hatte die Welle der inneren Unruhe auch Berlin erreicht. Ein Arbeiter- und Soldatenrat proklamierte den Generalstreik und die "soziale Republik". Demonstrationzüge zogen durch die Stadt. Soldaten verweigerten ihren Offizieren den Gehorsam und schlossen sich den Streikenden an.

Gegen Mittag gab eine durch Extrablätter verbreitete Erklärung des letzten kaiserlichen Reichskanzlers, Prinz Max von Baden, die Abdankung Kaiser Wilhelm II. bekannt. Bald danach hielt Scheidemann an die vor dem Reichstagsgebäude zusammengeströmte Menge eine improvisierte Rede, die er mit dem Satz schloß: "Es lebe die Republik!"

In einem Erlaß an die Armee erklärt Hindenburg:

"Bei der wachsenden Zahl unserer Gegner, bei dem Zusammenbruch der uns bis ans Ende ihrer Kraft zur Seite stehenden Verbündeten und bei den immer drückender werdenden Ernährungs- und Wirtschaftssorgen — hat sich unsere Regierung zur Annahme harter Waffenstillstandsbedingungen entschließen müssen."

14. November

Brot war heute kaum zu kriegen — so verrückt kaufen die Menschen. Ich mußte bis nach Steglitz.

Ob meine Gänse aus Festnitz noch ankommen? Wohl kaum! Was wird ohne Winterkartoffeln?

Ach, all diese großen Fragen sind mit einem Male so klein, und all die "wichtigen Dinge" so unwichtig!

All dies waren Fragen — hinausgeschrien in eine plötzliche Leere hinein — oder in ein heraufziehendes Chaos! Denn schließlich ist der Übergang von Monarchie zu Demokratie nicht so einfach wie ein altes Hemd gegen ein neues auszutauschen!

Es war der Abschluß einer Epoche, einer großen, ins innerste Leben greifenden Geschichtsepoche, in der Begriffe wie Heimat, Vaterland, Autorität, Gottesfurcht, Sitte, Ehrerbietung und Redlichkeit einfach zum Leben gehörten. Wir wollen nicht abwägen, welche Zeit erfüllter war von großen Werten dieser Art, die

vergangene unter unseren Kaisern oder die jetzige Demokratie. Sie sind beide zeitbedingt und schicksalhaft. Aber ich meine, mit einem Federstrich voller Kritik sollte man die Jahre von 1914 bis 1933 nicht abtun, auch nicht Kaiser Wilhelm II. Als ich 1898 in England war, sagte mir der — stark im politischen Leben stehende — Vater meiner Miß Benke aus dem P.F.H.: "Ihr Deutschen kritisiert euren Kaiser als Reisekaiser und auslandswütig. Seid doch froh, daß ihr einen jungen Kaiser habt, der es wagt, etwas zu unternehmen. Wir Engländer haben ein altes Weib, unter dem alles stagniert."

Wer die Zeit um 1918 miterlebt hat, mußte spüren, wie dieser schaffensfrohe Kaiser an der Selbstbescheidung trug, die er sich in Achtung vor den Leistungen der beiden großen Feldherren Hindenburg und Ludendorff auferlegen mußte.

Eine Diktatur hatte er strikt abgelehnt. Aus den Aufzeichnungen seiner Tochter, Herzogin Viktoria Luise ("Ein Leben als Tochter des Kaisers") wissen wir jetzt seine Worte beim Empfang der damals neuernannten Regierung in Schloß Bellevue am 21. Oktober 1918:

"Mit dem Erlaß vom 30. September habe ich den entscheidenden Schritt getan, der das deutsche Volk in neue Verfassungszustände hinüberführt und in einer Reihe von Kundgebungen meinen Entschluß bekräftigt, daß der neuen Zeit eine neue Ordnung entsprechen soll.

In umfassender Weise soll das deutsche Volk berufen sein, an der Gestaltung seiner Geschicke mitzuwirken ..."

Im Juni 1918 hatte ich im Tagebuch geschrieben:

"Daß der Kaiser, wie man jetzt munkelt, feige sein Heer verlassen hat, glaube ich nie und nimmer! Da müssen andere Machenschaften dahinter stecken!"

Ich war übrigens nicht die einzige, die sich eine Flucht des Kaisers nicht vorstellen konnte. Eine vergilbte, kleine Broschüre (wieder so eine kleine "technische Hilfe" aus meiner Sammlung) trägt die Überschrift: "Der Wahrheit die Ehre." Stenogramm eines Vortrags des Oberstleutnants a.D. Detlev von Moltke am 10. März 1920 (in der Ortsgruppe Berlin des Verbandes national gesinnter Soldaten e.V.). Er spricht von den letzten Tagen seines kaiserlichen Herrn im großen Hauptquartier vor seiner Abdankung und seinem Übertritt auf holländisches Gebiet. Er berichtet — nach all dem Hin und Her um das Friedensangebot zwischen Hindenburg, Ludendorff, Kanzler und Kaiser:

"Der damalige Minister Dr. Drews ist beim Kaiser, um ihm die Abdankung nahezu legen. Die wörtliche Antwort des Kaisers: "Was — Sie als preußischer

Beamter treten mit einem solchen Ansinnen vor mich herein? Ich werde Ihnen sagen, wie dann das Chaos aussieht:

Also: Ich trete ab — Umgehend stürzen sämtliche Dynastien Deutschlands. Das Heer hat keinen Führer. Die Front löst sich auf und flutet über den Rhein zurück. Die Ungetreuen im Lande rotten sich zusammen, sengend, mordend, plündernd, und die Feinde helfen dabei mit! —

Ich denke gar nicht daran abzudanken! Der König von Preußen darf Deutschland nicht untreu werden und in dieser Stunde am allerwenigsten! Ich habe meinen Eid geschworen und werde ihn halten."

Ist nicht fast alles so eingetroffen?

Moltke schließt mit den Worten: "Noch stehen die Eckpfeiler unseres Volkes: Das sind der deutsche Geist und die deutsche Treue!"

Liegt in den — für heutige Begriffe etwas hochtrabenden Worten von "deutscher Treue" — etwas von dem unbestechlichen Gefühl, ideale Werte einer vergangenen Zeitepoche erhalten zu wollen? Vaterland — Ehrfurcht — Autorität — alles Worte, von denen man heute nicht mehr viel wissen will. Sie haben zwar nichts zu tun mit Kaisertum, Demokratie, aber daß man einem Kaiser, Kanzler, Bürgermeister oder wer es sei — unter dessen Regierung man friedlich und zufrieden, wenn auch mal schimpfend — aber immerhin friedlich leben dürfen, in Notzeiten keine feige Flucht zutraut — oder nachsagen lassen will — das, meine ich, ist ein Stückchen "deutscher Treue" und "deutschen Geistes", wie wir sie eh und je gelernt und besungen haben. Bis sie wieder an Wert gewinnen, müssen wir halt noch warten, und vielleicht wie der alte Barbarossa, der Kaiser Friedrich, verzaubert noch 100 Jahre weiter schlafen, — sofern die heutige Zeit uns schlafen läßt!

Die Raben aus der Sage? - Ich habe wohl nicht richtig aufgepaßt bei Fräulein Zenkers Erklärung: sind mit den "Raben" die Widerstände gemeint gegen alles und jedes? Sind sie die negativen Elemente, die da fliegen?

Treue aber ist positiv, und nur Positives hilft ja zum Aufstieg. Es gibt wohl noch einige Glockentürme, von denen die Melodie beim Glockenschlag um 12 Uhr erklingt: "Üb immer Treu und Redlichkeit ..."

Volk in Ohnmacht (1919) — Der Versailler Vertrag

Schluß nun mit all dem Denken und all dem Krakehlen: Eine weise Bestimmung zog mir für Wochen und Monate einen Vorhang vor die politisch so erschütterte Welt: eine plötzliche Fehlgeburt.

Armer Mann: zu all der Mühsal, sich als nunmehr Heimgekehrter auf dem Statistischen Amt einzuarbeiten — wozu oftmals ein Fußmarsch zur Lindenstraße am Halleschen Tor gehörte, wenn U-Bahn und Straßenbahnen streikten — nun noch die Sorge um mein Leben!

Als rettender Engel erschien Tante Gustel, beladen mit liebevoll gespendeten Lebensmitteln unserer Kensauer Dorfleutchen!

Die Revolutionsunruhen, die Spartakisten-Verwüstungen, Umtriebe, Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, Konrads ständige Lebensgefahr bei den täglichen Gängen aufs Amt, das ganze Elend der inneren Wirren — nur meine Ahnungen drangen durch. Zu sagen wagte mir niemand etwas in meinem Zustand. Ja, selbst der Geburtstag von Konrad am 19. Februar — es war sein 50. — wurde mir unterschlagen!

Aber, was leben bleiben soll, das bleibt halt leben! Der zu dem guten Doktor Skutsch noch hinzugezogene Professor Zinn, der mir später bei einem Schlußbesuch so eindringlich sagte, niemals mehr dürfe ich so drauflos wirtschaften, mein Herz könne nur noch mit großer Schonung gebraucht werden — diese vorsichtige, wissenschaftliche Größe würde staunen, was dieses ramponierte Herz noch alles hat aushalten müssen — und können in den immerhin mehr als 50 Jahren, die ich danach noch lebte!

Trotz aller Warnungen fuhr ich im Juni getrost mit Liselotte, Bärbel und Schwester Helene nach Westpreußen. Die letzten Zuckungen des Todeskampfes der Monarchie erlebten wir nun dort.

Aus dem Tagebuch:

... wir werden uns doch von der Entente nicht unsere Sommerreise vorschreiben lassen! Kommt nur, ihr Polen, hier sitzen Eisenköpfe!"

14. Juni 1919:

Mir ist, als warte der Lenker der Geschichte, während er die Ereignisse rollen läßt, von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde, ob nicht einer seiner vielen, doch so gescheiten Menschenkinder den Kopf hebt — und wenn er geschlagen wird, ihn

noch höher hebt. Daß er — das Dämonische dieses Wirrwarrs erkennend und seinem eigenen Gefühl vertrauend — Verbote und Formeln stolz überrennt, sich vor niemandem duckt und mit tapferen Händen in die verglimmende Glut hineinfährt, zuversichtlich glaubend, ein neues Feuer anfachen zu können!

Gott wartet, ob einer das tut — denn dann würde er helfen können. Helfen kann er nicht, wenn man sagt: "S ist ja doch Asche!"

Ich kann und kann die flaue Luft nicht vertragen, wie z.B. Emma⁴⁷ gestern abend sagte: "es bleibt uns ja nichts übrig!"

Nach solchen Gesprächen tauche ich manchmal in Fritz Reuters "Franzosenid" unter, wie in ein erfrischendes Bad.

20. Juni 1919

Bei meinem letzten Besuch hatte unser alter Marquard gesagt: "Und wenn wir gar nichts wissen — das eine wissen wir: Gott wird helfen!", und mit seiner nervigen Faust auf den Tisch schlagend: "Gott muß helfen!" Wie würde ich ihn diesmal treffen, wo alles umsonst schien und Westpreußen zu Polen gekommen war?

Sie kamen von der Rapsernte.

"Jetzt müssen wir so lange in Öl machen" sagte er mit grimmigem Lachen, mir die Hand schüttelnd, "bis wir uns polnisch fühlen. Deutsch geboren und polnisch sterben? Lieber geb' ich alles auf und zieh dahin, wo's deutsch ist. Aber ausreißen?"

Er schmiß die Mütze auf den Stuhl, so heftig, daß Klein-Wilhelm erschrocken zur Mutter lief. Seine weißen Haare leuchteten förmlich und seine Augen blitzten, als er dann loswetterte: "Wie konnte es nur so kommen, wie's kam? Es muß doch etwas gefehlt haben in Deutschland!"

Dann, nach einer Pause, als sah er nach innen: "Das ist's: Furcht haben sie! Vor allem möglichen haben sie Furcht — der Kaiser vorm Volk, die Regierung vorm Ausland und wir, sind wir nicht nur verraten, weil eine Partei Furcht vor der anderen 'tat? Warum verkauft der P. so schmachvoll schnell an die Polen? Aus Furcht! Und der K. hält seine Meinung zurück und paktiert — aus Furcht! — Die Trine — Furcht hat sie, ausgelacht zu werden, und vertanzte Gesundheit und Ehre! — Und der Kriegerverein — ha — verschenkt seine Fahne aus Furcht vor Krawallen. Dabei ist's doch sein gutes Recht, sie zu behalten!

Furcht vor allem und jedem. Und der Mensch ist doch aufrecht gemacht und nicht kriechend.

⁴⁷ Schwester der Autorin

Nun liegen wir danieder — nun soll Gott helfen! Wie kann er denn helfen, wenn niemand mehr Ehrfurcht hat vor ihm, sondern Furcht vor den Menschen? — Nur mit den Mutigen ist Gott. Eh es nicht wieder heißt: Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt! eher wird es nicht besser!" Er stapfte in höchster Erregung durch die kleine Stube. Viel mehr noch war's was er da rauswarf — und — hatte er nicht recht?

Nun, das jedenfalls war nicht "flaue Luft!"

23. Juni 1919

Ich kann und kann mir nicht denken, daß es Deutsche gibt, die diese schmachvollen Friedensbedingungen unterzeichnen! Überall ist doch — trotz der Niederlage — der eiserne Wille und die geballte Faust. Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.

Zu einem "Knechtstaat" wollen sie uns da auf der Pariser Friedenskonferenz doch nicht machen? — Aber warum haben sie denn keine deutsche Vertretung zugelassen? Von Polen sind sogar zwei da!

Nun geht dieser Tage ein Zittern durch's ganze Deutsche Reich: Wie wird's? Und hier durch ganz Westpreußen zittert's: Werden wir polnisch? Unterschreiben sie den Versailler Vertrag, werden wir polnisch!

Gibt's dann Kampf? — Ja!

24. Juni 1919

"Ja", hieß es noch gestern unter den Offizieren in Tuchel. "Das Reich unterstützt uns."

Heute schon heißt es: "Das Reich läßt uns im Stich — wir müssen uns ergeben!" Bis zur Siedehitze sind die Soldaten und Offiziere entflammt: es wurde ihnen freigestellt zu gehen, aber sie blieben geschlossen hinter ihren Führern. Also, General von Below — nun los gegen den Verrat!⁴⁸

Der General reicht sein eben erhaltenes Telegramm her: "Entlassen!" Also — Westpreußen polnisch!

Durch den Feind? O, nein, durch unsere "Regierung" (!) hinter die wir uns ja — bittschön — stellen sollen, damit niemand von hinten sehen kann, wohin

⁴⁸ General Otto v. Below war Mitglied des Alldeutschen Verbands und der Deutschnationalen Volkspartei. Er betätigte sich in den Vaterländischen Verbänden Norddeutschlands, denen er zeitweilig vorstand, und war bis 1923 in mehrere Putschpläne gegen die Republik involviert. Zu dieser Zeit (und diesem politischen Standort) vergleiche auch von Heinrich Hauser (1901-1955): KAMPF. GESCHICHTE EINER JUGEND (1934; Neuausgabe mit Nachwort: Berlin 2014: A+C)

Deutschland gebracht worden ist. So verpufft also auch hier das schöne Feuer und alles duckt sich — wirklich alles?

25. Juni 1919

Die deutsche Marine hat in Empörung über die Unterzeichnung des Vertrages die ganzen deutschen Schiffe, die in England interniert waren, versenkt! Bravo!

Männer, Männer her, die etwas wagen, etwas, das Deutschlands Ehre wieder hochreißt! Wage es einer, die Tat der Marine als "Unvernunft" abzutun, und wenn's der Erhabenste wäre: eine Ohrfeige ist die einzige Antwort. Und wenn er mir entgegenträte — dem gewiß!

Ja, so habe ich losgeballert in meinem Tagebuch damals! Junge, Junge, da kann ich ja nie mehr etwas sagen über euer Ballern gegen heutige Gesellschaftsform und Regierung!

18. Juni 1919

Ja, was hilft all das ohnmächtige Trampeln? Man geht umher, als ob im Hause eine schwere Krankheit wäre. Man weiß nur — und es ist gut, daß man's weiß: Der Ausgang steht nicht allein in Clemenceaus, Wilsons, Lloyd Georges und Orlandos Händen! Und zweitens: die Natur des Kranken ist gut! Was Krankes kann wieder gesunden. Aber soviel ist mir doch klar geworden: Wenn eine Nation das fertigbringt, solch einen schmachvollen Friedensvertrag zu unterschreiben oder vielmehr, sich gefallen läßt, daß Schurken uns zwingen, ihn zu unterschreiben, — dann ist sie noch nicht reif für etwas Besseres und muß noch durch viel Drangsal hindurch, denn "Frieden" kann es dadurch nicht geben, wenigstens nicht mit Polen!

Der Riß ging ja nicht nur durch das Land Westpreußen, sondern er ging auch durch die Familien: Wer optiert für Polen? Wer bleibt in seiner Heimat? "Deutsch geboren und polnisch sterben?!" hatte der Marquardt gefragt. "Unmöglich!" sagte er jetzt und verließ Haus und Hof. "Haus und Hof und Heimat aufgeben? Unmöglich!" sagten Krämers, ließen die Söhne nach Deutschland ziehen und blieben.

Der alte Prill, Vogt von Festnitz, zog ins Armenhaus und hält noch jetzt seine einstige Herrschaft mit Briefen und rührseligen Gedichten von der "weinenden Mauer des uralten Familienfriedhofs in Bruchau" oder der "trauernden Silberpappel" inmitten abgehauener Bäume im Kensauer Park auf dem laufenden. Als in der Berliner Politik die Frage entstand: "Wer unterschreibt?" lehnten Scheidemann und Brockdorf-Rantzau es ab. Ein "Hermann Müller" und ein

"Hanns Bell"⁴⁹ unterschrieben für Deutschland — und das im Spiegelsaal von Versailles, wo einst das deutsche Reich aus der Taufe gehoben worden war. Da durfte man doch wohl wettern, im Gedanken an eine immerhin noch bestehende Möglichkeit, durch weitblickende Männer eine Demokratie (auch unter einem Hohenzollern) erhalten zu können, wie sie ja jetzt noch in England besteht, wo die Queen alles tut, um den Kronprinzen demokratisch zu erziehen.

Was man damals gehaßt und damals geliebt, wie man sich durch Presse und Veröffentlichungen — enthusiastisch oder empört — berieseln ließ, das alles ist vorbeigegangen wie eine Gewitterwolke, und die Namen derer, die da bekämpft oder bejubelt wurden — wer kennt sie noch?

Die Folgen des Versailler Vertrages aber — die kennt und erlebt man noch heute: war er nicht das Samenkorn für das Heraufkommen des Nationalsozialismus und des 2. Weltkrieges — war er nicht Gefährdung für ganz Europa? Der Samen ist ganz hübsch aufgegangen, und an den Früchten — knabbern wir daran nicht jetzt noch? Über ein halbes Jahrhundert später?

Muß man das "Trampeln" und "Ballern" einer westpreußischen Großmutter im heutigen Zeitalter der Demonstrationen nicht eigentlich gelten lassen — wenn es natürlich auch nichts helfen konnte? Was konnte überhaupt helfen? Verzagtheit doch erst recht nicht!

1919 nach Berlin zurückgekehrt, sah man Verzagtheit und Resignation auf Schritt und Tritt — mit ganz wenigen Ausnahmen.

Klagen, klagen — nichts als klagen!

schrieb ich im Oktober 1919 verzweifelt in mein Tagebuch.

Liegt in dem Nichtloskommen von dem Druck, der auf uns liegt (und in dem man sich als "vaterlandsliebend" fast gefällt) nicht ein starker Egoismus?

9. Oktober 1919

Heute bei Krenzlins zum Bibellesen.

Wie die Menschen jetzt suchen, Gott zu verstehen!

Ich kann mir aber wirklich keinen politischen Gott vorstellen, wie sie ihn mir anhand der Bibel beweisen wollen! Sollte Gott ein Volk bevorzugen — so meine ich — dann nur darum, daß er es zur Entstehung seines Bereiches gebrauchen kann. Dazu braucht's wohl mehr als Seufzen, dazu heißt's: Hände rühren und Hände falten!

⁴⁹ Der Abgeordnete Johannes Bell (Zentrum) war als stellvertretender Vorsitzender des dritten Untersuchungsausschusses (Völkerrechtsverletzungen) des Reichstages Herausgeber des Berichts *Völkerrecht im Weltkrieg (1914–1918)*. Hermann Müller (SPD) war 1919/20 Reichsaußenminister.

Einem auf der Straße gefallenem Unglücklichen kann man vielleicht auch nicht helfen, ganz bestimmt jedenfalls nicht, wenn man voll Mitleid an ihm vorüber und seiner Wege geht!

10. Oktober 1919

"Haß sollte man säen, um die Schmach zu sühnen!" sagte Frau Gelfert, mit der ich gestern in der Nähstunde der Frauenhilfe hart aneinander kam.

Ach, Deutschland, steht es so um uns, so bleibst du lange liegen. Du mein armes, zerrissenes Vaterland: krank bist du. Ich kann dich nicht verurteilen. Ich kann dir vielleicht auch nicht helfen — ich kann dich nur lieben. Stolz und froh, daß ich dich lieben darf. —

Du warst so schön — du standest so hoch: Glaube an deinen Gott! Nicht er hat dich verlassen — du warst es, und darum mußte alles so kommen, wie es kam. — Und es wird weiter so kommen, wie es kommen muß. Vom Jammer der Menschheit erfaßt — auf Haßgefühle gegen die Urheber sinnen, dabei erstarkt du gewiß nicht! Was man liebt, verteidigt man auch gegen jeden Übergriff auf Ehre, Sitte, Hab und Gut.

Wenn es nottut — auch im heiligen Zorn! Aber erst muß man lieben können, um hassen zu dürfen.

Zu solcher Vaterlandsliebe möchte ich meine Kinder erziehen. Allerdings, erst müssen sie sich wieder ein Vaterland erwerben. Gibt es auch im Augenblick keins mehr — es wird es einst wiedergeben. Einer den anderen verstehen lernen sollte heute heiligste Aufgabe sein.

Jesus redete nicht über die Menschen, nein, er verwies das Reden über sie. Aber — er ging zu ihnen, handelte an ihnen und suchte sie zu verstehen. Er suchte sie frei zu machen und froh und stark, das Leben zu ertragen, wie es auch sei. Er lebte das Leid mit ihnen, und er lebte die Freude mit ihnen und das tat er über seinen eigenen tiefen Schmerz um sein Volk hinweg.

Der Kapp-Putsch (1920)

8. März 1920

Eine schüchterne, aber doch helle Freude guckte aus dem Herzenswinkel hervor, als es vor drei Tagen hieß: "Durchs Brandenburger Tor ziehen Tausende von Soldaten mit schwarz-weiß-roten Fahnen!"

Unter Führung von General Kapp — General-Landschaftsdirektor von Ostpreußen — versuchten sie, mit von Lüttwitz im Bunde, die unfähige SPD-Regierung Ebert-Scheidemann-Erzberger zu stürzen und stellten Bedingungen, wie Neuwahlen, Fachminister, usw.. Kapp übernahm die Reichskanzlergeschäfte, General von Lüttwitz die militärische Leitung.

Die nationale Stimmung schlug mächtige Wellen: Wenn das die Männer wären, die über den Parteien ständen! Mut hatten sie, für ihre Überzeugung einzustehen. Ist die Frucht noch nicht reif? Sind sie politische Hitzköpfe?

Man kann nur mit dem Schriftgelehrten Gamaliel aus der Apostelgeschichte sagen: "Ist das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnt ihr's nicht dämpfen."

Es ist erstmal untergegangen — unter dem Ansturm von links — dem revolutionären Generalstreik. Mit dem Umsturz zusammen gab es den reinen Bürgerkrieg. Staub, Schmach, Not und Tod sind die vorläufigen Folgen, aber Untergang?

Können wir jetzt schon sehen, ob nicht doch schon im kleinsten Keim verborgen das liegt, was zur Zukunft führt? Schon das Aufgerütteltsein aus Lauheit und Halbheit, das "sich stellen müssen", das etwas wagen können — — Nein, nein, das darf ich nicht aussprechen, noch nicht! Dazu ist der heraufbeschworene Schaden zu groß!

Aber das eine darf und muß ich sagen: daß dieser heraufbeschworene Schaden, die Not, lichtlos, wasserlos, gaslos, brotlos, kohlenlos zu sein, unter der jetzt alles stöhnt, mir immer wieder fast "belanglos" erscheinen will gegen das Eine: "mutlos — und gottlos"!

Und hilft diese Zeit auch nur einer kleinen Menge, auch nur wenigen Einzelnen — ist damit nicht der ewigen Menschheitsgeschichte mehr gedient, als mit Resignation?

18. März 1920

Bei einem Lichtstummel — in Ermangelung eines Leuchters in einer Kartoffel steckend — 12 Uhr nachts:

Hellmut habe ich eben aus bleischwerem Schlaf zu seinem Dienst bei der Bürgerwehr — von 12 bis 7 Uhr — geweckt. Könnt ich doch dem immer hungrigen Jungen so viel Brot wie Liebe mitgeben! Aber das Brot ist knapp — wer weiß, ob es morgen was gibt!

Ich trat mit ihm noch vor die Tür unter den Sternenhimmel: Ist der immer so klar und leuchtend wie heute, wo alle Laternen aus sind? Er ruft auf zur Zuversicht: man kann im Dunkel stehen und dennoch vom Licht wissen. Daran muß man festhalten, daß das Volk zur rechten Stunde nur des rechten Führers bedarf, um wieder das zu sein, was es sein will und sein kann.

Wenn jeder von uns Volk und Vaterland liebenden Menschen nicht am Einzelnen vorbei zur "Masse" liefe, ich glaube, es würde besser gehen mit dem Helfen!

Darum, ach darum bitte, nennt die Masse und den Pöbel nicht das "Volk"! Die Masse ist jetzt erbost und erbittert, rast tobt und schreit: "Ja, ja!" die ist nicht unser Volk.

Dies war die Atmosphäre, die dem Sehnen nach einem Führer entgegenkam und dem Hitlerreich die Wege bahnte. Schiffer, Wirklicher Geheimrat und Kabinettsmitglied, ein sehr guter Bekannter von Konrad (dessen Gesicht immer bedenklicher und sorgenvoller wurde), konnte Kapp vor dem Hochverratsprozeß bewahren und er entkam nach Stockholm.⁵⁰

20. März 1920

Heute mußte ich mit Hildegard den Paß vom Landratsamt holen. Meister, der im Dienstauto vom Ministerium geholt wurde, nahm uns vom Rüdeshheimer Platz aus mit.

Wir fuhren vorbei an erregten Menschenmengen, die das in den stillen, verkehrslosen Straßen einzig noch fahrende Auto anhalten wollten. Wieder ist es die "Masse", nicht das "Volk"! Das Volk will Ruhe und Arbeit: jeder Einzelne auf

⁵⁰ Nachdem Kapp nach Schweden geflohen war, wurde er dort verhaftet und nach Deutschland überstellt. Im Frühjahr 1922 stellte Kapp sich in Erwartung eines Hochverratsprozesses dem Reichsgericht in Leipzig. Bei einer ärztlichen Untersuchung wurde eine Krebskrankung am Auge festgestellt. Er starb nach der Operation am 12. Juni 1922. (Wikipedia)

Eugen Schiffer (1860-1954) war 1919-1921 Reichsjustizminister. Sein Lebenslauf ist nicht uninteressant: https://de.wikipedia.org/wiki/Eugen_Schiffer

der Behörde, im Amt, in den Läden ist ja so verständig — wie kann die Masse so bedrohlich sein?

Auf dem Landratsamt in der Viktoriastraße am Potsdamer Platz müssen wir zwei Stunden warten: der Herr, der die Pässe eingeschlossen hatte, käme aus Potsdam nicht durch.

Auf dem Nachhauseweg flogen uns Zettel um die Köpfe: beruhigende, aufreizende, judenhetzerische, aufklärende — jeder haschte danach. Man wußte ja so wenig. Es gab seit Tagen keinen Verkehr, keine Zeitung, und das Telefon war gesperrt. Die meisten Menschen waren abwartend resigniert, vielen stand die Sorge im Gesicht, anderen die Angst, manchem ein bedrohliches Feuer aber — Zuversicht?: Das war wohl auch zuviel verlangt.

Einer prophezeite: "Diese Woche haben sie noch Lebensmittel, aber in der nächsten? Da geht das Plündern los! Die Kappgenossen baumeln sie alle aufs!" Dann gab es ein Extrablatt: "Die alte Regierung ist wieder am Ruder! — Streik beendet!"

22. März 1920

O nein, so schnell war der Streik nicht beendet!

Wir mußten noch oft tapfer zu Fuß zwei Stunden von und nach Berlin gehen, wie nun Konrad schon fast eine Woche lang zu seinem Statistischen Landesamt.

Heute war ich in Steglitz zum Lebensmitteleinkauf. Ein Trupp Soldaten zog gerade am Rathaus vorüber, das immer noch abgesperrt ist. "Meineidige!" schimpften die umstehenden Menschen. Die Bürgerwehr war im Rathaus eingeschlossen. Es wurde verlangt, daß sie unbewaffnet herauskäme. In Schöneberg dasselbe.

18 von 46 sind lebendig davongekommen, die anderen teils als Leichen aus der Spree geborgen oder noch vermißt. Der Sohn von Pfarrer Kleine in Friedenau ist erschlagen. Offiziere wurden in Massen erschossen! — —

Ein ohnmächtiges Volk in Not!

Über all dem Niedergang und Umsturz war wohl die Staatsform geändert, nicht aber das tiefe, nationale Bewußtsein. Bismarcks Besorgnis bei seinem Rücktritt, daß trotz besten Willens eine Fahrt auf falschem Gebiet erfolgen könne, auf der es keine Umkehr vor der Katastrophe mehr geben könne, traf ja dann ein, als die Katastrophe nach 1945 zur Auflösung des Reiches und schließlich zur Bildung zweier deutscher Staaten führte.

Odyssee

1920 fahre ich — noch ohne Paßschwierigkeiten — mal wieder für ein paar Ferientage nach Kensau.

Nanu? — Niemand zur Abholung auf dem Bahnsteig? Aus dem braven Pubanz war auf der ganzen dreiviertelstündigen Wagenfahrt nichts rauszukriegen. Aber daß er so ungewohnt Roscha und Kosack zur Eile anpeitschte, machte mir eine gewisse Unruhe.

Was — auf der Treppe auch niemand zum Willkomm? Das gab es ja noch nie!

"Was ist los, Möllenhof? " rufe ich.

"Was Schlimmes, Frau Erna. Sie sind alle in Festnitz (auf Walters Gut). Unseren jungen Herrn haben sie verhaftet."

"Warum denn?"

Er ganz verstört: "Da fragen Sie mich zuviel. Das weiß kein einer nicht."

Walter — 1914 als Hauptmann der Reserve in der Schlacht bei Tannenberg verwundet — jetzt Rechtsanwalt in der Kreisstadt Tuchel — hatte sich nach der Übernahme Westpreußens durch die Polen mit aller Kraft für die deutschen Belange eingesetzt. Das war Grund genug, in dieser ersten Zeit der Unruhe, ihn zu verdächtigen. Nach einer Haussuchung, in der sie aber keine versteckten Waffen fanden, wurden andere Beweise gesammelt: Im Papierkorb eine veraltete Rechnung aus einem Offizierskasino und — noch gefährlicher (!) — ein Glückwunsch-Telegramm unseres "Zenkerchens" zur Geburt des 3. Kindes Eberhard: "Es lebe Nr. 3 — daneben 1 und 2". Damit wären doch sicherlich Maschinengewehrteile gemeint! — Nach einem Ritt — vom Felde kommend — wurde Walter vor seinem Haus verhaftet. Sein achtjähriges, dem Vater zulaufendes Töchterchen Irmgard wurde durch die schroffe Zurückweisung erheblich verletzt.

Alles war nun in Aufruhr. Der Herr von der deutschen Vereinigung kehrte nach drei Tagen intensiver Suche unverrichteter Dinge zurück.

Also sage ich: "Wir müssen fahren! Du, Gretel, als zwangsmäßig gewordene Polin, ich als Reichsdeutsche mit Paß von Gustel: *blond, blauäugig* — egal — mag uns unser Reiseengel führen!"

"Du mit deinem Reiseengel!" schnaufte Gretel wütend, aber sie kam mit nach Graudenz, wo ein erster Hoffnungsstrahl uns weiter nach Thorn wies: Herr Schwintzer von der deutschen Vereinigung hatte erfahren, Walter sei dort in einem Friseurladen gesehen worden. Also, auf nach Thorn, wo aber niemand

irgend etwas wußte. Ratlos irren wir drei — Herr Schwintzer war mit — jeder für sich, durch die fremden Straßen.

Da — an einer Ecke seh ich einen Trupp Zivilisten verschiedenen Alters, vorn und hinten eine bewaffnete Wache. Tatsächlich — Walter ist dabei! Ich will ihn freudig begrüßen, er aber wehrt erschrocken ab, flüstert mir nur noch zu, daß sie zur Vernehmung ins Rathaus geführt würden.

Hin zum Rathaus — fragen, warten — warten, fragen.

Auf dem Hof draußen treffe ich einen Mann mit einem Schlüsselbund. Ist er Deutscher oder Pole? Egal, ich frage, ob er von den eben eingelieferten Zivilgefangenen etwas wisse. Wortlos winkt er mir, ihm zu folgen. In dem langen Korridor schließt er eine Zelle auf, sagt warnend: "Eine Stunde, dann kommt polnische Ablösung!", schiebt mich rein und schließt ab. Ein dunkler Raum, vergitterte Fenster — und ein Haufen Menschen, denen ich wie ein Engel vom Himmel erschien.

Schnell — schnell konnten sie mir nun alle Adressen geben, um die Angehörigen zu benachrichtigen, denn alle waren sie vom Fleck weg verhaftet worden: ein Lehrer aus der Schulstube, ein Bauer vom Felde, ein alter Pfarrer aus dem Bett heraus — alle aus nichtigen oder gar keinen Gründen.

Es war eine Aktion, um auf alle übrigen Deutschen in der Provinz einen Druck auszuüben, damit möglichst viele optierten oder hinausgingen.⁵¹ Für Walter aber, wie für die meisten, wäre das Optieren ein Verrat gewesen, besonders, wenn dabei Grund und Boden aufgegeben werden mußte.

Schnell kaufte ich ihnen noch in der Nähe Block und Bleistift, Klo-Papier (!), Zeitung und Zigarren — dann war auch die Stunde um.

Wie nun weiter —?

Der nächsthöhere Beamte konnte nichts weiter tun als den Gefangenen etwas Lesestoff zu vermitteln.

Die Wojwodschaft wurde um 1 Uhr geschlossen — jetzt war es wenige Minuten vor eins. Aussichtslos bei dem langen Weg dorthin? Herr Schwintzer wollte aufgeben, er fürchtete auch Verhaftung. Aber ich blieb fest. Wir gingen. Der zuständige Herr sei nach 1 Uhr nicht zu sprechen (Daumenzeig nach einer Tür), teilte die Sekretärin mit. Trotzdem klopfte ich an die von ihr angedeutete Tür. Der Herr trat heraus — in Hut und Mantel. Höflich, wie die Polen dem weiblichen Geschlecht gegenüber sind, hörte er sich alles an: den Aufruhr der Landbevölkerung, die Geheimhaltung, die Unterbringung (auch den Eimer in der

⁵¹ Vgl. auch analoge Umstände in dem aufgrund des Versailler Vertrages Litauen angegliederten Memelland, vgl. in Christa Anita Brück: DER RICHTER VON MEMEL (Berlin 1933; Neuausgabe bei A+C vorgesehen)

Ecke erwähnte ich) und ich schloß mit der festen Überzeugung, daß dies alles der polnischen Leitung bestimmt nicht recht wäre, wir nun aber — fester Händedruck — bei ihm alles in den besten Händen wüßten.

Er fragte nur noch: "Sind Sie Reichsdeutsche?"

"Ja."

"Sind Sie verwandt mit dem früheren Landeshauptmann Hugo Wehr in Danzig?"

"Ja, das war mein Onkel,"

"Also, Sie wollen eine Vernehmung der Inhaftierten?"

"Ja, weiter nichts."

Drei Tage nach dieser Robinsonade war Walter frei, die anderen erst nach Monaten. Der alte Pfarrer war gestorben.

Diese erste Reaktion der Polen auf die veränderten Zustände hatte noch ein Nachspiel von Seiten der Deutschen, von dem ich aber nichts Genaues mehr weiß.

Erste Korridornöte

Auf Wunsch der Zeitschrift "Westpreußen" schrieb Schwester Gretel später — 1933 — folgenden Bericht, der ein Bild dieser ersten und auch späteren Korridorzeit gibt.

"Als wir sozusagen über Nacht von unserem Vaterlande Deutschland abgetan wurden und plötzlich einem anderen Staate angehörten, wußten wir erst gar nicht, was das alles bedeutete. Der Grenzschutz war morgens abgerückt. Zum Abschiedsfest tags zuvor waren wir noch selber in Konitz gewesen und als wir zurückkehrten, stand die polnische Soldateska vor der Tür.

Wir verstanden kein Wort polnisch. Zunächst kam man ja bei den Behörden, Post und Bahn noch gut durch, weil ja alles deutsch sprach. Aber bald wurde die Schraube fester gezogen: sie zuckten die Achseln, als ob sie nichts verstünden, und legten bei Telephongesprächen den Hörer auf, sobald sie deutsche Worte hörten.

Die Grenzen waren schwer bewacht, und doch wieder nicht so streng, daß man nicht unverhofft bei einem Spaziergang doch mal in Deutschland landete und dann bei der Zollstation sehr unangenehme Stunden verbringen mußte. Die Paßgebühr sprang von 100 auf 200, dann auf 500 zloty. Theoretisch gab es für Studienzwecke billigere Pässe, sie zu erhalten war

aber mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, daß nach einem Vierteljahr Warten meist doch die volle Gebühr gezahlt werden mußte.

Die Zollgebühren an der Grenze waren unberechenbar, weil keiner wußte, was eigentlich verzollt werden mußte. Irgend etwas aber mußte es sein, und wenn es eine Rolle Blumendraht oder eine Flasche Salusöl, Kamillentee oder Hundewaschpulver war.

Was soll aus unserer Jugend werden?

Ausbildungsmöglichkeiten waren nicht vorhanden; lernten sie in einem polnischen Betrieb mit vieler Mühe mal etwas und kehrten ins Elternhaus zurück, dann hatten sie zu fast keinem Beruf Zutritt.

Es konnte vorkommen, daß einem Barbier, der einen deutschen Gehilfen nahm, einfach der Betrieb geschlossen wurde. "Werde polnisch" — wurde dann gelockt (also auch katholisch) — "dann kannst du bleiben." Ist es ein Wunder, daß das oft genug geschah? Umso mehr, da unsere Kirchen schon fast alle ohne Pfarrer waren: im ganzen Kreis von sechs Kirchengemeinden gab es nur noch einen Pfarrer, 64 Jahre alt.

Jetzt — 1925 — war der Zeitpunkt erreicht, wo in den meisten Dorfschulen die vorgesehene Zahl für eine Minderheitenschule von 40 Kindern nicht mehr erreicht wurde. So sind in unserem Kreis Tuchel alle deutschen Klassen eingegangen, und nur noch polnischer Unterricht wurde erteilt.

Wir haben daraufhin die immerhin noch 36 Kinder in unserem Haus gesammelt und ihnen die deutsche Sprache zu erhalten versucht. Sehr oft bekamen wir Besuch von der Polizei, die sich erkundigen wollte meist noch liebenswürdig — was wir mit den Kindern hier machten.

Nun: "Wir üben Lieder und Gebete zum Kindergottesdienst" oder zu irgendeinem bevorstehenden Fest — was ja dann auch stattfinden mußte, als berechtigter Hintergrund zum Besuch der Kinder.

Es gehörte schon viel dazu, den Bitten der deutschen Eltern um Deutschunterricht nachzugeben, und wenn auch alles mehr oder weniger geheim geschehen mußte: eine Feindschaft zwischen Polen und Deutschen war eigentlich nicht zu spüren. Dazu hatten wir zu lange miteinander gelebt. Auch die gemeinsamen, fröhlichen Volkstänze auf dem Rasen vor dem Gutshaus hatten ja stets zur Verbrüderung geholfen."

Soweit Gretels Bericht.

1914 war Gretel Rote-Kreuz-Schwester geworden, jetzt verarztete sie im Dorf Deutsche und Polen und machte die verwegenen Kuren. So hat sie einem kleinen polnischen Jungen, der in eine Maschine geraten war, den gerade noch baumelnden Arm einfach mit einer Schere amputiert. Der Junge blieb am Leben — der Arm wurde feierlich begraben und Gretel als Lebensretterin geehrt. Unsere kleinen Polenkinder von einst lernten nun nicht mehr deutsch — die deutschen

Kindern mußten polnisch lernen — weh — o weh: wenn sie mit ihren unter der Schürze versteckten Deutschheften vom oder zum Deutschunterricht bei Gustel dem Postrunnek⁵² begegneten!!!

Auch für die heiratsfähige Jugend war es schwer.

Deutsche Männer zum Heiraten gab es genug, aber allmählich hatte der größte Teil für Deutschland optiert und war fort. Viele Mädchen wollten aber nicht durch die Heirat polnisch werden. In solchem Fall luden die polnischen Eltern auf feiner vorgedruckter Karte "na slub corki naszey"⁵³ unserer Franziska Siewert aus Kensau mit dem Polen Leo Dobbeck aus Festnitz. Also verließen viele Mädchen ihre Heimat — einmal waren es sechs auf einmal, denen ich hier in Berlin Stellungen verschaffen sollte, was nicht schwer fiel. Unser Gustav-Adolf-Verein⁵⁴ verschaffte sogar der jüngsten unserer Krämerkinder, Anneli, eine ganze Ausstattung für ihre Ehe.

Manchmal ging es nicht so einfach. Als ich einen meiner Schützlinge, Helene, besuchte, entdeckte ich — o, Wiedersehen macht Freude! — an ihrem Neugeborenen im armseligen Stübchen die von meiner Mutter selbst gestrickten Babyjäckchen! Hemdchen, Nabelbinden, Windeln — alles lag daneben hübsch auf dem Tisch!

"Se kriegen's zurück, gnä' Frauchen, allens zurück!" schluchzte sie. "Ich hatt' doch rein nuscht nich, un mein innerliches Jemit war allens durcheinander geschlackert bei diesem freudigen Ereignis, wo ich nu so velle heulen tu..." — "Warum heimlich nehmen, Helene? Hättest mich doch bitten können!" — "Hätt ich, hätt ich! Aber es war mer doch so schanierlich, und —" sie lächelte schon wieder: "Se brauchen's doch die klenen Sachen grad nich — oder?"

Wieviele Mädels dann noch so "schanierlich" ihre Babys kriegten, weiß ich nicht mehr. Man kann sich bei der heutigen Fürsorge solche Zustände kaum mehr vorstellen, vor allem wohl nicht die Harmlosigkeit der "oberen Zehntausend" solchen Zuständen gegenüber!

Ruft mich doch eines Tages meine Hildesheimer Freundin Lisa Hergt an, deren Mann inzwischen als Finanzminister nach Berlin gekommen war, und bat mich dringend, doch gleich mal zu ihr zu kommen, ihre Marie, (die mein erstes

⁵² Briefträger

⁵³ "zur Hochzeit unserer Tochter". – Der Sinn des Satzes wurde mir nicht klar.

⁵⁴ Das Gustav-Adolf-Werk e.V. Diasporawerk der Evangelischen Kirche in Deutschland, gegründet 1832, unterstützt protestantische Minderheitskirchen in Europa, Lateinamerika, Zentralasien und im Nahen Osten.

Mädchen in Hildesheim gewesen war) sei so "seltsam", sie wisse nicht, was mit ihr los sei.

In die Küche kommend, wußte ich, "was los war".

"Marie, wann denn?" fragte ich nur.

Sie wollte noch leugnen, warf sich dann aber weinend mir zu Füßen, flehentlich bittend: "Nichts sagen der Frau! Bitte, bitte, nichts sagen — ich verlier ja meine Stelle! Was soll aus mir werden?"

Lisa, die harmlose "Excellenz", wollte es nicht glauben und fühlte sich in ihrer Gutmütigkeit fast verantwortlich, da sie so selten in der Küche gewesen war. "Natürlich wird sie die Stellung behalten — ja! Aber was soll ich nur machen? Mit Babys habe ich doch gar keine Erfahrung! Und außerdem — heute müssen wir zu einem Diner. Absagen ist unmöglich!" rief sie verzweifelt. Wir liefen dann beide von Straße zu Straße, bis wir endlich ein Entbindungsheim fanden, das bereit war, Marie aufzunehmen. Noch am selben Abend war das Kind da!

Die Reise nach Polen (1921)

Kensau lag nun also im "polnischen Korridor".

Wie kommt man da nun hin? Natürlich mit Paß und Visum. Also: Auf's polnische Konsulat in der Kurfürstenstraße. Dort stehen die Menschen Schlange bis auf die Straße. (Wie heute z.B. — Ostern 1972 — für die Bescheinigung eines Osterbesuchs in der DDR). Allerdings saßen im polnischen Korridor keine deutschen Ost-Berliner, sondern ein schnauziger polnischer Zerberus.

Wie man beobachtet, hilft ein heimliches "in die Tasche greifen" zum Aufrücken eine Treppe höher nach Zimmer 9. Auch hier werden Menschen mit freigiebigen Händen bevorzugt abgefertigt. Zimmer 9 verkörpert die Macht, die besonders großmütig sein kann, wenn sie will! In Zimmer 9 ist man nicht mehr "Masse", in der man angefahren wird: "Pscha kreff!⁵⁵ Was mich geht an Ihre Reise?" Nein, hier ist man "Persönlichkeit", die nach dem Grund der Reise gefragt wird.

"Einladung der Schwestern? Nein, das genügt nicht! Müssen Sie bringen ärztliches Attest, daß Sie sind todkrank."

"Ich — todkrank? Dann könnte ich ja nicht reisen!"

"Anders als mit Attest, daß Sie sind todkrank — oder Ihre Großmutter oder Ihre Schwester — Sie nicht können reisen!"

⁵⁵ Psia kreff ("Hundeblut"), weitverbreiteter polnischer Fluch.

"Und wenn ich ein Attest bringe?"

"Müssen Sie zahlen 100 Goldmark und Sie können reisen."

"Hun — hundert? Gibt's da keine Ermäßigung? "

"Haben Sie Nummer zum Warten, gehen Sie Zimmer 11."

Nach abermaligem langen Warten vor Zimmer 11: "Müssen Sie nachweisen völlige Armut." — ?? — "Müssen Sie bringen Armenattest."

"Mein Mann ist Beamter, wir haben genug zum Leben."

"Wenn Sie genug haben zum Leben, was müssen Sie reisen nach gelobtes Land Polen? Wenn Sie wollen reisen in gelobtes Land Polen, müssen Sie sein ganz arm, oder Sie müssen zahlen 100 Goldmark. Polen will auch leben."

Nun, ich habe übertrieben, aber so oder mit ähnlichen Varianten und notwendigen Attacken ging es jedes Mal. Wenn man die Energie hatte, durchzuhalten, hätte man eigentlich auf polnische Kosten eine Erholungsreise beanspruchen müssen!

Ganz ruhig aber konnte man erst sein, wenn man die Grenze mit Paß und Visum glücklich passiert hatte. Es konnte passieren, daß sie Kinder nicht durchlassen wollten, weil sie einen eigenen Ausweis hatten statt auf dem Eltern-Paß eingetragen zu sein, oder auf dem Paß eingetragen waren statt Ausweise zu haben. Oder es war vielleicht diesmal gerade wieder eine neue Verordnung, daß Kinder ohne Eltern oder Pflegeeltern überhaupt nicht reingelassen wurden. — Herausgelassen, ohne die Kinder, wurde man erst recht nicht. Es gab für die Behörden immer wieder neue Möglichkeiten, Geld herauszuschlagen.

Solche gar nicht erheiternde, langwierige Paß- und Visa-Angelegenheit — hatte ich im Jahre 1920 ja schon ausprobiert, respektive durchgefochten, war mit dem Personenzug 12 Stunden lang bis zur Grenzstation Firchau gefahren, denn ein D-Zug hielt ja in Firchau nicht, war mit Kofferschleppen 20 Minuten lang bis zur Zollgrenze getippelt, von wo einen der abholende Wagen endlich (!) in zwei Stunden nach Kensau brachte.

Nein, so schwer sollte ich es nicht wieder haben: "Die 20 Mark mehr werden nun mal drangewandt," sagte der gute Mann. "Du fährst D-Zug bis Konitz durch und wirst von da abgeholt, respektive fährst du mit dem kleinen Anschlußzug nach Sehlen weiter. Basta!"

Ja, denkste: "Basta" — in Deutschland vielleicht, aber in Polen?

Nun, wir dachten noch deutsch. Als der Mann beim Gepäckaufgeben sagte: "Dieser Zug darf kein Gepäck nach Konitz mitnehmen, er hält in Konitz gar nicht," konnte man sich das einfach nicht vorstellen. Wir telegraphierten aber sicherheitshalber an den Konitzer Bahnhof (wir hatten schon manchmal auf

Bahnhöfen Telegramme ausrufen lassen), der schon dahinbestellte Wagen aus Kensau möchte warten.

Ich mußte also, wurde mir gesagt, in Schneidemühl aus dem D-Zug steigen und am nächsten Morgen dann mit dem Personenzug weiter bis Firchau fahren. "Und von Firchau bis Konitz?" Das wußte man nicht — von da an wäre es ja nun Polen! Also — rin ins Vergnügen (wenn man den völlig überfüllten D-Zug für ein Vergnügen halten wollte). Es gab damals ja noch fünf Berliner Bahnhöfe (Charlottenburg, Zoologischer Garten, Friedrichstraße, Alexanderplatz, Schlesischer Bahnhof) und an jedem stiegen noch Dutzende ein. Drangvoll gequetscht saß man mehr über- als nebeneinander. (O, schöne 4. Klasse!) Mit ehernem Gesicht kam schon wieder jemand geschritten, gestiegen, gehoben, um nach rechts oder links den unerbittlichen Naturgesetzen nachzugehen. Um die bewußte Tür zu öffnen, mußten erst ein halbes Dutzend davor kauender Menschen aufgestöbert werden. Als ich mit Bärbel auf dem Arm diesen Gang antreten mußte, verscheuchten wir einen auf dem Deckel des Klo's — wenigstens bequem — sitzenden Jüngling, der dort schlief.

Um 2 Uhr nachts — Gott sei Dank, Schneidemühl!

Als ich uns in dem — mir von meiner Kinderzeit her in seiner wohlfeilen Zweckmäßigkeit vertrauten — Separatzimmer auf dem Fußboden ein Lager machte, summt mir Konrads altes Sodatenslied durch den Kopf:

"Im Felsquartier — auf hartem Stein / streck ich die müden Glieder ..."

und ich spürte mit Wonne, was es bedeutet, seine Glieder überhaupt strecken zu können!

Mit der aufgehenden Sonne und dem frischen Wasser aus der Pumpe ging mir auch mein fast abhandengekommener Sinn für die herrliche Romantik meiner Reise wieder auf, und ich genoß in dankbaren Zügen die — nach Berliner Zeitverhältnissen so gänzlich ungewohnte Wonne — Zeit zu haben!

Zeit in geradezu überschwänglicher Weise!

Wir brauchten keine Angst zu haben, den um 7 Uhr früh abgehenden Zug zu verpassen. Er stand schon da, in sozialer Großherzigkeit — 24 leere, kühle Abteile zur Auswahl aufweisend. Wie die Fürsten im Extra-Zug bissen wir in unsere Brote.

Um halb zehn Uhr waren wir in Firchau.

"Wann geht es weiter nach Konitz?" (wo doch der Wagen wartet zur Abholung).

"Um elf Uhr abends!"

"W - i - i - e ? Sie meinen doch wohl jetzt um elf Uhr!?"

"Nein, elf Uhr abends. Die Polen lassen nur diesen einen fahren!"

Also elf Uhr abends — das heißt: noch 13 Stunden warten! Der Verstand gab sein Bestes her, Auswege zu ersinnen, die es aber einfach nicht gab. Es blieb nichts, als sich wieder an das gütige Geschenk "Zeit" zu halten. Bärbel wollte etwas essen, aber unsere Brote — für die kurze D-Zug-Fahrt gedacht — hatten wir ja schon verspeist. An der kleinen Bahnhofstheke stand zwar ein "Ober", aber natürlich war nichts Eßbares zu haben.

Hinter dem Bahnhöfchen weidete eine Mutter Gans mit ein paar Gisseln. An solche Vorbilder soll man sich halten. Also legten wir uns ins blumige Gras und wanden Butterblumenkränze. Butterblumenkränze — kein Strümpfestopfen, kein Mohrrübenschrapfen, kein Anstehen nach Milch — zwölf Stunden Zeit für Blumen und Gissel!

In meine philosophische Betrachtung über die Frage: "Wann und wie ergibt man sich in sein Schicksal?" ertönt Hufschlag — ein Herr und eine Dame zu Pferde.

"Kommen Sie von der Grenze?" frage ich.

"Ja."

"Ist dort die Möglichkeit, ein Fuhrwerk zu bekommen?"

Bedauerliches Achselzucken. Ergib dich — sagt die Vernunft. Hoff, o du arme Seele — sagten alle Lebensgeister. Jetzt war es halbzwölf Uhr.

Da — ein Leiterwagen rattert heran!

"Nach Konitz?"

"Ja."

"Uns mitnehmen?"

"Warum nicht."

Um halbzwölf ging's los, weg von unserem Gänseblümchenidyll.

Stolz auf unserem Koffer thronend geht es rein nach Polen! Eine Grenzwache — noch eine — am Zollhaus absteigen — Pässe zeigen — Koffer öffnen: es scheint alles glatt zu gehen. Da hält mich ein Weib an: "Kommen Sie hirr mal rein mit das Kind!"

Eine dunkle Holzbude empfängt uns mit einem Waschständer darin, in das die Polin ihre Hände taucht. Sie riegelt ab. Nanu? Ich hatte keinen Menschen erschlagen, war mir keines Verbrechens bewußt (es sei denn eine gewisse Auflehnung gegen alles, was polnische Gründlichkeit hieß!) Aber diese Frau hielt einen mit solcher Unverfrorenheit für einen Gauner, daß ich nun erst das Entsetzen verstand, das mit dem Wort "Körperuntersuchung" zusammenhing. "Haben Sie etwas Verzollbares an sich!" Sie fing an, mich abzutasten.

Bärbel, in der berechtigten Annahme, der einzig vernünftige Zweck dieser Bude sei die Benutzung der Waschschüssel, hatte sich jauchzend ans Händewaschen begeben.

"Weg da, du unnützes —" Au Wetterchen — klatsch, klatsch auf Bärbels Händchen und wutschnaubend zu mir: "Das abben Sie nicht zu gestatten!" Sie befühlte Bärbel, schob sie grob heraus und riegelte wieder ab.

"Bitte, machen Sie schnell," sagte ich kurz.

Sie wurde natürlich noch langsamer: "Bis ich fertig bin."

"Ihre Handtasche!" befahl sie.

An sich ist ja nun eine geräumige Handtasche, in die man in letzter Minute noch alles Vergessene einstecken kann, etwas schönes, aber unter solchen Umständen wird sie direkt zur Folter! Allerlei Rechnungen, Zettel mit Adressen, Karten, leere Briefumschläge, Kinderbriefe an die Tanten und noch und noch — alles wurde einzeln langsam, langsam geöffnet und noch langsamer gelesen — schließlich war es ja deutsch — und solchen "Nymcies" ist nicht zu trauen!

Bärbel krakehlte draußen ob ihrer eingeschlossenen Mutter. Die Leutchen auf dem Wagen mußten eine Spionin in mir vermuten. Das Schlimmste aber: das Zügel von Konitz nach Tuchel — falls der Kutscher auf das Telegramm hin nicht gewartet haben sollte — das rückte in unerreichbare Ferne! Ich warf ihr ein paar Briefe hin: "Behalten Sie doch den Krempel!" Ich schenkte ihr das Sonntagsblatt: "Schön was zu lesen. Sie können's mitnehmen!"

Nichts zu machen: sie entfaltete einen Zettel nach dem anderen! Ich muß ein sehr gutmütiger Mensch sein, daß ich nicht das Wasserbecken nahm und ihr über den Kopf goß! Hätte ich nur gewußt, was ich erst in Kensau erfuhr, daß die Briefzensur und Körperuntersuchung neuerdings aufgehoben war! Aber in Polen kennt man ja Verfügungen immer erst, wenn sie schon wieder aufgehoben sind.

Meine geduldigen Leutchen auf dem Leiterwagen hatten es schon mit der Angst gekriegt — aber endlich, endlich ratterten wir denn doch in scharfem Tempo die anderthalb Stunden bis Konitz, die nunmehr schlafende Bärbel als gute Muskelübung im Arm. 5 Uhr war es, als wir durch das seit meiner Kinderzeit unverändert daliegende Städtchen über das Kopfsteinpflaster rumpelten, vorbei an all den armseligen, sinnigen Judenschau fenstern durchs Schlochhauer Tor zum friedlich in der Sonne liegenden Bahnhof.

Der war leer, natürlich! Das Zügel nach Tuchel war vor einer Viertelstunde abgefahren!

Nun, noch war ja Hoffnung auf den Kensauer Wagen.

Als ich die quietschende Tür des kleinen Bahnhofgebäudes aufstieß, drehten sich vier Augenpaare zu uns hin: Die langweilige Ruhe sah man nicht ungern unterbrochen. Ich ging auf den Mann an der Knipsstelle zu: "Hat heute nacht hier vielleicht ein Wagen auf mich gewartet?"

Achselzucken (Was geht mich das an?)

"Haben Sie vielleicht gehört, daß hier etwas ausgerufen wurde?", fragte ich den Zweiten.

"Nje!" — Kopfschütteln.

Der Mann am Schalter öffnet neugierig sein Fenster. Ich krame all den freundlichen Polacken also meine Reisegeschichte vor und frage noch einmal: "Also — kein Wagen "Wehr — Kensau" hat sich gemeldet? Kein Telegramm ist ausgerufen worden?"

Da kommt mit einmal Leben in die Gesellschaft: der Mann am Knipser beugt sich vor, der Mann am Schalter öffnet wieder sein Fenster, der Mann rechts nimmt den Zigarrenstummel aus dem Mund, wickelt seine Beine auseinander und winkt lebhaft: "Telegramm? Ja, kommen Sie mal her. Waggen Wehr — Kensau? Ja, das war ja eine Aufregung mit dem Telegramm! Kommen Sie —" er öffnet eine Tür. Ein anderes Schalterfenster öffnet sich: "Sie Bescheid wissen mit Telegramm? Kommen Sie — bitte — kommen Sie."

Alles ist freudig beglückt, höflich, interessiert — wie vor dem Schlußakt eines unverstandenen Schauspiels: jetzt, jetzt kommt die Lösung! Türen fliegen auf, Bücklinge — einer flüstert mit dem anderen. Ich denke mir, so muß es sein, wenn eine fürstliche Größe plötzlich erkannt, durchs Volk schreitet. Nun stehe ich vor höheren polnischen Mützen: "Biete, biete nehmen Sie Platz. Also, Sie wissen von die Telegramme?"

"Ja, ja — ich habe es selbst aufgegeben!"

Er sieht mich von oben bis unten an: "Einen Augenblick — biete". Er nimmt das Telefon, und ich sehe mich schon glückberauscht in der Britschke sitzen, des braven Pubanz ehrerbietigen Rücken vor mir.

"Hier", er reicht mir das Telefon.

"Pubanz, sind Sie da?"

"Pscha kreff!" oder ein ähnlicher polnischer Fluch tönt zurück. "Hirr das Postamt Chodnice. Wissen Sie von die Telegramme, unterschrieben: Sa-enger? Sind Sie bekannt mit Sa-enger? — Was — Sie selbst sind Frau Sa-enger? Haben Sie selbst aufgegeben die Telegramme?"

"Donnerwetter — ja! Ja!" rufe ich. "Hat denn der Wagen nun gewartet, oder?"

"Also Sie haben die Telegramme aufgegeben!" stellt die polnische Stimme entrüstet fest. (Endlich haben wir den Verbrecher!) Dann in streng inquisitorischem Ton: "Wollen Sie uns mal erklären, was das soll heißen: Kam da ein Telegramm — es war eine Aufregung überall! Wir konnten nicht verstehen: Bahntelegramm — Konitz. Was heißt *Bahntelegramm*"? Was heißt *ausrufen*? Wo ausrufen? Wie ausrufen? Wie soll man das verstehen? — *Waggen Wehr* —

Kensau — Soll das ein Bahnwagen sein, ein Kutschwagen? *Kensau* — wo liegt das? Wirr haben lange gesucht auf Karte — "Er wird immer ärgerlicher: "Wie sollten wirr das verstehen??!"

"Na", lachte ich. "Sie sollten es doch ausrufen! Wenn Sie es nicht verstehen — der Kutscher aus *Kensau* hätte es schon verstanden! Haben Sie es denn ausgerufen?"

"Nein! Wie konnten wirr verstehen?"

Also, der Wagen ist wieder davongefahren, und ich sitze hier! "Entschuldigen Sie, daß ich geboren bin und Dank für alle Mühe!"

Mit grimmigem Humor hängte ich den Hörer ab: "Na, ich merke jedenfalls, daß ich in Polen bin!"

Lachend, aber schnaubend nahm ich meinen Weg zurück durch die — rechts und links, vorn und hinten — stehenden, vor Neugier und Vergnügen lachenden Polenleuten, die meine Schmeicheleien, mit denen ich nicht sparte, dankbar und einsichtsvoll quittierten. Also, nun noch fünf Stunden bis zur Abfahrt des nächsten Zuges!

Die Zeit schien hier in Polen wirklich nichts zu bedeuten: das kleine Mädchen, das da mit ihrem Bündel an der quietschenden Türe stand, sagte auf meine Frage, warum sie denn jetzt schon zu dem um 9 Uhr abfahrenden Zug auf dem Bahnhof sei, ganz selbstverständlich: "Weil ich doch nicht zu spät kommen will!"

Bärbel glaubte allmählich, ihr kleines Leben auf dem Bahnhof beschließen zu müssen — aber einmal wurde es ja doch neun Uhr. Ohne den Glücksfall mit den Bauersleuten hätten wir ja noch bis elf Uhr in *Firchau* gegessen.

Polen hin — Polen her, das Bähnchen von *Konitz* bis *Sehlen* war ja noch dasselbe wie eh und je, nur daß es bestialisch nach Desinfektionsmitteln duftete, was neu war.

Aber, was ist schon eine dreiviertel Stunde Fahrt nach einem Zeitverbrauch solcher Reiseri? Vorm Fenster tauchte die dunkle Kieferngruppe auf, die Wegbiegung, das kleine rote Bahnhofsgebäude, alles weder polnisch noch deutsch.

Und da — da stand der so langersehnte Wagen und die Schwester *Gretel* in Erwartung der Verschollenen — und alle Not hatte ein Ende!

Die heranwachsenden Kinder

... Und sie kommen wieder, wenn der Ton der Jugendzeit stark genug war, hindurchzuklingen durch alles Brausen da draußen! Nie sollte eine Mutter verlernen mitzusingen: "Ich wollt, mir wüchsen Flügel ..."

Flügel, hinüberzufliegen über die Not, die dann zertreten wird in dennoch starker Hoffnung. So hatte ich es formuliert auf einer Studententagung zum Thema: *Mutter und Sohn*.

Liselotte, begabt mit dem Wissensdurst ihres Vaters, wurde Bibliothekarin und ging nach kurzer Tätigkeit bei Professor Penck für ein paar Jahre nach Kiel, dann in die Arbeit des Evangelischen Reichsverbandes für die weibliche Jugend ins Burckhardthaus in Dahlem.

Hellmut, von dem Olga sagte: "Was braucht der zu studieren, der ist so fromm, daß er sowieso in den Himmel kommt!", studierte trotzdem Theologie, die sein Leben schwer, aber reich machte. Dabei blieb er in seinem geliebten B.K. (Bibelkreis höherer Schüler) und später in der STAG (Studentenarbeitsgemeinschaft) mit ganzer Seele tätig — so tätig, daß zum Verloben kaum Zeit blieb. Aber er hatte ja eine Schwester, deren Freundin Elisabeth man sich als Pfarrfrau holen konnte!

Hildegard, Nr. drei, die als Kind immer so fröhlich mit ihrem "Freu mich, freu mich!" die Welt anlachte, war vor ihrer Ausbildung im Oberlin-Haus und in Gymnastik durch die mangelhafte Kriegsernährung in ihrer Gesundheit so geschädigt, daß sie eine schwere Sepsis gerade noch überstand, aber als Andenken eine faustgroße Halsdrüse behielt, die das hübsche Mädchel arg verunzierte. Der eine Arzt sagte: "Operieren!"

... der zweite Arzt: "Um des Himmels Willen, nein!",

... der dritte riet: "Aushalten!",

... der vierte wieder zum sofortigen Eingriff.

Siebzehn (!) Ärzte wurden konsultiert. *Was tun?* spricht Zeus. Als wieder einer zum sofortigen Eingriff riet, im Krankenhaus aber gerade alles besetzt war, erschien mir dies wieder mal ein Wink des Himmels zu sein. Also machten wir uns auf ins Lehmbad Benneckenstein im Harz und Hansel gleich mit, der am ganzen Körper Furunkulose hatte.

Da gab es Lehmäder, direkt in der Erde, Lehm als Umschläge, Lehm zum Trinken. Das half nach Wochen dann der vereiterten Drüse zum Aufbrechen.

Ihr Mann Johannes weiß heute noch kaum, daß er sie beinahe nicht bekommen hätte, weil sie so krank war.

Hans-Konrad, Nr. vier, von dem es bei seinen Jugendreisen hieß, daß er sich immer da befände, wo die unangenehmste Arbeit zu verrichten sei, hatte die Liebe zur Landwirtschaft geerbt. Nach seinem Abitur suchten wir also nach einer Lehrstelle auf einem großen Gut.

Was würde wohl unsere heutige Jugend lachen über ein Inserat wie dieses: "Eleve gesucht. Wert wird gelegt auf eine gute Kinderstube!"

Aber daran hat ja auch die heutige Zeit nichts geändert: eine gewisse Haltung — sagen wir's ruhig — ein bißchen Zucht, erleichtert das Fortkommen im öffentlichen Leben.

"Was Hänschen nicht lernt (in seiner Kinderstube), das lernt Hans nimmermehr!"

Oh, oh — wie würde da nun mein Hänschen, abschneiden auf dem schlesischen Gut, wo er sich bei Herrn Sabarth als Eleve vorstellen sollte!? Er schickte Hansel auf den Hof, damit er sich umschaue. Er selbst stellte sich ans Fenster und beobachtete ihn, wie in Fritz Reuters "Ut mine Stromtid" der "Unkel Bräsig" den neuen Eleven von Herrn Habermann beobachtet hatte.

"Denn" sagte Unkel Bräsig, "det is in der Landwirtschaft just so, als wie mit de jungen Fohlen: uff's Aussehen kommt's gar nicht an, bloß uff 'ne regelrechte Gangart!"

Na, dachte die bängliche Mutter auf dem Kanapee, wird mein Sohn nun so abgeurteilt werden, wie der Fritz Tidelfitz bei Reuter: "Wie dat dahinbommelt! Wat hat dat Undiert für eene Aktion in sine Knochen! — Nee, Korl, der wirt nich!"

Aber nein: ich sah Herrn Sabarth befriedigt mit dem Kopf nicken und stellte mich auch ans Fenster. Ich sah Hansels Blicke interessiert nach rechts und links gehen, den Inspektor begrüßen und die Dung fahrenden Knechte anreden — alles in straffer Haltung!

"Frau Saenger," sagte Herr Sabarth, "der wird!" (— wie Unkel Bräsig das beim 2. Eleven sagte: Hansel hatte die "rechte" Gangart!) Seine "Lebensklugheit" stand Herrn Sabarth außer Zweifel. Er hatte einen anderen Begriff von "Wissen" als Hansels Lehrer, die das nicht immer so gefunden hatten. Herr Sabarth vertraute mir an, daß er nur sehr ungern Söhne von Lehrern als Eleven einstellte.

Ingeborg nun, unser "fünftes Rad am Wagen", schätzte es allmählich gar nicht mehr, im Pestalozzi-Fröbel-Haus nur als Tochter ihrer Mutter, wie auch schon in der Schule früher, nur als Schwester ihrer Schwestern zu gelten. Sie ergriff die erste beste Gelegenheit nach ihrer pädagogischen Ausbildung, nun mal "sie selbst" zu sein.

Eines schönen Tages tritt sie ins Zimmer und verkündet vor versammeltem Publikum: "Ich habe mich soeben bei der Familie Reichhold gemeldet, um mit ihnen als "Kindertante" in die USA zu gehen!" (anstelle von Elisabeth, die sich inzwischen mit Hellmut verlobt hatte).

Fünf Jahre hielt sie sich dort "senkrecht", wie ihr Patenonkel Reinhold es bezeichnete.

Mit dem letzten Schiff, das im 2. Weltkrieg überhaupt noch Passagiere von Amerika nach Europa mitnahm, kam sie im April 1941 über Spanien zurück und erlebte die letzten schweren Erschütterungen des untergehenden Hitlerreiches mit. Gott sei Dank erlebte sie sie mit, und es blieb ihrer Mutter erspart, dies Kind, das ihr bereits dreimal wie ein "Brand aus dem Feuer" gerettet worden war, einem fremden Land und einer ungewissen Zukunft überlassen zu müssen.

Man sagt, Kinder hätten Schutzengel — warum nicht auch große Leute? Der Schutzengel ist immer bereit, es liegt nur an dem Menschen, sich seiner gewiß zu sein. Schon Johann Sebastian Bach hat das festgehalten, wenn er in einer Kantate singen läßt:

"Bleibt, ihr Engel, bleibt bei mir!
Stützt mich auf beiden Seiten,
daß mein Fuß nicht möge gleiten!
Bleibt, ihr Engel, bleibt bei mir! ... "

Bach wird sich wohl etwas dabei gedacht haben!

Als unserm Kriegsbärbel (Nr. sieben nach Erika⁵⁶), das sein Leben so zufrieden und anspruchslos unter Ziegengeblök und Hühnergegackere angefangen hatte, das Köpfchen ohne Halt nach vorn oder hinten plumpste, merkten wir allmählich, daß sie nicht hören konnte.

Die wenigen Möglichkeiten, die es in jenen Jahren zur Klärung des Befundes und zur Besserung gab, waren alle erschöpft, und die einzig erfolgreich begonnene Chiropraktik-Behandlung war durch Total-Bombenschaden des Heilpraktikers unmöglich geworden. Das auf ungeklärte Weise verlorengegangene Gehör wurde allmählich durch den gewissermaßen sechsten Sinn, durch ungewöhnliche Beobachtungsgabe ersetzt, die es Bärbel ermöglichte, die Grundschule in Dahlem ein und ein halbes Jahr mit gutem Erfolg zu besuchen!

⁵⁶ Erika starb bald nach der Geburt.

Nach ihrer Weiterbildung in der Gehörlosenschule und in den Hauswirtschaftsschulen in Ossig und Marburg widmete sie sich dann ganz der Handweberei, doch davon berichte ich später noch.

Die "Freunde von der Landstraße" —

so hatte einst Bodelschwingh die "Tippelbrüder", die Hausierer und Bettler genannt, die in den Schreckensjahren der Kriegs- und Bombenzeit geradezu eine "Landplage" geworden waren. Jetzt, in der Zeit des "Wirtschaftswunders" (fast hätte ich gesagt des "bedauerlichen" Wirtschaftswunders) kommt es vor, daß die Stulle auf der Treppe verächtlich liegen bleibt und die alte Hose daraufhin angesehen wird, ob sie auch noch nicht allzusehr geflickt ist. In den Jahren 1920-30 waren Stulle wie Hose heiß begehrt.

Doch so sehr ich es genieße, jetzt mit meiner Pension volle Mahlzeiten auf den Tisch bringen zu können ohne die bedrückende Frage: reicht das Monatsgeld? — es klingelt mir jetzt viel zu wenig an der Tür, kein "Bruder von der Landstraße" steht mehr da mit dem hungernden Blick und den sehnsüchtigen Augen nach Anteilnahme an seiner Not. Auch kein kleiner Handelsmann bietet mehr demütig Scheuertücher und Seife zum Kauf an. Mein netter, ständig dienernder Scherschleifer ist im Osten abgesperrt, und mit dem sich dauernd die kalten Hände reibenden Bürstenmann von der Blindenanstalt kann ich mich nur noch unterhalten, da schon Bürsten, Besen, Staubwedel und Scheuertücher haufenweis im Schrank liegen. Kein kleiner Bengel mit schmutzigen Händen bittet schüchtern um einen Groschen und kommt dann alle Tage zum Schuheputzen, um sich den Groschen zu verdienen!

Es war 1929: Kaffeestunde bei Frau Konsul Hoffmann-Fölkersamb. Gisi kommt und fragt die Mutter leise, draußen sei wieder der Mann mit den Scheuertüchern, ob sie ihm ein Stück Brot geben solle, oder?

Einer der Gäste ruft lachend: "Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will — so steht es doch in den Sprüchen Salomo!"

Und schon gibt es ein lebhaftes Hin und Her über die ewig an die Tür kommenden Bettler.

Was gibt man? Ein Stück Brot? Ein warmes Hemd? Einen Groschen? — das war die Frage, und —

"Einen Groschen! — Der kostet am wenigsten Zeit!" so meinte die nette Dame neben Frau Hoffmann.

*Aber — ist es nicht gerade Zeit, die der Bruder von der Landstraße braucht?
" — und dann kauft er sich ein Glas Schnaps dafür! Nur kein Geld geben!" rief da auch schon jemand anders.*

"Oder wenigstens eine Mark, damit er sich einen ordentlichen Teller Suppe geben lassen kann!" wage ich einzuwerfen und füge schnell — ehe der Sturm darüber losbricht hinzu: "Ein bisschen verschwenderisch — ja aber schon in der Pension schrieb mir die Vorsteherin unter mein Ausgabenbuch: zu viele Leierkastenmänner!"

Alles lachte.

Frau Hoffmann sagte mit ihrem lieben Schmunzeln: "Frau Saenger ist nämlich mit ihrem Mann als Statistiker an den Falschen gekommen: rechnen kann sie gar nicht!"

"Um beim Thema zu bleiben," meinte ihre Schwester vermittelnd, "es heißt doch irgendwo: 'Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut!' Das bedeutet doch, nicht rechnen!"

"Bitte," rief da Herr Hoffmann. "Ich schmeichle mir auch, bibelkundig zu sein, 'Tue Rechnung von deinem Haushalten!' steht da irgendwo." Und herausfordernd zu mir: "Na, Frau Saenger!?"

Ich gab zu, daß unter meiner Lebensabrechnung sehr wohl ein "Zu viel!" stehen könnte. Aber als "falsch" könnte es wohl nur dann angesehen werden, wenn mein Nächster nur mein Geld bekommen hätte — wohl gar mürrisch, seufzend oder in großer Eile — aber nicht, wenn ich ihm noch etwas anderes habe mitgeben können: Zuspruch, ein Buch oder gar — Arbeit!

Frau Hoffmann sprang beinahe auf: "Arbeit! Ach ja! Erzählen Sie doch mal, Frau Saenger. Wie war das doch, wie Sie den Mann Fenster putzen ließen und weggingen? Und wie war's mit dem, dem Sie die Hose mitgegeben hatten, die ihr Mann tags darauf vermißte und Ihnen drohte, Sie brächten ihn an den Bettelstab!" Sie wandte sich lachend an ihre Gäste: "Den einen schickte Frau Saenger mit 50,— Mark nach Steglitz zum Abholen eines Anzuges vom Reinigen!"

Und: "Einen anderen nahm sie als Hausburschen mit zum Markt, schickte ihn mit allen Sachen allein zurück, 'er solle schon mal die Kartoffeln aufsetzen!' — Der Ernst kriegte dann auch mal Reisegeld, um zu seiner Mutter reisen zu können. — Und wie war das doch: eines Tages tönte Klavierspiel in den Garten, wo alle waren — und als sie erstaunt hereinkamen, da saß so ein 'Kunde' am Klavier und spielte, um sich bemerkbar zu machen: in der Haustür hatte ja der Schlüssel gesteckt! — Und der beim Plätten in der Plättstube, wo nachher dann das Kleid fehlte? — Und der Anton, oder wie er hieß, der so fleißig Schnee schippte und

dann im Wohnzimmer selbstgemachte Gedichte deklamierte! Die Küche war nicht gut genug, nein, es mußte im Wohnzimmer sein!" Alles brüllte vor Lachen!

"Ja, und der Julius, den Sie morgens schlafend im Heizungskeller fanden — durch die — natürlich offene — Kohlenklappe gekommen! — Und der, der mit allen Mänteln aus dem Flur verschwand, die Tür stand ja offen — und die ihm im Grunewald wieder abgejagt wurden! — Und der mit den Äpfeln, — wissen Sie noch? — hatte ihn Schwester Helene nicht als Hochstapler ertappt? Aber bei Saengers saß er bei Tisch und bewies, was für ein tipp-topper, verkappter Prachtmensch er war."

Aus dem Kopfschütteln und Lachen war längst echte Empörung geworden. Und als ich auf Frau Hoffmanns wiederholtes "Wissen Sie noch?" energisch sagte: "Ich weiß nur noch, daß es meist sehr nette Leute waren, denen nichts weiter fehlte zum anständigen Menschen, als daß man ihnen traute!" — da war es nun ganz aus!

"Vertrauen!" — "Wie kann man einem Bettler trauen? !"

Es nutzte mir auch gar nichts, daß ich mich selbst zu einer Verbrecherseele bekannte, die von jeher vergitterte Fenster und verrammelte Türen zum Einbruch gereizt hätten.

Herr Hoffmann hatte dann in seinem drastischen Humor von allerhand Reiseerlebnissen im polnischen Korridor erzählt, in die er zum Teil durch seine Stellung im Auswärtigen Amt mitverwickelt gewesen war. Auf die verworrenen Zeiten hinweisend, sagte er: "Für die kann man nun Gott wirklich nicht verantwortlich machen! Wie soll er Zeit für die Weltgeschichte haben, wenn er und all seine Engelscharen so viel mit der Familie Saenger zu tun haben!"

Die Kaffeerunde, nun aufs höchste ergötzlich angeregt, verlangte Einzelheiten zu wissen, vom Julius, vom Ernst, vom Herrn Pau, dem Hochstapler — Sie hätten mir gar zu gerne Enttäuschungen gegönnt. Statt dessen aber hörten sie, daß wir sämtliche entwendeten Mäntel wiederbekommen hatten, auch das Kleid aus der Plättstube, auch die vertauschte Hose. Auf eine Postkarte hin brachte Ernst sie zurück (Natürlich muß man sich die Adresse geben lassen im Gespräch!) Der Hochstapler, Herr Pau, war nach Lobetal⁵⁷ verfrachtet worden, Julius hatte die Nacht über nichts entwendet, nur geschlafen — na — und mit dem Hausburschen, dem Anton — das war ja wirklich eine eigenartige Sache, als man da auf die Suche ging nach den Hintergründen menschlichen Versagens!

⁵⁷ <https://www.lobetal.de/>

Frau Hoffmann brachte mir in Erinnerung, daß der Anton zwar mein Vertrauen die lange Zeit hindurch gerechtfertigt hatte und nie etwas entwendete, daß er aber doch bei Superintendent Machholz — die ihn auf meine Empfehlung hin auch einmal Fenster putzen ließ — prompt das schöne Taschenmesser vom Pult genommen hätte, das extra zur "Probe seiner Ehrlichkeit" hingelegt worden war! "Zur Probe seiner Ehrlichkeit! Das ist ja der Haken! Ehrlichkeit erproben wollen ist kein "Vertrauen haben". Vertrauen ist ein Geschenk für den anderen. — So hat es mir nämlich der Anton geschildert, als ich ihn über sein Verhalten bei Machholzens traurig und vorwurfsvoll befragte."

"Das ist nämlich so", sagte er, ein wenig spitzbübisch lächelnd. "Wenn man merkt (er sagte verallgemeinernd "man"), daß man sozusagen ausgekundschaftet werden soll auf Ehrlichkeit, dann — läuft's einem über! Als die Frau Machholz den Schrankschlüssel abzog, wußte ich ja: die traut dir nicht!" — "Da hätten Sie es doch nun gerade beweisen sollen, daß Sie nicht so einer sind!"

"Ja, aber," schmunzelte er, "Sie wußt's doch von Ihnen! Ich war so wütend im Inneren — ich mußte ihr eins auswischen!" Und dann (ich weiß nicht mehr mit welchen Worten) erinnerte er mich an das erstmal bei mir, wie er beim Leiterholen zum Fensterputzen einen so sehnsüchtig interessierten Blick auf das Bücherregal geworfen und ich mich daraufhin mit ihm über Bücher unterhalten hätte. Als ich ihn dann — einer Verabredung wegen — allein lassen mußte, hätte ich gesagt: "Wer gute Bücher liebt, der hätte ja auch das rechte Gefühl, verantwortlich zu sein. Solchen Menschen könne man vertrauen!" Und mich treuherzig und ein wenig schuldbewußt ansehend meinte er: "Komisch, Sie könnte ich gar nicht hintergehen. Ich weiß nicht warum."

Ich weiß es auch nicht.

Es ist ja auch schon Jahrzehnte her, daß ich dies hier aufschrieb. Und ich schrieb es bestimmt nicht, um mit meinen Erlebnissen zu protzen oder um es jetzt der Nachwelt zuzumuten — ich wollte mir nur selbst Rechenschaft geben über mein doch vielfach so törichtes Umspringen mit Menschenseelen, denn ich schrieb noch dazu:

— Wo sind denn nun die Weisen unserer Zeit, die Psychologen, Professoren, Kultusminister, Hellseher, Dichter — die die Menschenseele in ihren Ur-Instinkten richtig erforschen? Um das "Mein" und das "Dein", über das "Du" und das "Ich" geht es ja immer. Sogar politische Morde hat es wohl eh und je gegeben, siehe Schiller in seiner "Bürgschaft":

"Zu Dionys, dem Tyrannen schlich / Damon, den Dolch im Gewande ... "

Besingt Schiller da den Mörder? Nein, er läßt das "Trauen", die Treue (sie ist doch kein leerer Wahn) obsiegen, also neben dem dämonischen Trieb das Herzbezwingende, das Göttliche, was wir wohl viel zu wenig im Menschen sehen.

Ich glaube, wenn wir uns mehr bewußt wären, daß uns der Nächste "schicksalhaft" begegnet und nicht beliebig und zufällig, könnten wir besser mit ihm fertig werden.

In diese Zeit gehört noch eine kleine Begebenheit: Ringsum entstanden Neubauten — nebenan auf unserem ehemaligen Pachtland und gegenüber auf dem Rübenfeld — diese wurden nachts und sonntags von einem Wächter mit seinem Hund bewacht. Ingeborg in ihrer zutraulichen Art und mit ihrer Tierliebe hatte sich mit dem Wächter angefreundet, ihn sogar mal sonntags in die Kirche geschickt und allein den Neubau mit dem Hund bewacht. (Schwester Helene⁵⁸ argwöhnte allerdings, daß er statt in die Kirche, in den gegenüberliegenden "Alten Krug" gegangen sei!!)

Meine Tagebuchnotiz dazu:

Aber, — aber, liebe, gute Schwester Helene, was soll ich nun mit Ihnen machen, wenn Sie mir so ins Handwerk pfuschen! Kommt da die Ingeborg — ganz aufgeregt ins Zimmer gestürzt: "Du, Mutti — ist der Wächter böse?"

Schwester Helene hat gesagt, ich soll nicht mehr zu dem bösen Menschen gehen und ihm das Sonntagsblatt bringen. Aber du hast doch gesagt, Jesus ist stärker als das Böse, — stimmt das denn nicht?"

"Doch, das stimmt! Und — böser Mann? Hat er uns nicht neulich Holz vor die Tür gelegt, nur weil wir ihm mal Mittag gaben?"

"Darf ich denn nun nicht mehr hingehen?"

"Natürlich gehst du weiter hin! Etwas von Gott ist in jedem Menschen — auch im bösen, und wenn du das weißt und mit Jesus hingehst, dann merkt der Mann das und dir kann nichts passieren."

Ingeborg ganz erlöst: "Na — eben!"

Liebe Schwester Helene: daran darf man doch nicht wackeln!

⁵⁸ Wohl das Kindermädchen

Heute unvorstellbar

In unserer kapitalstrotzenden Zeit des Wirtschaftswunders sollte man sich getrost mal wieder an die "Kostbarkeit" des Geldes erinnern — (wie man will, verächtlich oder sehnsüchtig) und an die Not, die damit in den Jahren 1920 bis 1930 oft zusammenhing.

Da hatte Lisa Ermel, meine Freundin, die alle Jahr mit ihren drei Kindern in Nidden auf der Kurischen Nehrung war, uns angeboten, für uns alle zu kochen, da sie ihr Mädchen mitgebracht hatte. Die Bewohner dort vermieteten gern ihre kleinen Fischerhütten den Sommergästen. Also — her mit dem lang ersparten Reisegeld — und ein paar Ferienkinder aufgepackt, deren Eltern gern einen solchen Sommeraufenthalt finanzierten, samt fünf von unseren (ich hatte damals noch Bärbels Gespielin Dodo Jakobsen aus Estland in Pension). Ein paar sonnige Wochen lang plumpsten dann mal alle Sorgen in die Ostseewogen.

Nirgend so, wie an der See in ihrer urewigen Gottgröße spürt man — halb unbewußt — die Einheit von Menschenseele und Natur. Sobald die Wogen einen grüßen, kommt es über einen wie eine Losgelassenheit, ein Entrücktsein: was sollen Schuhe, was Strümpfe, was Kleid, was die ganze laute Welt da hinter uns mit Zaun und Grenzen! Es existiert alles nicht mehr, nur wir und die See, die See und wir — und nun heißt's Kräfte messen! Ist es die in jedem Menschen gebändigt schlummernde Daseinsfreude, die der großen Freiheit der göttlichen Urkraft gegenüber ihre Fesseln zu sprengen sucht?

Da konnte einem auch der 20minütige Rückweg in der Mittagshitze durch den glutheißen Dünensand nichts mehr anhaben.

Das ebenso vergnügte Mittagessen am langen Holztisch vor Patricks Hütte — natürlich auch "umklart von Sonnenglut" — das lustige Spielen — "Hans, koof mir 'ne Gans ab" — das Dünenrunterkullern, das Lachen, Lachen, Lachen und all das herzliche Verstehen, das hatte denn aber mal ein Ende — das Geld auch!

Nun, die Rückfahrkarte bis Kensau hatte man ja. Hansel und sein Schulfreund Walter Wettstein fuhren bis Danzig, da sie einen Aufsatz über Danzigs Sehenswürdigkeiten zu machen hatten. Wie sollte es aber von da weiter nach Berlin gehen? Das hatte mein unverfrorener — diesmal wohl überhitzter — Leichtsinn nicht mit bedacht.

Da kam also dann ein Telegramm nach Kensau: "Haben kein Reisegeld, was tun?"

Tja, was tun? sprach Zeus. Geld schicken konnte man im polnischen Korridor nicht, und in Danzig kannte man niemanden. Ach — halt ja! Tante Gustel findet die Adresse der Mutter einer früheren Gartenschülerin! Also Telegramm an die Jungens: "Bittet Frau Törkler ..."

Wir kannten Frau Törkler nicht und Frau Törkler kannte uns nicht — da mußte denn Zeus schon vermitteln. Er muß tatsächlich — nach späteren Erzählungen zu urteilen — recht viel zu tun gehabt haben.

Die Jungens — der Bettelei ungewohnt — hatten so schwer an diesem Bittgang zu tragen, daß die gute Frau Törkler (Segen ihrer Asche) sich zwei Stunden lang ihren Kopf zerbrechen mußte, was denn nun eigentlich der Sinn dieses Besuches war. Die beim Eintritt bestellten "Grüße der Tanten in Kensau" allein konnten es unmöglich sein, dazu guckten sich diese netten Jungens zu oft so merkwürdig an: weder der ihnen freundlich vorgesetzte Kaffee mit den heißhungrig verzehrten Broten noch die verzweifelt gesuchte Unterhaltung über Danzig, über Nidden, über Schule und Hobbys (was fragt man denn nur noch?) konnte ihr diesen intensiven Jungenbesuch deuten. Sie konnte nur vermuten, alle beide wären heillos in sie verliebt. (So erzählte sie es später mal.) Erst die letzte Frage: "Soll ich euch noch 'ne Stulle zur Reise mitgeben?" brachte den Groschen zum Fallen. Mit letzter wilder Entschlossenheit kam dann: "Danke — keine Stulle — lieber Reisegeld!"

Nun ja, auf Treu und Glauben wildfremden Jungens zweimal 22,50 Mark auszuhändigen, ist ja nicht gerade alltäglich, aber es paßte in die Zeit damals. Das Geld reichte auf Heller und Pfennig genau bis zum Bahnhof Zoo. Fahrgeld für die U-Bahn gab's dann durch die Freundlichkeit eines Beamten, der ein paar — glücklich entdeckte — Briefmarken in Zahlung nahm.

Geld — Geld — schreit die ganze Welt

Und wie schrie sie damals nach einem festen Markstück statt all der Papierfetzen! Lieber Urahn Daniel, du mit deiner Einstellung zum Gelde, als du damals alles verlorst — eine Inflation hast du aber doch nicht durchgemacht. Da ist man in einem Augenblick Millionär und möchte zu dem Augenblick sagen: "Verweile doch — du bist so schön!" Aber schon ist er enteilt, und der nächste Morgen sieht einen als Habenichts.

Wie war's doch 1923: Heute hatte ich 60.000 Mark ausgezahlt bekommen — heute — ! Ich sehe bei Wertheim für unseren gänzlich zerfledderten Linoleum-Fußboden im Wohnzimmer einen Ersatz. Kostenpunkt: genau 60.000

Mark. Es gab kein Überlegen, ich nahm's. Morgen wären die Scheine ja viel weniger wert gewesen. So hatte ich wenigstens etwas Wertbeständiges dafür bekommen.

Die Geldnöte waren so unbeschreiblich, daß es eigentlich dämlich ist, davon zu schreiben. Aber — so sagt ja der Berliner: "Der Mensch kann noch so dämlich sein, er muß sich nur zu helfen wissen!"

Das Einzige, womit man sich helfen konnte — auch dann noch, als die Scheine durch die stabile Mark ersetzt waren — war: "Kämmerchen vermieten!" Und darin hat denn unser braves Haus wirklich was geleistet, bis in die heutige Zeit hinein! Es hat sich Gummiwände angeschafft — anders ist nicht zu erklären, wer und was hier alles hat kampieren können.

Ich will nun nicht von all den Gärtnerlehranstalts-Studenten, die sich nacheinander ablösten, erzählen, auch nicht von den Lehrerinnen der Gertraudenschule. (Mit der wohl treuesten, Frau Süring aus Goslar stehen wir noch jetzt — 40 Jahre später — in Verbindung)

Auch das jeweilige 7. oder 8. Kind kann ich nur kurz erwähnen. Da war zuerst Dodo Jakobsen, deren Mutter in Estland die 50 Mark gerne gab, damit ihr taubes Mädchen nicht die ganzen Jahre der Schulzeit in der Taubstummenanstalt verbringen mußte. Wir ließen sie später auch mit Bärbel einsegnen.

Dann Adeli Kessler, deren Vater — wie so viele — gegen das "Regime" war und emigrierte, ein tüchtiges Mädchen, das sich, um etwas Taschengeld zu verdienen, noch vor der Schule aufmachte um Zeitungen auszutragen.

Günter Rengert, ein mutterloses Kerlchen, blieb so lange hier, bis der Vater wieder heiratete.

Günther von Hauff, aus unglücklichen, freiherrlichen Verhältnissen erholte sich hier bei Hellmut im Bibel-Kreis höherer Schüler (B.K.).

Inge Hoffmann-Fölkersambs Vater war Konsul im Auswärtigen Amt in Konstantinopel, während sie bei uns wohnte.

Gretel Schapper, Liselottes Freundin und Hilde von der Goltz aus dem Burckhardthaus, voller geistiger Probleme, zuletzt Eva-Maria Schwieger aus Eisenach, die zur Ausbildung kam und deren furchtbare Multiple-Sklerose-Erkrankung, hier ihren Anfang nahm.

Sie alle waren liebe, jeweils 7. oder 8. Kinder.

Ganz anders und oft dramatisch war es mit den Sommergästen. Ein Fabrikant für Herrenwäsche aus Neukölln suchte in einem Zeitungsinserat für vier Wochen eine Sommerfrische für sich und seine Familie "zu jeder Zahlung bereit". Oh — oh — natürlich schrieb ich hin!

Als sie dann hier waren, schrieb ich einen Brief an die schon abwesenden Kinder. Er gibt Einblick in die grotesken Situationen, die es damals durchzustehen gab.

Dahlem, den 7. Juli 1929

" ... Könntet Ihr doch dies über alle Begriffe tragikomische Intermezzo in unserem Häusel miterleben! ... Mit ist, als ob ich alles außerhalb meiner selbst an mir vorüberziehen sehe, denn diese Zimmervermieterin kann doch unmöglich Erna Saenger, geb. Wehr sein!

Also hört.: Nach Hause kommend, fand ich Hellmut, der morgen wegfährt, schon in der Klappe liegend, hungrig natürlich, denn das artige Jungchen hatte ja nicht gewußt, ob etwas zum Essen da war, und wenn, ob es dann für ihn bestimmt war!

... Um 6 Uhr sollten Nachmanns kommen, schnell, schnell noch das letzte schaffen. — Pünktlich um 6 Uhr klingelt's: "Da sind wir!" Frau Nachmann, rundlich, behäbig, freundlich — das Baby auf dem Arm: "Ist er nicht süß, Frau Doktor? Halten Sie ihn doch mal so lange bis mein Mann die Betten bringt." Der 4jährige Gerd zupft sie am Rock: "Sehen Se mal, Frau Doktor: Ich hab'n Zweirad! Mama bind's doch mal ab!"

"Sei still, Lümmel, geh mal zum Papa. Er soll dir die Windeln geben, die ich im Auto habe."

Papa lädt mit dem Chauffeur Kisten und Koffer, Wagen, Badewanne, Körbe, Schachteln ab, bis nichts mehr in den Flur geht.

"Papa, du sollst die Windeln vom Auto geben!" "Die Windeln? Ach ja — wo?" Er sucht ratlos. Der Autofritze hilft lächelnd: "Ich weiß schon wo, hier!"

Ich seh' nach der Uhr: Gleich halb sieben! Das gibt ja 'ne nette Karambolage, wenn Vati kommt und die Sachen hier noch nicht verstaut sind! "Gleich kommt unser Mädchen und noch 'ne Frau", tröstete Frau Nachmann.

Fünf Minuten später steht Herr Nachmann in Hemdsärmeln, Schillerkragen und Hausschuhen sehnlich luftschnuppernd auf dem Balkon und dirigiert seine nun gekommenen Leute beim Wegschaffen und Auspacken der Sachen. Wieder fünf Minuten später steht er in Stiefeln, Anzug, Kragen und Hut vor mir an der Haustür: "Frau Doktor, wo sind hier Läden? Ich muß erst einkaufen gehen."

Er nimmt Gerdchen, der eine Gießkanne aufgestöbert hat und unermüdlich gießt, an die Hand und zieht los. Ich auch, denn ich muß nach Steglitz, Heiliger Duselbimbam, das kann nett werden heute abend! Wenn doch Vati heute mal

unpünktlich käme! Aber — ein preußischer Beamter und — Unpünktlichkeit — da ist nichts zu machen!

Im selben Augenblick, als Herr Nachmann, wieder in Hausjoppe, Schillerkragen und Hausschuhen geruhsam die Treppe runterkommt: "So, nun Abendbrot, hab' mächtigen Hunger!" — da dreht sich der Schlüssel im Schloß und Vati ist da, müde und ruhebedürftig. Ja, "mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten!"

Und das Unglück schritt — wenn auch nicht schnell, aber unübersehbar in Gestalt von Frau Nachmann weiter, gefolgt von Frau Rischke, der Reinmachefrau, mit sieben bis zwanzig Fläschchen, Flaschen, Tuben und Schachteln: "Wann können wir wohl ins Badezimmer, Frau Doktor? Sie haben doch gewiß ein kleines Tischchen, auf das wir unsere Nachtsachen stellen können? Haben Sie denn auch 'ne Decke für Gerdchen, ich hab seine vergessen?"

Vati, der überwältigte Löwe im Käfig, und Herr Nachmann, der so unschuldig in die Patsche geratene Stadtvogel, begrüßten sich indes auf dem Balkon im Vorübergehen mit Blicken, die zu beschreiben mir glatt die Worte fehlen. Die unvermeidliche Karambolage zwischen ihm und Frau Nachmann in weißen Nachtgewändern später an der Badezimmertür konnte ich gerade noch verhindern. In der frohen Gewißheit, daß auch der merkwürdigste Tag einmal ein Ende hat und der noch froheren, bare 175,— Mark auf dem Tisch des Hauses zu sehen — also Hose für Hansel, Reisebeitrag für die Mädels — legte ich mich schlafen neben den längst schnarchenden Vati.

Ihr denkt, ich bin am Ende — o nein — das war erst der Auftakt!

Luther, du da auf dem Sockel, was hast du nur gedacht, als heute früh Herr Nachmann — ein Bild übelster Laune — am Kaffeetisch zu deinen Füßen saß und auf meine Frage, wie er geschlafen habe, ohne aufzusehen knurrte: "Miserabel habe ich geschlafen ! Was sind das für Matratzen! Richtig in 'ner Kuhle habe ich gelegen!"

Kurz, die Umräumerei ging nochmal vonstatten und — lacht nicht — ich opferte mein liebes Ehebett, denn die kleine Frau mußte ihrem David die so wenig verheißungsvoll begonnene Sommerfrische ja wirklich gemütlich schaffen. Das sah ich ein!

"Der kleine Mann hat Sie heut nacht wohl recht gestört," sagte Frau Nachmann, als sie dann den Kinderwagen in die Sonne schob.

Ja, um 5 Uhr früh hatten wir nebenan den kleinen Mann schreien hören, und ich brummte zu Vati hin: "Das ist gegen die Verabredung!"

Aber Vati hatte seine Laune schon wieder und sagte nur — in Erinnerung an siebenmalige Erfahrung mit unserer Brut — "Den schlachten wir morgen!" Und wir lachten!

Gerdchens andauerndes "Frau Doktor" korrigierte ich in "Frau Saenger", wie ich überhaupt genannt zu werden wünschte.

Also: "Frau Saenger, sieh mal, ich mach mir 'ne große Wasserstraße!" (Ein paar Wäschestücke, die ich aufhängen wollte, waren mir schon in die Pfütze gefallen).

"Frau Saenger, sind das Erbsen, die da oben wachsen?" — "Nein, saure Kirschen." — "Hmh, hmh, die ess' ich gern." Etwas später: "Ich hab schon die schlechten alle abgerissen."

"Frau Saenger, geben Sie mir doch mal einen Nagel für meine Karre — huh — was 'n wildes Tier!" (eine Hummel) "Junge, du sollst die Dame nicht immer belästigen, bist wieder unausstehlich!" rief Frau Nachmann.

"Nehmen Sie ihn doch mit zum Markt," schlug ich vor. "Den? Nee, den nehm ich nicht mit! Ich bin froh, wenn ich ihn mal los bin — so'n gräßlicher Lummel!"

Nebenan beim Mittag hörte ich sie dann den Sprößling erziehen: "Oller Salat sagt man nicht! Ich esse auf und du wirst auch aufessen!" — "Benimm dich anständig!" — "Sei still, bei Tisch spricht man nicht!"

Es rollte alles an dem Kerlchen ab.

Nach drei Tagen hatten sie dann aber das Feld für sich. Als vier Wochen später der erste von uns aus den Ferien einen Tag früher als geplant zurückkam, mußte er auf dem Sofa kampieren, weil sein Bett besetzt war: Die Nachmann-Familie hatte sich um einige Verwandte vergrößert, die in den nicht gemieteten Zimmern nun ebenfalls Sommerfrische machten.

Wir haben dann trotzdem (!) Vatis Garderobe um ein halbes Dutzend Hemden aufgebessert, weil man dem lebenswürdigen Angebot der Nachmanns nicht widerstehen konnte. Herr Nachmann machte mir klar, daß man unbedingt immer ein halbes Dutzend neue Hemden liegen haben muß, um die Wäsche weitgehend zu schonen!

Schade um das schöne Geld, das dadurch draufging!

Etwas leichter verdient war dann das Geld von Mr. und Mrs. Hurd aus Amerika, denen das Singen in Deutschland so gefiel, und die mir drei Tage Ausspannung mit Bärbel finanzierten, weil Mr. Hurd meinte, nach dem "Deutsch-Unterricht" bei ihnen hätte ich ein "Vegetieren" mal unbedingt nötig!

Auch während der Sommerreise suchte man für die nun leeren Zimmer kurzfristig Gäste. Zwei Zimmer sind schon vergeben an ein paar liebe Dämchen mit kranken Drüsen. Die anderen sind noch fest bewohnt.

Ein Fräulein Weißwasser, die absolut herwill, weise ich energisch bis zu meiner Rückkehr aus Kensau zurück: Konrad war noch hier und mußte seine Ruhe haben!

Da kommt ein Brief von ihm .. .

"Sag mal, wie denkst Du Dir das eigentlich? Erscheint da gestern ein Fräulein Weißwasser: es sei verabredet worden, daß sie zu uns zöge! Sie war auch gleich mit Koffern und Kisten da. Aber oben sitzen doch auch schon welche? Nun sitze ich in meinem "Hotel zu den 5 Jungfrauen!" Ich war schon versucht, draußen ein Schild anzubringen: *Damenpensionat Inh. Konrad Saenger*.

So leicht, wie sich diese Dame das Reinkommen machte, so schwer war es, sie — nach Monaten — wieder rauszukriegen!

Aber — raus mußte sie!

Sie bedrohte (als Einzige aller hier Angeführten) die Harmonie des ganzen Familienlebens, in das sie sich voll und ganz hereinstellte, um es nach ihren Ideen neuerrungener Weltanschauung (durch Hitler) zu verbessern. Ihre "Menschentums"-Gedanken versalzten uns die Suppe, ihr Anti-alles-Gerichtet-sein verbitterte die Speisen. Der allzeit höfliche Hausherr verschanzte sich unhöflich hinter Zeitung oder Müdigkeit. Ich mußte standhalten — oft bis nach Mitternacht. Die Kinder verschwanden allmählich, sobald sie sich sehen ließ. Nein, einmal half mir Hellmut: in einem heftigen Disput über das "Gute" und "Schöne", denn wenn's einen Gott gäbe, könnte nicht soviel Grausamkeit in der Welt sein. In diesen Disput hinein steht Hellmut entschlossen auf, reicht mir das Buch vom Flügel und sagt: "Lesen wir denn heute gar nicht?" und sie verschwand.

Zuweilen blieb sie dabei, aber Kritik und Spott hinterher waren noch schlimmer.

Als ich ihr dann einen Kündigungsbrief schrieb — mündlich hatte nichts genutzt — war ihr das dann der Beweis, daß das Christentum "eitel Heuchelei" sei. Christen müßten doch alles, aber auch alles in christlicher Liebe hinnehmen, was wäre denn sonst Nächstenliebe?

Merkwürdigerweise besuchte sie — nachdem sie mit meiner Hilfe eine andere Bleibe gefunden hatte — das so "unchristliche Haus" noch laufend, hat mir dann aber zugegeben, daß ein Festbleiben auch wohl mal zum Besten des lieben Nächsten sein kann.

Ein besonderer Glücksfall war unser lieber Mr. Anderson.

Kopf an Kopf hatten wir eines schönen Tages an der U-Bahn den Aushang der zu vermietenden Zimmer studiert. Ich guckte ihn an — er guckte mich an — er kam — er sah — er mietete sofort. Er erhielt seinen täglichen Quark, seine gewaschenen Hemden und kam abends gern zum "Elferraus"-Spielen herunter.

Als nach Jahr und Tag seine wissenschaftliche Arbeit fertig war, schieden wir in beiderseitiger Freundschaft, die auch der dann kommende unselige Krieg nicht beendet hat. Bei einem späteren Besuch kramte er aus seinen Taschen allerhand lang entbehrte süße Schätze hervor mit der Frage, ob wir auch das "Elferraus"-Spielen über dem Krieg noch nicht vergessen hätten?

Da mußte auch mal Platz sein für den alten Herrn Scholz, der schamrot wurde, wenn er sich von der "Frau Präsident" ein Bad einlaufen lassen mußte.

Platz war auch für die liebe Quäkerfamilie Berthold. Herr Berthold war zuckerkrank und beinamputiert und verdiente sich den Lebensunterhalt durch Privatstunden im Arndt-Gymnasium.

Als Herr Berthold gestorben war, wurde sein Zimmer frei für Herrn van der Decken, der in der Bombenzeit so überaus hilfreich war bei dem Wasserschleppen und Fensterverkitten. Das Haus an der Ecke "Hohe Ähren", dessen Dach wir in einer Bombennacht lichterloh brennen sahen, während die Familie unten ahnungslos im Wohnzimmer saß, konnten Ingeborg und er dann retten, denn vom Löschteich Falkenried flogen die Eimer zum Löschen "durch der Hände lange Kette um die Wette."

Zeitweise überschwappen tat das Haus auch mal, als die sechs Mädels aus Kensau kamen, denen ich in der Korridorzeit hier Stellen verschaffen sollte.

Ja, und dann nach 1945 kam für Monate — nein Jahr und Tag — die nette Flüchtlingsfamilie aus der DDR: Härtels. "Tante Leni" und ich störten uns nie beim Kochen für unsere Familien. Herr Härtel strich unseren Zaun und spielte Schach mit Herrn von Hase. Sohn Rolfi wurde getauft. Kurtl hielt die Treppe sauber von Blättern und Schnee. Herr Härtel hatte dann das märchenhafte Glück, beim Besuch der Ausstellung am Funkturm ausgerechnet den Bekannten wiederzutreffen, der ihn mit seinem Zeugnis so entlasten konnte, daß einer Weiterreise in den Westen nichts mehr im Wege stand.

Noch jetzt — 25 Jahre später — erscheint pünktlich zu meinem Geburtstag am 5. September getreulich ein Riesengladiolenstrauß!

Auch aus der DDR geflüchtet — aber ganz anders — war der noch jugendliche Horst Schulze.

Er war beim Plakatekleben verhaftet worden und entsprang (!) von dem ihn fortbringenden Wagen im wahrsten Sinne des Wortes an einer waldigen Stelle. Nach langer Irrfahrt im Grunewald landete er dann schließlich bei uns, wiederum als ein 8. Kind. In der Dahlemer Gemeinde wurde er der "Saengerknabe" genannt, weil er seine schöne Stimme in der Morgenwache und an Geburtstagen hell erklingen ließ. Jetzt, als wohlbestallter Pfarrer mit vier Kindern, besuchte er uns auch mal.

Das frühere Jungenzimmer oben schien oder scheint eine besondere Anziehungskraft zu haben. Wer da "kurzfristig" oder "für ein paar Tage" oder "vorübergehend" oder "nur so als Übergang" gekommen war, dem dehnten sich die Tage zu Monaten, die Monate zu Jahren.

So war es bei unserer lieben Frau Laue aus Königsberg, die "nur ganz kurz" ihren Bruder, den Dichter Siegfried von der Trenck⁵⁹, hatte besuchen wollen. Sie hat aber über 20 Jahre lang Freud und Leid mit uns erlebt, bis sie dann in einem Krankenhaus starb.

Ihre Nachfolgerin, eine heimatlose Baltin, Frau von Blankenhagen — die "liebe Dame von oben" — ist auch erst nach Jahr und Tag infolge eines Verkehrsunglücks nach langem Siechtum in die ewige Heimat gegangen.

Ja, und heute haust in dem Zimmer die "nur so zum Übergang" gekommene nette Studentin, Fräulein Henze auch bereits im 3. Jahr!

Außer diesen, uns vom Schicksal vor unsere Tür gespülten, kurz erwähnten Hausgenossen, die zu Freunden wurden, lebte ja auch unsere sehr geliebte Tante Martha, Konrads Schwester, seit 1945 ganz bei uns. Aus ihrer Wohnung in Wilmersdorf, wo sie nach dem Tode meiner Schwiegereltern wohnte, war sie von den Russen ausgewiesen worden. Auch mein Schwager Emil wohnte, nachdem er 1944 ausgebombt war, bei uns.

Von zwei Hausgenossen, deren Schicksal charakteristisch ist für die jeweiligen Zeitabschnitte berichte ich später.

In unserem Flur hängt ein Schild mit der Aufschrift:

"Gasthaus zum Geduldigen Lamm" — ein Geburtstagsgeschenk zu meinem 80. Geburtstag von Hannah von Lüthmann, Liselottes Freundin — einem häufigen Gast, der bei uns zu Hause war.

Ob ich immer "geduldig" war, weiß ich nicht recht — ich konnte wohl ganz gut heucheln!

⁵⁹ Der Jurist und Dichter Siegfried Theodor Julius Gustav von der Trenck (kurz Siegfried von der Trenck) (1882–1951) war Mitglied des nationalsozialistischen Rechtswahrerbundes.



Dr. Konrad Saenger

Pater familias

Also draußen gab es Erntesegen und Gefühl, drinnen im Herrenzimmer bei Konrad — Büchersegen und geistiges Leben. Neben schnell, aber aufmerksam gelesenen Zeitungen und Fachzeitschriften lagen aktuelle Werke der Gegenwart. Im Bücherschrank und in den Regalen nahm die geschichtliche Literatur einen breiten Raum ein, aber auch Philosophie und Geisteswissenschaften: Treitschke, Bismarcks Reden, Ranke, unser Freund und Nachbar Prof. Meinecke, aber auch Karl Marx — neben Kant und Nietzsche Spenglers "Untergang des Abendlandes". Naturwissenschaftliche Werke waren vertreten (Darwin, Haeckel, Dacqué u.a.) Zur Erholung las er gern Biographien: Gottfried Keller und Conrad-Ferdinand Meyer, dessen Gedichte er besonders liebte, waren immer griffbereit.

Christian Morgensterns "Galgenlieder" und "Palmström" und Johannes Trojans köstlich humorvolle Gedichte brauchte er kaum nachzuschlagen. Seine Lieblingsverse hatte er im Kopf und bei vielen Gelegenheiten auf den Lippen, z.B. in der Weihnachtszeit: "Ich denke hin, ich denke her — was soll ich meiner Tante schenken? ..." bis zu dem erleichterten Entschluß: "Ich will der Tante garnichts schenken, vielleicht schenkt mir die Tante was!"

Als Erinnerung an die Studentenzeit hatten das Liederbuch "Gaudeamus igitur" und das "Buch der Bowlen und Pünsche" — (feierlich wurde an jedem Silvester-Abend danach ein Punsch gebraut) — ihren bevorzugten Platz. Neben dem stets aufgeschlagenen großen Atlas stand der Globus. Und natürlich fehlten

auch Büchmanns "Geflügelte Worte" nicht und manche Nachschlagewerke. Denn: "Nachdenken macht Mühe — also wollen wir lesen!" hieß es oft scherzhaft bei Streitfragen.⁶⁰

Nicht immer war es im Familienkreis leicht, diesem viel-wissenden Vater — dem "lebendigen Lexikon" — standzuhalten. Da erwähnte er bei Tisch irgendeinen Namen oder einen Ort, und eins der Kinder fragte harmlos: "Wer ist denn das?" oder "Wo liegt denn das?" — "Was, das weißt du nicht?" und lachend-verzweifelt: "Hab' ich eine dumme Familie!"

Einmal, als Vati sich lauthals über ein Nichtwissen entrüstete: "Kinder, laßt euch das Schulgeld wiedergeben!" rief Hansel hoffnungsvoll aufhorchend: "Ja, — geht denn das?"

Ich kam mir, als Frau dieses klugen Mannes, oft sehr minderwertig vor. Wenn ich bewundernd und anerkennend sagte: "Ja, du bist ein Löwe!" strahlte er zufrieden.

Die Kinder hatten ihren Vater fast nur an den Sonntagen und wenn sie sich auch manchmal "blamierten" — im Grunde waren sie froh, einen so klugen Vater zu haben, bei dem sie sich Rat und Auskunft holen konnten. Bei seiner Aufforderung: "Wer geht heute mit mir spazieren?" herrschte allerdings manchmal Schweigen, in das er dann lachend hineinrief: "Schreit nicht alle so durcheinander!" Man hatte sich vielleicht gerade selbst etwas vorgenommen. Aber dann war man doch froh, den Vater einmal ganz für sich allein zu haben.

In der Danziger Zeit riß sich Liselotte darum, mit ihm im Olivaer Wald zu wandern und konnte nicht genug bekommen an anschaulichen Rechenaufgaben. "Sieh mal die Schafherde — wenn es 34 Schafe wären, dazu der Hirt und der Hund — wieviel Beine haben sie zusammen?" Später gab es dann Schulsorgen und die ersten Lebensprobleme mit dem immer verständnisvoll ratenden Vater zu besprechen.

Wer viel von sich selbst verlangt, fordert auch von anderen viel. Das empfand nicht nur seine Familie, sondern auch Assessoren, deren Ausbildung ihm anvertraut war, und von denen, sehr zu seinem Stolz, nicht einer im Examen durchfiel. "Kein bequemer Untergebener" — so las er einmal in seinen Personalakten. Nein, das konnte er nicht sein, denn er hatte eigene Ideen, die er, weil gut durchdacht, durchsetzen wollte. Er war auch kein bequemer Vorgesetzter, aber doch von allen geachtet und geehrt.

⁶⁰ Mein Vater verkündete immer wieder gern: "Ich und meine Bücher – wir wissen alles!"

Als Enkelin Marlies sich 1973 mit einem Diplom-Volkswirt verlobte, und ihr Peter ihre Familie kennenlernte, erzählte er zu unserer aller Freude, daß er ihren Großvater schon seit seiner Studienzeit als Vorreiter moderner statistischer Untersuchungsmethoden aus der Fachliteratur kannte.

Noch aber war nicht die Zeit des Ruhestandes. Es war 1925. Mein immer gesunder Mann, so stolz darauf, daß er niemals krank gewesen war, sollte in diesen drangvollen Jahren ein ganz schweres Erleben durchzustehen haben. Schon längere Zeit war er in zahnärztlicher Behandlung. Drei Tage vor Hildegards und Hansels Einsegnung kommt er nach Hause: "Ich soll sofort operiert werden! Es ist ganz dringend." Trotzdem beschlossen wir den Aufschub bis nach Einsegnung und Abendmahlsfeier.

Aus meinem Tagebuch:

Wohin mit den Gedanken — — ? Bevor die Großeltern kamen schnell ans Klavier und gesungen! Unser altes Festlied:

*Der Herr hat Großes an uns getan,
des sind wir fröhlich.
Und Fröhlichkeit öffnet dem Danke die Bahn . . .*

Fröhlich? Heute? Und Dank? Danken vor dieser schweren Operation? schrie es in meinem Herzen.

Da, was sieht mich aus der Ecke hinter dem Lutherschrank wie eine höhnisch grinsende Fratze an? Sie schien zu rufen: Hast recht, glaub' nicht an Hilfe! Zweifle!

Die ersten Kaffeegäste kommen, eine gute Gelegenheit, aufzuhören mit dem unpassenden Gesang. Aber nein! — Ich haue auf die Tasten. In trotzigem Glauben schleudern wir dem rasch verschwindenden Spuk den zweiten Vers entgegen.

"Wir gehen den Tagen, die kommen und gehen / im Glauben entgegen!"

Wenn diese Vision nicht der Herr Satanas persönlich gewesen ist, dann weiß ich nicht, wer es sonst gewesen sein soll!

Bei der Operation ging es — wohl durch den Aufschub — um Leben und Tod, bei der der ganze linke Oberkiefer entfernt werden mußte. Seitdem konnte Konrad nur mit der großen Prothese sprechen.

Drei Tage nach der Operation teilten mir die Ärzte mit, es sei bösartig — Krebs — gewesen. Im Höchstfall würde ich meinen Mann noch ein Jahr haben. Sie sprachen das Wort "Krebs" mit solcher Hochachtung aus, daß ich aufbegehrt:

viel größere Hochachtung hätte ich vor allem, was Gott an Heilkräften in seine Natur gelegt habe. Auf solche bornierte Torheit reagierten die Ärzte mit mitleidig-rücksichtsvollem Lächeln, in dem aber auch die Hilflosigkeit der ärztlichen Kunst lag. "Gegen Krebs haben wir noch kein Heilmittel gefunden." Nicht nur ein Jahr: zweiundzwanzig Jahre habe ich ihn noch behalten! Und er starb nicht an Krebs sondern von einer russischen Kugel getroffen. Dieser Fall steht nicht nur in meinem Gedächtnis, auch in den ärztlichen Annalen als "einmalig".

Geistige Strömungen

Im Rückblick scheint mir das Fragen und Suchen dieser zerrissenen umbrechenden Zeit nach dem 1. Weltkrieg fast dieselben Probleme zu enthalten wie die heutige. Aber kann man heute auch noch dazu schreiben: es sind Probleme, die die Zeit eigenartig lebendig machen?

In dem zerstückelten, geschlagenen (aber nicht *zer*-schlagenen) Vaterland damals war es lebendig, war das Wachwerden für Werte zu sehen, die nicht nur in der Umbildung äußerer Formen lagen, sondern die so gemeint waren wie 1963 die Worte von Tibor Dery, eines der selten gewordenen "großen, alten Männer":

"Nehmen Sie dem Menschen nicht das einzige Recht, das er besitzt! Nehmen Sie sich in acht vor ihm: seinen letzten geistigen Besitz wird er leidenschaftlicher verteidigen, wie Sie Ihre letzten Bankeinlagen!"

Ähnlich mahnte Eduard Spranger⁶¹ mit beschwörender Stimme zu "tapferem Widerstand des Geistes in einer aufs Tragische hin konstruierten Welt" und forderte "eine Synthese von Nationalbewußtsein und europäischem Bewußtsein zu suchen", deren Zusammenklang er "in deutschem Geistesleben wurzelnd" fand.

⁶¹ Eduard Spranger (1882–1963) war ein profilierter Vertreter einer "geisteswissenschaftlichen Pädagogik" und als Hochschullehrer (ab 1919 in Berlin) sehr populär. Aufgewachsen in der nationalkonservativen Tradition der preußischen Tugenden, begegnete Spranger der Weimarer Republik mit Skepsis. Politisch stand Spranger der Deutschen Nationalen Volkspartei nahe. Noch 1933 trat er dem republikfeindlichen Kampfbund Stahlhelm bei. Ebenfalls 1933 erklärte er, der "positive Kern der nationalsozialistischen Bewegung" darin zu erblicken sei, dass der "Sinn für den Adel des Blutes und für Gemeinsamkeit des Blutes" betont und "bodenständige Heimmattreue" sowie die "Sorge für einen leiblich und sittlich hochwertigen Nachwuchs" gefordert werde. Jedoch distanzierte er sich von etlichen Momenten der NS-Ideologie und ihren praktischen Auswirkungen, insbesondere antisemitischen Verlautbarungen innerhalb der Universität. Ein Rücktrittsgesuch als Hochschullehrer, das er 1933 einreichte, zog er noch im selben Jahr wieder zurück. Er blieb bis 1945 Hochschullehrer, ohne Mitglied der NSDAP zu sein. Im April 1938 initiierte Spranger, nun Vorsitzender der Ortsgruppe Berlin der Goethe-Gesellschaft, den Ausschluß jüdischer Mitglieder der Ortsgruppe. (Nach Wikipedia)

Um diesen "geistigen Besitz" ging es damals — wie ja auch heute noch. Nur gibt es einen Unterschied, soweit ich sehe: damals gab es noch eine ganze Menge geistiger Besitztümer und Lebensziele, die verknüpft waren mit festen Begriffen wie Heimat — Vaterland — Gott. Gerüttelt wurde auch damals schon daran, aber man kämpfte noch sehr intensiv um diesen Besitz, den man heute oft als nicht mehr vorhanden ansieht — oder — verschweigt. Neben dem notwendigen und ehrlichen Kämpfen, Demonstrieren, Umorganisieren und Kritisieren von Staat und Gesellschaft geht der Kampf um diesen Besitz heute jedenfalls sehr viel mehr "nebenher".

Aus meinem Tagebuch November 1933:

Hier in Berlin ist jetzt ein Wachwerden und Aufhorchen, wie es noch vor Wochen unmöglich gewesen wäre.

Konrad kam begeistert von einem Gespräch mit Spranger zurück: "das ist doch mal ein Mann, der nicht resigniert, sondern die Hoffnung hat, daß Deutschland nach langer Erschöpfungsperiode nach dem 1. Weltkrieg endlich erwacht!"

In diesem Zusammenhang möchte ich eine Karte von Eduard Spranger erwähnen, in der er sich allgemein für die Glückwünsche zu seinem 60. Geburtstag (1942) bedankte:

"Ich bitte die Versicherung entgegen zu nehmen, daß jeder Klang von Treue in mir ein gleichgesinntes Echo ausgelöst hat. In der deutschen Welt ist es jetzt nicht an der Zeit, bei persönlichen Gedenktagen zu verweilen. Aber alle Kraft, die der Mensch an seinem bescheidenen Teil in das große gemeinsame Dasein hineinzugeben vermag, nährt sich von Erfahrungen und Gewißheiten, die in der Stille durch die fruchtbare Begegnung von Seele zu Seele gewachsen sind. So bereichert durch Vertrauen und Liebe danke ich allen Freunden bewegt für einen Tag, der mich gestärkt hat, noch eine Spanne weiter zu gehen im Lernen, Dienen und Lehren. Man lehrt aber nur, was man im Dienen gelernt hat."

Dazu schrieb er noch persönlich:

"Hochverehrter Herr Präsident!

In gewissen Festzeiten hat man vielleicht das Recht, aussprechen zu dürfen, was sonst als vorlaut erscheinen könnte. Ich wage es daher, heute zu sagen, daß ich mit Bewunderung seit Jahren aus der einzigartigen Weite Ihres Blickes und der Fülle Ihres Wissens Gewinn ziehe. Auch dafür Ihnen zu danken, ist mir als einem

bescheidenen Mitglied der Staatswissenschaftlichen Gesellschaft herzliches Bedürfnis.

*Mit verehrungsvollen Grüßen von Haus zu Haus
Ihr Eduard Spranger"*

Nach der Katastrophe des 2. Weltkrieges aber charakterisiert Eduard Spranger das "Dritte Reich": daß sich in ihm ein "flacher Aufklärungsgeist" mit der Sehnsucht nach der "mythisch-magischen" Kraft einer rettenden Persönlichkeit vermischt habe. –

Was Konrad an Spranger so besonders gefiel, an seinen Vorlesungen wie auch im persönlichen Verkehr, war seine Sorge um das Schicksal der abendländischen und der Weltkultur überhaupt, und daß er immer wieder zur Verantwortung für die Zukunft aufrief.

Aber — wie sah diese Zukunft aus?!

Hier meine Tagebucheintragung in dieser — nun sehr krisenhaft werdenden Zeit — Februar 1933:

... Hitler nun Reichskanzler! "Hol's der Teufel!" (oh, oh, Erna!) Ist nun auch die parlamentarische Demokratie zerstört — der Weg frei zu einer Einheitspartei, wie es heißt? "Einheit"!! Das bedrohte Vaterland, "droht zu verlöschen", "Heimat" auch, und "Gott"? Hier und da ist er wohl auch noch im Munde: der "Herrgott", der "Allmächtige", aber bedroht von einer Macht, gegen die Eisen und Stahl, Bomben und Bunker keine Waffen mehr sind.

Nanu — was sollte das für eine Macht sein, gegen die es heutzutage keine Waffen gäbe?

Nun: schon zu Zeiten eines Paulus gab es solche Macht, die man nur "angezogen mit dem Harnisch Gottes bestehen kann." (Eph. 6,11) Gegen wen geht es denn? Die Amalekiter, die Römer, die Ägypter? Nein, er schreibt: "Gegen die listigen Anläufe des Teufels!" Teufel — wer ist das?

Der "Herr dieser Zeit", der "alt-böse Feind", dem Luther noch so herrlich das Tintenfaß ins Angesicht schmeißen konnte in seinem Kampf mit den bösen Mächten der Verzweiflung und des Zweifels!

Wer zweifelt — also: "in zwei fällt" — der sinkt. Man wird mit dem Leben nicht fertig, wenn das "Böse" nicht als ganz reale Wirklichkeit deutlich wird, und wenn man "Engel" und "Teufel" einfach unter den Tisch fallen läßt, wie die Kirche es oft, leider viel zu oft, getan hat, statt sie getrost beim Namen zu nennen.

Es kämpft sich besser, wenn man Realitäten sieht, statt Utopien. Der alte Blumhardt⁶² in Möttlingen hätte die "Besessenheit" seiner Pfarrkinder nicht heilen können, wenn er nur Psychologie angewandt hätte, statt dämonische Mächte zu bekämpfen!

Wir kennen alle das Dürerbild "Ritter, Tod und Teufel". Häng's dir an die Wand, Jugend von heute! Es will dir etwas sagen für die Lebensstraße: "Geradaus ist der beste Renner." Schnurstracks und unerschrocken vorwärts! Und will dir der Verfolger da hinten den Knüppel zwischen die Beine schmeißen: guck dich nicht um! — bleibe nicht an der Vergangenheit hängen. Ihr seid Gegenwartsmenschen und zukunftsfreudig. Wer mit Harnisch und Schild einer höheren Macht angetan ist — aber auch nur dann — der reitet getrost durch dick und dünn.

Dürer's Bild sei veraltet, meint ihr?

Alt — ja, aber ver-altet — nicht! Denn der uns da folgt auf Dürer's Bild — ist er wirklich Vergangenheit? Oder ist er noch da?

Gott — er ist Vergangenheit und Zukunft! Und auch Teufel und Tod werden in aller Zukunft da sein.

Wenn das von der heutigen Jugend nicht erkannt wird, wird sie einer eventuellen nächsten Dämonie ebenso verfallen, wie die Generation damals. Das könnt ihr mir glauben!

Ich will ja die Zeit nun wirklich nicht verteufeln und es mag falsch sein, wie ich es sehe. Aber bei der Frage der Jugend heute, warum unsere Generation sich nicht aufgebäumt habe in der Hitlerzeit, ist doch wohl eins klar: das geistige Rüstzeug zum Kampf (nach Epheser 6) ist in der Rumpelkammer liegengelassen!

Eines Tages kommt Konrad nach Haus: "Hier — eine Einladung zu einer "Oxford-Gruppe". — Was ist das?"⁶³

"Weiß ich auch nicht — wollen wir hingehen?" — Natürlich wollen wir!

Dort waren etwa 40 Menschen versammelt. Alle saßen im Kreis wie beim Pfänderspielen. Jeder sollte aus seinem Leben erzählen, ob und was und wie er zu irgend einer göttlichen Erkenntnis gekommen sei.

Schlicht und sehr ernst und aufrichtig sprachen die jeweiligen Leiter, hier der Oberst, dort der Oberregierungsrat und auch der bekannte Frank Buchman von der "Moralischen Aufrüstung", mit einer Tiefe und einer Wärme von der Not der Zeit,

⁶² Johann Christoph Blumhardt (1805-1880), Begründer der württembergischen Erweckungsbewegung (auf dem Hintergrund des schwäbischen Pietismus).

⁶³ In den späten 1920er Jahren bildeten an der Universität von Oxford einige Studenten eine "Oxford-Gruppe". Als Begründer gilt Frank Buchman (1878-1961), der 1938 als Gegenpol zur weltweiten Kriegsaufrüstung zu einer "moralischen und geistigen Aufrüstung" aufrief.

die eine solche Besinnung notwendig mache, daß man alle Skrupel oder Hemmungen beiseite schob und mitgehen mußte.

Konrad ging noch einmal zu solch einem Gruppenabend "nur für Männer" und ich erlebte in einem anderen mit viel Jugend einen humorvollen Schluß: Nach sehr langer Meditation erhob sich einer schmunzelnd und erklärte: "Mir hat eben der Heilige Geist gesagt, daß in fünf Minuten meine letzte Straßenbahn geht."

Ob diese Äußerung — da sie von einem Pfarrer kam — etwa sarkastisch gemeint war, wage ich nicht zu beurteilen. Die Kirche stand solch "familiären" Andachtsstunden oft skeptisch gegenüber. Ich hielt es für Humor.

"Klar — wahr — vergnügt!" — urteilte mein Kon auf dem Nachhauseweg nach einer solchen Stunde, meinen Arm nehmend, und ich schrieb in mein Tagebuch:

"Über all dem Verworrenen dieser Zeiten steht klar und still die ewige Wahrheit, die wir in unserer Bibel und Gesprächsstunden so oft zerpflücken mit all dem Zergrübeln und Diskutieren, weil's die Jugend so will. Will sie es wirklich? Oder läßt man nur Gott nicht genug Raum, an sie heranzukommen?!"

Jugend

Mir als Mensch aus dem vorigen Jahrhundert erscheint es geradezu kurios, wie die jungen Menschen damals fast dieselben Probleme wälzten wie die Jugend heute. Sie sehnten und sehnten sich nach einer Ordnung, nach einem Gesetz, das ihrem Leben Grund und Richtung geben kann. Eins allerdings war damals anders: zur richtigen Lebenskunde gehörte die Bibelkunde einfach dazu.

Ich erlebte das sehr intensiv mit durch meine heranwachsenden Kinder und auch in dem aus meiner Kindergottesdienstarbeit entstandenen Jugendkreis bei uns im Haus, in dem ich versuchte, die Bibel als Zentrum in die Mitte zu stellen.

Wir machten "Spaziergänge" (suchten bekannte Sprüche). Wir machten "Schulenausflüge" (indem wir nach den Zusammenhängen verschiedener Stellen forschten) oder auch "Entdeckungsreisen" und "Abenteuerfahrten", auf denen wir die biblischen Wahrheiten für unser persönliches Leben erkennen wollten. Das wurde ein sehr vergnügliches Wälzen der Bibel unter dem Motto: Im Auslegen sei frisch und munter — legst du nicht aus, legst du was unter!

Ich werde wohl manches Mal etwas "untergelegt" haben, denn in meinem Vorbereitungsbüchlein steht verschiedentlich: "Wir kamen ganz wo anders hin."

Oder: "Nichts von alledem genommen, denn Gisela kam gleich mit der ihnen in der Religionsstunde vorgelegten Frage, warum man zum Verständnis des Neuen Testaments das Alte noch brauche." Natürlich gab es daraufhin eine "Entdeckungsfahrt" ins Alte Testament. Oder: "Irmchen fragte heute gleich nach dem Singen, ob Gassenhauer schlecht wären, und Dora hielt Singen überhaupt für ein Überbleibsel der Romantik". (Und hieß doch selbst Dora Nachtigall!)

Natürlich gab es daraufhin "Spaziergänge" zu den Urquellen von Lob und Dank und Freude z. B. den Psalmen.

So kam man recht bewegt vom Hundertsten ins Tausendste, fand aber, wie Friederun einmal sagte, "alles von uns" auch in der Bibel wieder.

Konzentrierter hat dann Liselotte den Kreis fortgeführt in Verbindung mit dem Burckhardtthaus, der in Dahlem gelegenen Zentrale des "Evangelischen Verbandes zur Pflege der weiblichen Jugend". Sie war "Weggenosse" — so nannte sich die Jugend der höheren Schulen. Gegründet war der Verband um die Jahrhundertwende von Pastor Johannes Burckhardt, der die Not der weiblichen Jugend, vor allem der "Dienstboten", die vom Lande kommend heimatlos in der Großstadt und daher besonders gefährdet waren, erkannt hatte. Jetzt, in den zwanziger Jahren, weitete sich die Arbeit aus. Die Jugend wollte nicht mehr "gepflegt" sein, sie wollte selbständig mitarbeiten und gestalten, angeregt durch die "Wandervögel", die mit Schillerkragen und Rucksack frohbeschwingt die Welt in ihrer Weise eroberten, mit Laute und unbeschwertem Herzen, tausend Lieder kennend.

(Ahnen besorgte Eltern heute, was das damals bedeutete, seine Kinder aus dem behüteten Elternhaus einfach auf Wanderfahrt ziehen zu lassen?!)

Diese Jugendbewegung brachte auch für die evangelischen Jugendverbände eine Neubesinnung. Es wurde nach jugendgemäßen Formen des Zusammenlebens gefragt, aber vor allem auch nach dem besonderen Auftrag von der Bibel her.

Für die Jungens gab es den C.V.J.M. (Christlicher Verein Junger Männer). Ich erinnere mich noch, als ich bei Großpapa in der Mohrenstraße wohnend, in der Pestalozzi-Fröbel-Zeit, eines Abends viele Menschen in ein Haus strömen sah, und — neugierig, wie ich war — fragte, was denn da los sei. "C.V.J.M", war die Antwort und — auf mein verständnisloses Achselzucken hin, dann: "Na ja, so'n christlicher Verein!" Natürlich lief ich mit. Als ich in dem großen Saal da hinter dem Hof nur junge Männer und Jungens sah, nahm ich tief erschrocken schleunigst Reißaus.

Aus dem C.V.J.M., den Freiherr von Rotkirch gegründet hatte, war mit den Jahren eine Studenten-Arbeitsgemeinschaft entstanden, kurz St.A.G. genannt, der Hellmut angehörte. Eine andere Jugendorganisation, die die männliche Jugend der Provinz Brandenburg zusammenfaßte, geführt von Freiherr von der Ropp, nannte sich "Christliche Spielschar", (in der Kirchenkampfzeit dann "Christliche Kampfschar"). Diese Gruppe zog in den Gemeinden umher mit kleinen Aufführungen und Spielen, ernst und humoristisch, die viel Anklang fanden, weil sie frohe, ins tägliche Leben hinein wirkende geistige Stützen zu, vermitteln versuchten.

Von der Ropp hatte ein kleines blaues Büchlein drucken lassen mit der Aufschrift: "Das Evangelium". Darin hatte er alle vier Evangelien, Johannes als erstes, dem Inhalt nach wie eine fortlaufende Geschichte wiedergegeben mit einzelnen Überschriften, wie z. B. "Der erste Platz" — "Der Bruder" — "Glaube und Pflicht" — "Unkraut" — usw.

Der "Bibelkreis höherer Schüler" (B.K.), aus dem namhafte Männer hervorgegangen sind wie Hermann Ehlers, der spätere Bundestagspräsident u.a., hat oft an unserem Kamin unter der Leitung des immer fröhlichen Herrn Schacko zusammengesessen.

Themen wie "Der christliche Student in seiner Entscheidung für Staat und Volk" — "Naturwissenschaft und Christentum" — "Praktische Psychologie und Sexualwissenschaft" bewegte die studentische Jugend, und alles stand unter der Lebensweisheit Conrad Ferdinand Meyers: "Ich bin kein ausgeklügelt' Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch!"

Woher ich das alles weiß? Sie haben mich verschiedentlich als "Studentenmutter" auf ihre Tagungen geholt. Ich verstehe heute noch nicht recht, warum sie dazu eine so abgerackerte Hausfrau brauchten. Nach Blankenburg im Harz ging es — der Billigkeit wegen — in einem Planwagen. In den acht Stunden Fahrt lernte ich die liebe Jugend schon ganz schön kennen — und sie mich!

Von dieser Tagung aus meinem Tagebuch Oktober 1932:

Ich weiß nicht: bin ich nun alt oder bin ich jung?! Als ich vorhin oben am Lagerfeuer, umringt von strammstehenden Jungscharen, die Hände zur Kette fassend, den Treuspruch leistete: Wahrhaft und wehrhaft, — trutzig und treu — und mitsang: "Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ" — und als wir dann auf dem Rückweg zum ‚Allianzhaus‘ als "Quellensucher" schluchten-gefährliche steinige Abwege suchten, da war ich bestimmt genau dieselbe so romantisch begeisterte, mit allem Jungen und-Echten mitstürmende Seele wie einst! Was ist einst? — Was

ist jetzt? — das eigentliche Sein des Menschen wandelt sich nicht; es muß nur mal von aller Stuben-Geistigkeit gelöst ursprünglich werden können!

Abends war "Volksabend". Das Jungvolk führte seinen "Lager-Zirkus" vor — z.B. "Hast du meiner Großmutter Latschen nicht gesehen?" — als Theater — Kino — Oper — Tragödie — Komödie — und andere humorvolle Darbietungen.

Montag 7 Uhr — "R-r-r-r-" schrillt die Glocke!

Um 7.30 Uhr ist alles am Kaffeetisch — war man sich noch fremd? Ich freue mich, Bekannte aus Lübbenau zu sehen — Hermann Fauth — den kleinen Höhne-Pastor mit seinen blanken Augen.

Stramme Arbeit im Gemeindesaal: "Theologie der Gegenwart". Was sind sie alle klug in der Diskussion, klar und logisch, es wird ganz ordentlich in mir! "Wir können von Gott nur reden in "Ja" und "Nein":

"Die neueste Theologie ringt um das Wort Gottes: Barth überbietet die Bibel".

"Denk Mystik — der Mensch kann mit seinem Denken die Gedanken Gottes richtig nachdenken".

"Pfarrer auf der Kanzel muß "Prophet sein" — Kierkegaard — (Beziehung zwischen Hosea und mir z. B.)

Klein und immer kleiner wird man! Dem großen Pastor Lehnert mir gegenüber und dem kleinen Pastor Fresdorf sieht man an, daß ihnen eine ganz neue Welt aufgeht. Mutter Fresdorf und die Schwestern Lehnert sind arg benommen, der alte Herr von Massow aber hält — stark mitgehend — tapfer durch. Ich auch. "Ich wollt', mir wüchsen Flügel", damit ich mit und rüberfliegen kann über all die Unterschiede von Marxismus — Sozialismus — Kommunismus! Mit all den ...ismussen komme ich nicht mit, — gut, daß es nicht noch einen "Christizismus" gibt, sondern ganz einfach nur einen "Christus"! Der "Nationalsozialismus" spukt ja auch schon dazwischen!

Ich muß ja meinen Schluß noch machen zu meinem Vortrag morgen. "Der Kampf um die letzte Schanze" — (oder meinen sie am Ende "Chance"?!) Ganz egal — es soll um die Ehe gehen — so ein Blödsinn, darüber Worte zu machen! Und sie haben noch ein ganzes Jungmädchenheim dazu geladen! Daß mein Hirn nicht einfriert hier in meiner kalten Bude, macht nur das warme Fluidum, das hergeht zwischen Mensch und Mensch.

Zum Bibbern bleibt mir keine Zeit — ich muß mich also an das Napoleonwort halten: "Fürchtet euch vor nichts so sehr wie vor der Furcht!"

Beim Abendbrot rückt Herr Pastor Arnold scherzhaft ab — von einer "Frau Präsident", die ihm da vorgestellt wurde. Ich gebe öffentlich bekannt, daß ich nur "Mensch" sein will, nicht "Titulatur"!

Mittwoch: Ich sitze nun nicht mehr am "Prominententisch", sondern "mittenmang". Nicht übelnehmen, Frau Fresdorf, Fräulein Rennert — (die anderen "Studentenmütter) — daß ich ihre Einladung zum Kaffeestündchen ablehnte. Ich mußte mitgehen mit der Jugend, von der hohen Geistigkeit hinweg in die junge Gedankenwelt hineinhorchen. Alles zu meinem Vortrag wird nochmal umgebaut!

*Wirke und strebe! Aber lebe!
Schaffe und ringe! Aber singe!*

Mein Gefühl hinterher war: "Vergaloppiert!" Ich war nur baß erstaunt, wie an den nächsten Tagen auf den Spaziergängen immer wieder ein anderer der jungen Leute mir so offen seine Liebes- und Eheprobleme anvertraute.

Donnerstag: Heute ging's nach Saalfeld zu den Feengrotten! Halb zwei Uhr Abmarsch! 8 km hin — 8 km zurück! Der Saale "heller Strand" war ziemlich dunkel, — das Birkenlaub um so goldener, ein Kätzlein auf dem Baum träumte von Sonne und Vögeln! Und dann stand man still — tief innen in Gottes Bergen, in den Feengrotten — in eisigem totem Schweigen unter lebendiger Erde in einer Höhle. Urewig rinnt und tropft und quillt es in geheimnisvoller Helligkeit!

Ist's Teufelsspuk? — Märchenzauber? ... Die Phantasie schenkt Gott uns wohl als frohes Feierkleid, hie und da über die geradlinige Seele zu stülpen, um ein paar Luftsprünge zu machen ins Nebenreich!

Ich jedenfalls sprang von Märchen zu Märchen!

Waren wir hundert Jahre verzaubert gewesen, als wir dann losstürmten gegen Windsbraut und Eisgraupel? Beim Querfeldeinlaufen war das wie eine Befreiung von allerlei Gedankenkram. Der vernunftbetonten "Ja — aber — Natur" des korrekten Juristen-Assessors Herbert Schulz wollte das nicht gelingen. "Wird dieses Quellwasser mir nicht schaden? Es könnte doch eine tote Katze darin gelegen haben!" — "Wäre es nicht vernünftiger, den vorgeschriebenen geraden Weg zu nehmen, statt diesen holprigen Umweg an Abgründen vorbei, in die man stürzen könnte?" — "Hättest du dich nicht besser mit Schirm und Gummijacke versehen sollen, statt jetzt völlig durchnäßt zu werden?"

"Hättste — hättste — hättste —". Ja gewiß! Du hättest einen unverdorbenen Mantel, bequemes Gehen und keine Bazillenängste. Aber: wo blieben auf gerader Straße die Entdeckerfreuden? Am Mantel-Gedanken klebt Geld, — an Gesundheits-Sorgen Körperlichkeit ... wenn ich aber, na, sagen wir: den Geist als meinen Begleiter mitnehme bei meinem Losstürmen, dann steht all das andere unter dem, und ich bin frei! Frei für Wichtigeres!

Wagt es doch, natürlich zu sein, ihr verkrampften Stadtmenschen!

Da fragt nun der Eine, ob er die Landpfarrstelle annehmen soll? Er — der so geistig Gebildete bei dem fehlenden Geist der Landleute? (Aber hat der was zu tun mit dem heiligen Geist, den ein Landpfarrer entfachen soll?) Eine andere, ganz heikle Schicksalsfrage: "Muß man sich nicht von einem Mädels lösen, die von einem Studenten einen Bierzipfel bekommen hat?" Oder: "Kann man es mit einer "Freundin" wagen, die 14 Jahre älter ist, als man selbst?"

All das ging so sachte nebenher auf der Landstraße im Dämmerlicht und unter Begegnungen von Ochsen, Dungfahren und Gänseherden!

Freitag: Nachmittags gibt's eine Fahrt ins Schwarzatal. Fast sind die jungen Menschen zu problembeladen, um froh und frei singen zu können:

*"Wir wollen zu Land ausfahren über die Lande weit,
aufwärts zu den klaren Gipfeln der Einsamkeit!
Lauschen, woher der Bergwind braust,
schauen, was hinter den Bergen haust,
und wie die Welt so weit!"*

Schnee und Spuk von gestern sind vorbei — Schulzchens Schwermut wohl auch: lustig — zum ersten Mal lustig — rief er alle auf zum "Höhenblick", von dem wir tags zuvor gesprochen hatten, bei dem alle die kleinen Nichtigkeiten des Lebens verschwinden.

"Wir können nicht sehen, ob sich die Menschen da unten streiten oder sich küssen, — ob der Wagen da rechts oder links rum fährt", neckte er mich. — "Ach, da ist ja auch der Quell, dem wir nachlaufen sollen! — Raus! Frau Saenger muß eine Handvoll Quellwasser haben —" schon springen sie aus dem Wagen 1-2-3-4 und mit mir den Abhang hinunter zur sprudelnden Schwarza, auf der die Sonne glitzerte.

Schulz, der Besonnere, immer zuerst, lustig, kindhaft, echt "losgelassen"! Der gute Fauth lief sich die Lunge aus, um den Wagen, der natürlich weitergefahren war, einzuholen — vergeblich! Wir mußten tippeln bis Schwarzburg! Tja — was

nützt bei solchen Seitensprüngen, die man spontan unternimmt, aller "Vorbedacht"!

Den tiefliegenden Fragen der Jugend nach konkreten Erlebnissen nach so viel geistiger Dogmatik entgegenkommend, hatte die Leitung einem im Ort sehr bekannten und beliebten Mann und Ratgeber zu einer Zusammenkunft gebeten. Die hatten drei von uns durch den verlängerten Ausflug versäumt. Schulz aber wollte solchen Abschluß unserer heißen Debatten. Wir meldeten uns bei ihm an. Punkt halb sechs Uhr standen wir vor dem idyllischen kleinen Gartenhäuschen.

"Herein!" — Vater Fritzsche saß in seinem Armsessel im mollig-warmen Stübchen, mit Petroleumlampe, Wandsprüchen und hohem Bett, mit Morgenschuhen, Büchern und Bildern. Es war so traulich, so heimelig, so weitab von allem Geklügel der großen Welt.

"Da sind wir, Vater Fritzsche! Und nun erzählen Sie uns aus Ihrem Leben, ja?" Welch nie gelesener Spruch da an der Wand: "Weißt du nicht? Hast du nie gehört?" (Jes. 40)

"Jesus" stand über dem hohen Bett. "Jesus" stand über dem Ofen. "Jesus" stand über dem Sessel.

Unserem Blick folgend sagte er: "Ja, um Jesus geht's nämlich immer. Von Gott und Christus, da kann man reden, auf Eisenbahn und Straße, aber bei Jesus — ", seine Augen sannen in die Vergangenheit, "da fängt die Feindschaft an!" "Feindschaft?!"

Sein weißer Kopf nickte und blickte uns lächelnd an: "Na, sagen wir, das "Sich entscheiden-müssen", das "Ins-Leben-übersetzen". Sehen Sie, der Christus-Geist ist schon eh und je dagewesen, aber den Menschen nahegebracht ist er erst durch Jesus!"

Assessor Schulz sah mich an, als wollte er sagen: "Warum haben wir denn nicht von Jesus gesprochen bei all dem Kampf?" — "Vater Fritzsche, " fragte er dann, "hat es nicht ein Mörder vielleicht leichter, umzukehren, als so ein tugendsamer Alltagsmensch? — Und wie ist's mit Gott und dem Teufel?!" Fest und bestimmt kam es aus dem alten Mund: "Sehen Sie, Gott ist gerecht! Und weil er das ist, muß er auch dem Teufel gerecht werden als einem seiner gefallenen Geister. Sonst wäre er kein gerechter Gott."

"Aber stiftet Gott denn den Teufel an zur Erziehung des Menschen?" "Nein, — aber er läßt es zu und kann jederzeit daraus erretten. Jesus steht ja in dem Riß. Das ist es ja, woran ich so froh geworden bin in meinem schuldvollen, vom Teufel geplagten Leben. Man nennt's Gnade — in's Licht gehoben werden. Ich sage: Jesus hat alles ausgelöscht, weggenommen. Ich bin ein glücklicher Mensch."

Und er sah wirklich glücklich aus, als er so bedächtig mit seinem weißen Kopf nickte.

"Wollen wir jetzt beten?" fragte Vater Fritzsche.

Wie einfach ist das doch alles! Kampf und Sturm und Unruhe und Frage — alles fällt wie welke Blätter zur Erde, unter Vater Fritzsche's Bett, unter seinen Sessel, ins Öfchen und hinter die Jesussprüche an der Wand. Da kann er bleiben, der Teufel, da tut er nichts!

Wir gehen durch das Gärtchen mit den letzten Rosenblüten durch die Sternennacht — ganz ohne Worte. Jeder steht schließlich allein vor seinem Gott. Erst als wir ins Gäss'chen vor dem Allianzhaus einbiegen, kommt es neben mir aus übervollem Herzen: "War das doch gut, daß wir gestern zu spät kamen!"

Abstieg in den Alltag

Tags darauf sieht alles schon wieder etwas erdnäher aus, wie's zum Bahnhof ging mit Rucksack, Hut und Koffer. Fangen wir nicht jetzt erst an, uns richtig zu kennen? Geht ihr leichter unter euern Päckchen als beim Herkommen? Tragt ihr Schätze voll Segen nach Haus?

Alle — die schon lieb Vertrauten und alle die Namenlosen — gehen nun wieder in den Alltag hinein, "als die Unbekannten und doch bekannt", verbunden durch ein Etwas, was nicht nur im Diskutieren über diesen Tagen stand.

Schulz sitzt im Büro und wälzt Fahrpläne und Karten, um den Alltag noch einen Tag hinauszuschieben. Er packt mit schwerem Ruck sein gerade mal ausgepacktes eigentliches "Sein", das "Kindsein" und "Durchgehen" fein ordentlich und korrekt in die Schublade. Aber er ist noch nicht fertig mit all dem Aufgewühlten.

"Kommen Sie mit nach Rudolstadt, wir müssen's zu Ende bringen!" Und tatsächlich: ich telegrafiere Machholz in Jena (unserem früheren Pfarrer in Dahlem, den ich besuchen wollte) noch einmal ab!

Dieser neugebackene Assessor der Rechte, (mit dem ich dann noch lange durch Briefe und Besuche in Verbindung stand, bis der Ausbruch des Krieges das abschnitt), war Kommunist vom reinsten Fahrwasser. Politisch war uns das ganz egal. Aber er suchte einen Sinn, eine höchste Zielsetzung zu persönlichem Leben, also mit anderen Worten — er suchte Gott. Den fand er im Kommunismus nicht.

Es ging um letzte praktische Konsequenzen: um seine Eheschließung. Soll er die nehmen, die ihm über den Weg geschickt wird, oder soll er auf die warten, die Millionärin ist und die er sich erträumte nach eigenem Ermessen, wie die "Vernunft" es verlangt?

Wir fragten uns, soll man dem Materiellen (dem Mechanismus, der Technik, den Gesetzen um einen) die führende Rolle einräumen, die nur der Kraft gebührt, die all diese Gesetze mit einem Schlag umwerfen kann, wenn sie will?

Eine dämonische Gewalt liegt in jedem System, neben der segensreichen Ordnung, die es sein kann und sein soll. Gesetz ist nicht das Letzte, Gesetze wachsen nicht. Aber alles in der Welt soll wachsen, organisch und über die Gesetze hinaus, die letzten Endes nur dazu führen, sich (und andere) als Schöpfer anzusehen!

Mit selbstgebauten Hecken und Mauern hört die Welt noch nicht auf: seh' ich nicht durch und kann ich nicht rüber — nun — so glaube ich dennoch und erst recht, daß dahinter erst der wahre Jakob steckt.

Kann ich die Quelle nicht ausbuddeln aus der Erde: nun — so glaube ich dennoch und erst recht, daß die kräftigsten Erdsalze unter der Erde liegen! Bei schwerwiegenden Entschlüssen heißt es: entweder mit dem Verstand — Berechnung, Vorsicht, — oder mit Gott! Beides zusammen hebt sich auf. Beides zusammen ist nicht "Glaube"! Paulus sagt "Wie —: heben wir denn das Gesetz auf durch den Glauben? Das sei ferne!" (Röm. 3,31)

Einen Vortrag halten ist ein Kinderspiel gegen einen solchen Kampf um ein Einzelschicksal! Hatte er nicht recht, mit dem was er da in scharfer Logik vorbrachte? Familie gründen — in der Unsicherheit der Zeit? Das ist bodenloser Leichtsinn, Verantwortungslosigkeit sondergleichen!

Ach — ich habe ja keine Logik! Das ist das grenzenlos Schöne, aber auch das grenzenlos Schwere, trotzdem mit anderen die Klängen zu kreuzen. Logik ist — Kandare reiten? Muß auch mal sein. Aber — Vollgefühl des Lebens gibt's erst, wenn man den gesunden Menschenverstand Galopp laufen lassen darf.

"Na, nu mal sachte mit de jungen Pferde!" würde Kutscher Pubanz aus Kensau sagen.

Ich sagte es mir oft genug selbst, wenn mich das Leben fortriß in solcherlei Strömungen hinein. Den Berg hinaufstürmen ist Lust, und die weite Sicht aus der Höhe — das ist ein Atmen der Seele! Das Herabsteigen in die Niederungen aber macht schmerzhaftes Knie!

Wir fanden den richtigen Abstieg nicht so schnell, sondern holpterten und stolpterten und trotteten durch Rudolstadt's Kleinstadtgassen, hoffend, unserem Blankenburger "Ich" zu begegnen.

Wir waren gerade am Schillerhaus.

"Da, nach der Höhe hat Schiller gesehen, als er die Glocke dichtete," suchte ich den großen Trotzkopf zu trösten.

"Aus der Wolke quillt der Segen, / strömt der Regen —" (er strömte wirklich!)

"Unsinn," konterte er. "Nach unten hat er gesehen. Er schilderte doch das Leben in aller Verworrenheit! Da heißt's Vernunft!"

"Reiten will ich die Vernunft, nicht von ihr geritten sein!" Ein edles gutes Roß hat mir der Herrgott geschenkt mit der Vernunft, gesattelt und gezäumt mit allen fünf Sinnen. Und in froher Sicherheit traue ich ihm zu, daß es mich rüberträgt über Stock und Stein! Wer will, vertausche es mit einem Esel, der vor jedem Hindernis bockt! Aber die Zügel in der Hand halten muß ich!

Gibt's keine Brücke zwischen Verstand und Gefühl? Doch!

"Denn dazu ward ihm der Verstand,
daß er im inneren Herzen spüret,
was er erschafft mit seiner Hand".

"Ha," trumpft er dagegen. "Den schlechten Mann muß man verachten, der nie bedacht, was er vollbringt."

Hei — wie die Blätter wirbelten und tanzten — immer im Kreis herum, wie ein Hund seine Schafherde zusammenbellt, oder ein Haufen Kinder "Wer fürchtet sich vor'm schwarzen Mann?" spielt, alles "Niemand" schreit und durcheinanderwirbelt.

Wir sahen auf die wirbelnden Blätter und — mußten lachen, erst der eine, dann der andere, immer wieder, unwiderstehlich, herzlich, erlösend!

Unsere Mäntel trockneten am Anthrazitöfchen, während wir Kaffee tranken und sachlich "Liebesleben", "Kameradschaftsehe", "Familie" u.a. ganz realistisch durchkauten. Ihm ging es aber um mehr, um das Wagnis mit Gott bei alledem, was ihm — wohl in Hinsicht auf seine bisherige Weltanschauung — bei der Tagung als Frage aufgetaucht war: Haben die bisherigen revolutionären Strukturveränderungen tatsächlich einen anderen, einen "heilen" Menschentyp hervorgebracht?

Die Veränderung des Menschen durch Christus, respektive durch das Christentum, sah er anders, seit er in Vater Fritzsches Stübchen gewesen war.

All das dauernde, provozierende Vernunftgerede zeigte nur die Sehnsucht, freizukommen von allerhand hemmenden Bindungen. Auch das augenblickliche kleine Erleben half dabei: daß ich trotz des Regens — ohne Hut und Schirm —

alles mit ihm durchführte, daß er — trotz keinem "Vorbedacht" — seinen Zug doch noch bekam, und anderes.

Wir einigten uns als wir uns auf der Fahrt nach Berlin am nächsten Tage wiedertrafen — dann auf den Vers:

"Nicht planlos in das Dunkel — nein —
Gott gab Vernunft und Denken;
doch weil er's gab — traue ihm auch zu:
Er wird's schon richtig lenken!"

Ich schrieb dann noch unter alle meine Aufzeichnungen im Tagebuch:

Eins habe ich jedenfalls heute gelernt: Bei allem Rennen und Laufen und "über-die-Mauer-springen mit meinem Gott", darf ein Verkehrszeichen nicht unbeachtet bleiben: Achtung! Geheimnis Gottes!

Worte allein tun es nicht. Um mit Hiob zu sprechen:

"Als in den Tagen meiner Jugend noch das Geheimnis Gottes über meiner Hütte stand, da ging ich in Ehrfurcht davor an seiner Hand durch diese Tür und ließ mich dankbar beschenken."

(Mit dem, was man später sich selbst erdenken, ergrübeln, erringen, erlaufen, ertrotzen will!)

Daran lernen wir nie aus: Geheimnis muß bleiben, muß in Ehrfurcht stehengelassen werden.

"Haltung"

Grau, lieber Freund — ist alle Theorie!

Ich stellte mich dann auch mal wieder der "Praxis" zur Verfügung — in der Jungschar da im Berliner Norden — in "Gottes Namen".

An den drei Abenden aber habe ich nicht ein Wort von Gott gesprochen, sondern ganz sachlich über "Haltung" im Haus, auf der Straße und in Gesellschaft.

Sie schickten mir dann mit freundlichem Gruß ihre Zeitschrift "Junges Volk", in dem die drei vom ovalen Tisch diese "Plaudereien über Äußerlichkeiten" erzählt hatten, unter der Überschrift:

"Durch Anstand und durch Höflichkeit / wird Gott und jedermann erfreut."

Als Eindruck, wie aufnahmefähig die Jugend der zwanziger Jahre damals war, gebe ich einen Auszug wieder:

"Endlich brachte uns der Monatsanzeiger die Lösung des Rätselratens: eine Dame — (ja: eine Dame!) kommt zu uns, um uns den letzten Schliff im "Umgang mit Menschen" beizubringen!

Der erste der drei Abende steigt:

50 Paar Augen blicken unausgesetzt zur Tür — es ist 20 Uhr 5 Minuten. Die Flügeltüren öffnen sich, — wir erheben uns. Unser Chef geleitet die Dame an ihren Platz. Jetzt — denken wir — beginnt man, einen Sittenkodex aufzustellen: du mußt — und — du darfst nicht — doch es wurde eine blendende Plauderei, wobei unsere Lachmuskeln eine schwere Arbeit zu verrichten hatten.

Da sind zwei Jungen — nennen wir sie einmal "Hans Huckebein" — etwas steifbeinig gebaut im Kopf, — und "Theodor", der mit sicherem Gefühl stets das Richtige trifft.

Zwei von uns wurden ausgewählt und mußten beweisen, wie man sich zu Haus benimmt. "Schilderung, wie man als "Huckebein" oder als "Theo" unter der häuslichen Tischlampe mit "Mecklenburger Wappen" — (Ellenbogen auf dem Tisch) — sitzt, oder mit "beseelten Händen" seine Kaffeetasse halten oder weiterreichen kann, — den Stuhl zurückgestellt, — die Türklinke leise herunterdrücken — statt lauter Türknallerei — alles mögliche wurde "in Scene gesetzt" — mit dem Schluß: es gibt Menschen, die können jedes Heim zum Stall machen und jeden Stall zu einem Heim!

Der zweite Abend zeigte dann "Haltung auf der Straße": Hans Huckebein mit seinen zwei Ellbogen sich durchsetzend und Theodor, in dessen Wesen etwas liegt von der Art, wie "eine Birke im Frühlingwind" bewegt wird.

Der letzte Abend — mit "Haltung in der Gesellschaft" — hat unserer Veranstaltung jedoch die Krone aufgesetzt. (Schilderung von dem Festmahl mit Torten und Apfelsaft, Vorstellung, Höflichkeiten, ... seine "Dame" (Attrappe) — auch sowas gab es — natürlich zuerst sitzen lassen, — ... nicht wie Gustav Freytag es in "Soll und Haben" erzählt: die Gabel in die Serviette stecken, um sie auf Sauberkeit zu prüfen, — ... und hell erklang es beim Anstoßen der Gläser im Raum wieder von den Scherzen und dem Übermut der 60 Jungen.

Die "Plauderstunden über Äußerlichkeiten" haben ein Ende gefunden — . . .

Manches haben wir gelernt, vor allem doch: wahre Haltung muß von innen heraus kommen! Das Kavaliertaschentuch und die gewandte Zunge allein machen es nicht.

*Bekenne dich mutig zu dir selbst,
das steht dir besser als Täuschen und Zwingen.
Im Grunde verlangt kein Mensch von dir,
daß du sollst über dich selber springen."*

Für die humorvolle Reaktion dieser Jugend auf all das Gehörte hatte ich dann aber doch eine zu "lange Leitung" oder zu wenig Geduld?!

Ich hatte die ganze Jungschar für ein paar Nachmittagsstunden zu uns nach Dahlem eingeladen. 38 kamen. Unter Singen, Spielen, Schwatzen usw. war es 20 Uhr geworden. Sie dachten nicht an's Fortgehen! Also — weiter spielen: "Kein — ohne" — "Was bringt die Zeitung" — "Konkurrenzzraten" — "Watte pusten" es wurde 21 Uhr. Der Teller mit Stullen war im Nu leer — es wurde 22 Uhr! Weiterspielen "Taschentuch knoten" — "Städte raten" — "Hans, kauf' mir 'ne Gans ab", — — — ich ließ Abendlieder singen, fragte: "Müßt ihr nicht alle morgen früh an die Arbeit?" Sie sahen mich schmunzelnd an, machten aber keine Anstalten zu gehen!

Also weiterspielen: "Stille Post" — "Verlegenheit und Aushilfe" — "Charakterraten" — nichts zu machen, es wird 22.30 Uhr.

Worauf warten sie denn bloß?

"Also jetzt noch "Ich reise nach Jerusalem" und dann — ich wurde energisch: "Reist ihr alle schleunigst nach Haus. Es gehört auch zu einer gewissen Haltung, daß man nicht zu lange zu Gast bleibt!"

"Ja, aber — —", sie sahen sich untereinander lachend an und platzten dann los: "Wir warten doch nur noch, daß Sie Ihren Vogel zudecken und sagen: "Ja, Hänschen, du hast's gut, du kannst schlafen, wir aber haben noch liebe Gäste!" Das haben Sie uns doch als Beispiel gegeben für eine höflich zarte Anspielung zum Fortgehen! Darauf warten wir doch nur."

Tja, — was soll man dazu sagen?

"Reingefallen", sagte ich mir, nahm unter brüllendem Gelächter das Tuch zum Zudecken und schlug es ihnen lachend um die Köpfe!

Heiden und Christen

"Wie ist das klein, womit wir ringen —
was mit uns ringt, wie ist das groß!"

Rainer Maria Rilke

In diesen Jahren schossen längst stumm gewordene Gedanken wie Pilze wieder hervor. All die deutsch-religiösen Bewegungen von Lagarde⁶⁴ an, als Vorbereitung für die große Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche nach der Machtergreifung.

Man sprach von "Natürlicher Wirklichkeitsreligion": "Nordisch-arisches Wort Gottes mutet uns mehr an, wie manches hebräische. Wir sind zuerst nicht Christen sondern Deutsche! Unser Glaube wächst mit der Welterkenntnis. Aus Blut und Boden wächst die Frömmigkeit. Die einzig Gott-gegebene Gemeinschaft ist das Volk."

Die Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte hatte zu einer Tagung eingeladen unter dem Thema: "Das heidnisch-religiöse Ringen unserer Tage." Es sprachen u. a. die Universitätsprofessoren Ernst Bergmann, Jakob Wilhelm Hauer, Dr. Hermann Wirth, Mandel, Johann von Leers — von kirchlicher Seite Prof. Bornkamm, Missionsinspektor Knaak, Dannenbaum, v. d. Ropp.

Das versprach harten Kampf um den Glauben!

In einem waren sich alle einig: das Erwachen der Völker müsse zur Wiederbelebung von Religion und Kultur führen. Lebenselemente, wie Glauben, Erkenntnis und Geist seien dazu nötig.

Aber dann brachen die Konflikte aus: die "Obrigkeit von Gott" wird von der deutsch-völkischen Bewegung nicht anerkannt. Die Nation, das Volk stehen an erster Stelle. Die extrem-christliche Gegenansicht: jedes Streben der Völker nach nationaler Einheit ist Sünde!

So sieht es die Kirche nicht. Denn die Geschichte im Alten Testament ist ein Zeugnis des Wirkens an Juden und Heiden und "allerlei Volk". So — auf seine Weise wirkt Gott auch heute noch in allen Völkern.

⁶⁴ Paul Anton de Lagarde, ursprünglich Paul Anton Bötticher (* 2. November 1827 in Berlin; † 22. Dezember 1891 in Göttingen), war als Theologe, Kulturphilosoph und Orientalist einer der prägenden deutschen Antisemiten des 19. Jahrhunderts. De Lagarde gilt als einer der bedeutendsten Figuren der Völkischen Bewegung und Urheber zahlreicher Ideologeme. Als Theoretiker des radikalen Konservatismus wirkte er durch sein Eintreten für eine nationale Religion statt eines Konservatismus monarchistischer Prägung, der Überwindung von Klassegegensätzen, Konfessionen und Bildungsgegensätze in einem Volkskörper wie der Vorstellung vom verborgenen Deutschland, einem utopischen Deutschland-Ideal, welches Immanenz und Transzendenz aufheben sollte, auf Völkische, Jungkonservative und den Nationalsozialismus. (Nach WP)

Es gab lange Verhandlungen über den "Weltmensch", der aus der Schöpfung hervorgegangen sei, aus Blut geboren, und über die Offenbarung Gottes in Symbolen, über die "Sonnengottreligion".

"Das einfache Frommsein", sagte Prof. Hauer einmal, "das das alte Mütterchen in seiner Kummernis bewegt, der Mann im Walde vor dem uralten Götterhain, das Kind, das die Hände zum Abendgebet faltet — das ist urdeutsch. Aber das genügt nicht mehr! Darin sind wir uns doch einig! Wozu also brauchen wir die alte jüdisch durchsetzte Bibel noch?"

Zwar wurde die Bibel, auch das Alte Testament manchmal zitiert, aber man ging noch weiter in die Vergangenheit zurück, bis zu Konfuzius. Diese mythische Religion sei "artgemäß", und darum dürfe es nicht heißen: "Im Anfang war das Wort" sondern "Im Anfang war das Symbol": ein Bogen und darunter das Kreuz.

Die Frage des zweifelnden Nathanael wurde gestellt: "Was kann aus Nazareth Gutes kommen?" Christus als wirkende Kraft? Alle Lehren des Christentums seien in den vorgeschichtlichen Mythen schon zu finden.

Auch die Leidensgeschichte sei in der alten nordischen Symbolik enthalten: der Mythos des sterbenden Lichtes, das wieder erwacht.

Auf all diese Behauptungen versuchte Missionsinspektor Knaak eine Antwort:

"Die Gotteskräfte, die Sie in Boden, Blut und Seelentum bejahten (wie ich auch), sind sie nicht nur ein Teilbestand von dem kommenden Reich Gottes, dessen König der Christus sein wird, in der Kraft, die "da selig macht alle, die daran glauben?" Je mehr das Göttliche im Menschen ihn davor rettet, mit einer bestimmten "Lehre" in ständigem Gleichmaß zu bleiben, um so wirkender, um so lebendiger wird der Mensch sein. Ist Jesus etwa eine "Lehre"? Nein, er ist Kraft! Sein Geist ist, wie Sie ja selbst vorhin ausführten, schon von Ur-Ur-Zeiten her gewesen."

Nach Heinz Zahrnt⁶⁵ konnte der "deutsche Heide" die lutherische Lehre von der Autorität des Staates als christliche Rechtfertigung des Nationalsozialismus ganz gut gebrauchen. Und ebenso konnte der "deutsche Christ" durch dieselbe Lehre zur Anerkennung des Nationalsozialismus sich eingeladen fühlen. Mit Parteigeist und Menschenabhängigkeit oder gar Vergötterung geht es aber nicht. Wir brauchen die feste Ausrüstung im Kampf mit den "bösen Mächten" in diesem Zwiespalt zwischen dem "schon jetzt" und dem "noch nicht" des Reiches Gottes.

⁶⁵ Heinz Friedrich Bernhard Zahrnt (1915–2003) war ein bedeutender evangelischer Theologe, Schriftsteller und Publizist.

Nach einem besonders aggressiven Ansturm Prof. Hauers auf das Christentum mit Hinweis auf "arteigenen Glauben" läuft da nun mit einem Mal ein ganz junger Mann aus der "Christlichen Kampfschar" auf das Podium: von der Wissenschaft her wisse er zwar nicht viel zu sagen, aber in Erwiderung des eben Gehörten müsse er fragen: "Arteigener Glaube — ?" Der wäre bei einem gut, bei dem anderen eine Schweinerei! (Sagte er wörtlich!) "Wenn Sie sagen: jeder solle so leben, wie er Gott in sich erlebt, dann führt das doch zu einem Reden über Christentum und nicht zu einem Leben mit Christus! Für uns geht es nur um das eine: ist Christus Gottes Sohn oder ist er es nicht? Bejahe ich diese Frage, dann — " er zog ein blaues Büchlein, "Das Evangelium", aus der Tasche, "braucht man nur nach diesen Worten zu leben, — ein jeder in dem Volk, in das er gerade hineingestellt wurde!"

Sprach's und lief munter und fröhlich vom Podium herunter.

Ich saß vorn in der dritten Reihe. Mein Nachbar sprang auf und rief: "Junger Mann, sind Sie Theologe?"

"Nein, Sportlehrer!" erwiderte er.

Kopfschüttelnd sagte mein Nachbar: "Eigenartig, daß es doch immer noch Menschen gibt, die wirklich echte Christen sind, denn echt ist der!"

Ich mußte mich lächelnd einmischen: „Ich weiß nicht, ob ich ein guter bin, aber ein Christ bin ich auch!"

Er: "Nicht möglich!" Und mich von oben bis unten musternd in höchstem Erstaunen: "Und da sitzen Sie hier so ganz einfach unter uns Heiden?"

"Ja, warum denn nicht? "

"Nun sagen Sie bloß, was gibt Ihnen das Christentum denn noch?"

"Alles, was ich brauche zum Leben."

"Von einer Überzeugung — und etwas anderes ist es ja nicht, kann man doch nicht leben! Ich achte ja Überzeugungen, aber davon leben?!"

"Doch, es ist ein Besitz. Bei einer Überzeugung meint man, etwas zu haben, als Christ hat man etwas! Woher nehmen Sie als Nichtchrist die Kraft für's Leben? In Leid, in Schuld, in Tod und Anfechtung?"

"Das Christentum gab's mir nie!"

"Das ist für uns Christen eine strenge Schuldfrage, daß so wenig fröhliches Christentum gesehen wird!"

"Fröhliches Christentum? Eine Utopie, so etwas gibt es doch gar nicht! Christen sind Duckmäuser und Leisetreter!"

"Nun, Sie haben heute auf der Versammlung ja drei richtige Christen unter den Rednern erlebt. Waren das Leisetreter? Vergleichen Sie doch mal die ruhigen Augen von Missionsinspektor Knaak mit den unruhig flackernden Augen von

Herrn Dr. K., als seinen Ausführungen widersprochen wurde. "An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen ... Denken Sie an die leuchtenden Augen des jungen Sportlehrers."

"Das muß ich zugeben. Da haben Sie recht. Aber warum begegnet man denn so wenigen Menschen, denen man ihren *Besitz* anmerkt? "

"Da haben Sie Recht", sagte ich. "Geschlafen haben wir und sind selbst daran schuld, wenn es heißt, die Kirche hat Schuld. Aber das wird jetzt anders!"

Er: "Glauben Sie nicht, daß jetzt gerade viele vom Christentum abfallen?"

Ich: "Den Christen braucht nicht bange zu sein. Christus selbst lebt auch heute noch!" Und lachend: "Es kann sein, daß er Ihnen auch einmal begegnet!"

Er: "Begegnen kann er mir doch nur in meinem Volksbruder und Mitkämpfer — da sind wir uns doch wohl einig?"

Ich: "Absolut! Nur, daß ich meine, daß mir die Bruderliebe, die sogenannte *christliche Liebe* irgendwie geschenkt wird. Ich meine, die Kraft zum Helfen zum Vergeben, zum Mitleiden. Also ich fühle mich sozusagen als Werkzeug Christi. Und Sie meinen wahrscheinlich, wenn Sie mit Ihren Volksgenossen in religiösem Empfinden, deutschem Glauben, einig sind, daß das genügt, um ebenso handeln zu können. Der Unterschied ist: ich habe etwas und Sie meinen, etwas zu haben."

Ich erzählte ihm dann noch von zwei Jungen:

Von einem aus dem Sportverein, der fragte: "Was habt ihr denn eigentlich anderes als wir? Ihr treibt Sport wie wir, ihr wandert, ihr sucht — ist da ein Unterschied?" Der andere aus der christlichen Kampfschar antwortete: "Ja, ein großer: wir haben einen Herrn und ihr habt keinen!"

"Ich muß wirklich mal aufpassen," sagte mein "Kampfgenosse" nachdenklich, "und Sie sind wirklich noch nie irre geworden am Christentum?"

"Am Christen-*tum* oft! Aber an Christus selbst, an meiner erlebten Kraftquelle noch nie!"

Er — nach längerem Besinnen zögernd: "Ich glaube, ich verstehe jetzt, was Sie meinen. Aber" — er sagte es fast bittend — "haben Sie manches hier und auch mich selbst verstanden? "

Ich bestätigte das durchaus. Und, während er mir in den Mantel half mit den Worten: "Ich werde doch jetzt mal aufpassen —", sagte ich nur noch schnell: "Aber bitte, bitte, suchen Sie nicht nur unter den Gewohnheitschristen und den Deutschgläubigen, sondern" — und er — einfallend: "Ich versteh' schon, — bei denen mit *Besitz*!"

Wir verabschiedeten uns mit festem Händedruck.

Aber ich sehe, daß mit all diesen Brocken — herausgerissen aus dem Zusammenhang — nicht viel anzufangen ist. Die Atmosphäre des "Für" und "Wider" kann man nicht beschreiben. Ich schrieb nach der Tagung in mein Tagebuch:

"All die Gedanken hier treffen Zeiten und Gedanken auch meines Lebens, die wohl von Urväterzeiten her in mir verwurzelt sind. (Ist es das "Urphänomen der nordischen Seele?" — das habe ich allerdings bis heute nicht gewußt.) Aber bis heute habe ich auch nicht gewußt, was ich an Christus habe, und mir geht es so, wie Wittig⁶⁶ in seinem Buch "Höregott" erzählt:

"Bekenntnis? — Glaube? — Man lebt halt das Leben, das einem von Gott zugeströmt ist. Man braucht nicht einmal zu wissen, daß es "Glaube" genannt werden kann. Es ist ungefähr so, als träte ein Gelehrter an einen Bauern mit der Frage heran, ob Milch und Brot, wovon er gelebt, auch genügend Vitamine zur Existenz enthalten. — Vitamine? — Existenz? — Der Bauer würde lachen über die dumme Frage, der Gelehrte erschreckt sein über den Mangel an Geist."

In dieser Auseinandersetzung "Nordisch-germanischer Glaube oder Christentum?" waren unsere Kirchenmänner und Theologen Barth, Althaus, Brunner, Staehlin, Eger, Lilje, Niemöller, Bonhoeffer — um nur einige zu nennen — alle fest am Rudern.

Es entstanden Pfarrernotbund, Gruppenbewegung, Glaubensdienst, Jugend- und Studentenkreise — alles rang um das Verständnis des Paulus-Wortes: "Das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in Kraft!" Aber — auszuschneiden sind ja nun Worte nicht, Erkenntnis wandelt sich wohl sehr langsam zu Kraft.

In seinem "Laienbund" hat der weitblickende Missionsinspektor Ludwig Weichert⁶⁷ versucht, die durch den Kirchenkampf zerrissenen Gemeinden zu einer Einigung zu führen. Er wollte die auf seinen Reisen als allgemein gültige Werte östlicher Religionen erkannten Wahrheiten in unsere Auseinandersetzungen einbeziehen — vom Evangelium her, vom Gewissen her tief durchdacht. Das ist ihm nicht geglückt. Alles wurde zerredet, alles verhallte in den vielen Worten, die

⁶⁶ Joseph Wittig (1879–1949), katholischer Theologe, Hochschullehrer und Publizist. Wurde aufgrund seiner Forderungen nach Reformen innerhalb der katholischen Kirche 1922 exkommuniziert. Zusammen mit dem jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber und dem Begründer der psychosomatischen Medizin (und Vertreter einer existential-anthropologischen Theorie der Psychotherapie) Viktor von Weizsäcker gab er die Zeitschrift *Die Kreatur* heraus (1926–30). Wittigs Buch HÖREGOTT erschien 1929.

⁶⁷ Eine frühe Veröffentlichung Weicherts (1887–1936) heißt: MIT BLANKER WEHR FÜR DEUTSCHE EHR. DER GROSSE KRIEG FÜR VOLK UND JUGEND. (Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg, um 1916) – Die Agentur des Rauhen Hauses ist ein christlicher Verlag (mit Buchhandlung); während des NS war sie Treffpunkt oppositioneller Student*innen.

die eigene Meinung vergoldeten. Von einem Abend kamen Konrad und ich tief enttäuscht zurück:

Sagte der eine: "Die SA marschiert. Wir müssen auch marschieren. Kein Zweifel darf bleiben, daß wir diesen Staat ablehnen," meinte ein anderer: "Wenn sich die Kirche in dieser erwachenden Zeit nicht für den Staat einsetzt, muß ich vor ihr ausspucken."

Hieß es: "Pfarrer brauchen wir nicht. Wir haben Rosenbergs MYTHUS! wurde entgegnet: "Ohne Organisation bei streitenden Gemeinden geht es nicht!" — Aber: "Machen wir sie, werden wir verboten!"

Ich schrieb unter meine Notizen: *Ist das das Ergebnis von viereinhalb Stunden?!* Der alte Blumhardt würde jetzt rufen "Und Jesus bleibt doch Sieger!"

Die Tagung dauerte drei Tage, aber länger als drei Tage hielt die Empörung und Trauer über die nun "zu den Heiden abgeschwommene Frau Saenger" in Dahlem an. Nun: sie hatte ein dickes Fell!

Die Zeit des Kirchenkampfes

"Weißt du nicht, daß es das leuchtende Geschick des Wortes Gottes ist, daß die ganze Welt dadurch in Tumult kommt?"

Martin Luther an Erasmus

Ja, wann fing die Zeit des Kirchenkampfes an — wann ging sie zu Ende? Ist sie überhaupt schon zu Ende?

Heute heißt es "Christen" oder "Nichtchristen". Damals war die Frage "Christen" oder "Deutsche Christen".

Noch war die Kirche ja — sagen wir — eine beachtliche Instanz, die voll tiefem Ernst um das wirkliche "Leben" rang, und die der Staat mehr und mehr in seine — alles beherrschende — Macht zu bekommen versuchte. Da ging es, gerade auch hier in Dahlem, heiß her.

Unser Pfarrer Niemöller ⁶⁸, der frühere U-Boot-Kommandant, war eine Kämpfernatur. Aus ganz Berlin strömte es zu den "Niemöller-Abenden" im

⁶⁸ Martin Niemöller (1892–1984) war ein evangelischer Theologe und führender Vertreter der Bekennenden Kirche sowie Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau und Präsident im Ökumenischen Rat der Kirchen. Während Niemöller anfänglich dem Nationalsozialismus positiv gegenüberstand, entwickelte er sich während des Kirchenkampfes und seit 1938 als Häftling im Konzentrationslager Sachsenhausen allmählich zum Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. 1938 bis 1945 war Niemöller in den KZ Sachsenhausen und Dachau interniert. →

Dahlemer Gemeindehaus und machte Dahlem zu einem Leuchtturm der "Bekennenden Kirche". Denn viele — bisher ganz unkirchliche Menschen, die gegen das Regime waren, — zogen sich nun in die Kirche, in der so tapfer gegen Hitler gekämpft wurde.

Es ging damals um Leben und Fortbestand der Kirche, um Freiheit der Verkündigung des Evangeliums, oftmals auch um Leben und Freiheit der Menschen, die sich dafür — gegen die Macht des Staates — einsetzten. Viel Altes war morsch und mußte brechen. Darum wurden die Ideen Hitlers, die "nationale Erhebung" von manchen Christen bejaht. Sie wollten die nationale Idee auch in die kirchliche Verkündigung einschließen. Es entstand die Gruppe der "Deutschen Christen" (DC) innerhalb der evangelischen Kirche, die versuchte, die Macht in den Kirchenleitungen zu erlangen. Ziel war eine Nationalkirche. Sie konnten es auch durchsetzen, daß der rechtmäßig gewählte Bischof Fritz von Bodelschwingh ihrem Kandidaten Ludwig Müller weichen mußte, und daß der Arierparagraph in der Kirche eingeführt wurde.

Eine Verlautbarung des Reichsbischofs Müller kennzeichnet die Verkündigung der DC: "Für euch, meine Volksgenossen im 3. Reich, habe ich die Bergpredigt verdeutscht — nicht übersetzt ..." Da heißt es dann z. B. statt "Selig sind die Sanftmütigen": "Wohl dem, der allzeit gute Kameradschaft hält, — er wird zurecht kommen."

Aus Opposition gegen die DC schlossen sich schon Ende 1933 über 6.000 Pfarrer zusammen. Aus diesem "Pfarrernotbund" entwickelte sich im Laufe des nächsten Jahres die "Bekennende Kirche" (BK), von "Bruderräten" geleitet. Diese illegale Kirchenleitung bildete junge Theologen aus und ordinierte sie auch.

Die "Theologische Erklärung" der ersten Bekenntnissynode in Barmen 1934 verwarf die deutsch-christliche Irrlehre. Auf der zweiten Synode in Dahlem wurde der kirchliche Notstand ausgerufen.

Als der Staat erkannte, daß es nicht gelang, die Kirche "gleichzuschalten", wurde ein "Reichsministerium für kirchliche Angelegenheiten" gegründet und Kirchengremien eingesetzt, um die Kirchen — natürlich im staatlichen Sinn — zu ordnen.

Über das Verhalten zu diesen Kirchengremien entstand ein Riß innerhalb der BK. Einige glaubten, den Reichskirchenausschuß als rechtmäßig anerkennen zu

Bei Kriegsausbruch 1939 richtete Niemöller ein Gesuch an Hitler, wieder wie im Ersten Weltkrieg als U-Boot-Kommandant Dienst tun zu dürfen, was Hitler ablehnte. Niemöller rechtfertigte seine Freiwilligenmeldung kurz nach dem Krieg damit, daß sein Widerstand gegen den Nationalsozialismus in erster Linie religionstheoretisch motiviert gewesen sei; zum lutherischen Ethos habe es aber auch gehört, für sein deutsches Vaterland zu kämpfen. (Nach Wikipedia)

können, andere hielten an dem in Dahlem ausgerufenen "Notrecht der Kirche" fest. Doch der entschiedene Widerstand gegen staatliche Eingriffe blieb bestehen, denn die rigorosen Maßnahmen führten immer wieder zu Einigkeit untereinander.

In meinem Tagebuch frage ich im Juli 1933:

Wie steht nun Gott in dieser Kluft? Jetzt, wo die einen die Kirche einbauen wollen in den deutschen Staat und die anderen es auffassen als Machteingriff in die innersten Glaubensangelegenheiten? Wo die einen in dem Widerstand staatsfeindliche Opposition sehen und die anderen in den Zwangsmaßnahmen Vergewaltigung? Wo in den Häusern und Familien diese Kluft aufreißt zwischen Stellungnahme und Stellungnahme? Ich glaube, er schüttet seinen Geist in die Kluft und wartet, wer ihn sich holt. Geduld — Langmut — Toleranz — oder wie man es nennen will, gilt für viele als "Unentschlossenheit", "Lauheit". Ich wage an hoch im Glauben stehenden Menschen nur eine Unentschiedenheit zu bemängeln: Unentschiedenheit Christus gegenüber!

In diesen Jahren konnte man erfahren, welche Kraft ausgehen kann von Gottesdiensten, in denen vor einer innerlich beteiligten Gemeinde mit Vollmacht gepredigt wird, denn unsere beiden anderen Dahlemer Pfarrer, Eberhard Röhrich und Fritz Müller, gehörten auch zur BK.

Die Predigten und die kirchenpolitische Orientierung genügten den aufgewühlten Gemütern nicht — sie weckten Fragen, die nur im Gespräch geklärt werden konnten. So entstanden "Konfirmandenstunden für Erwachsene", im Gemeindehaus abgehalten und überfüllt wie die Gottesdienste.

Aber auch das genügte nicht. Wir brauchten Aussprachen miteinander und kamen dazu in Hauskreisen zusammen. Unser Kirchmeister, Prof. Ludwig Bartning, Dr. Dietrich, Präsident Krenzlin⁶⁹ u. a. leiteten solche Kreise in ihren Wohnungen. Krenzlins Kreis, später scherzhaft K.d.W — Kreis der Weisen — genannt, bestand bis zum Tode des 92jährigen.

Erlebnisse aus dem Tagebuch: November 1933:

Gestern Großkundgebung der Bekennenden Kirche gegen die DC-Kundgebung im Sportpalast, wo die Einführung des Arier-Paragraphen in der Kirche gefordert worden war und wo es hieß "Männer der DC-Bewegung müßten auf die Kanzeln. Das deutsche Volk müsse vom Alten Testament befreit werden." In der Gegenkundgebung nun: kein Pathos — große Zeugenkraft — klare Aussagen!

⁶⁹ Möglicherweise handelt es sich um Paul Krenzlin (1868-1963), Justiziar und Präsident des Preußischen Oberlandeskulturamtes in Berlin. Sein Sterbeort ist Berlin-Dahlem, allerdings wurde er 95.

Desto mehr Pathos war dann hier in der Gertraudenschule, wo der DC-Bischof Peter, von Nazis feierlich hereingeführt, sich bitter beklagte, daß man ihn nicht freudiger begrüßte. In Weimar habe ihm die SA zugejubelt, es sei wie ein Pfingstfest gewesen.

Für ihn?! Ob er dagegen nicht opponiert habe? O nein! Die SA gehöre dem Führer, das Ausland hätte von Uneinigkeit sprechen können! "Bis du deine Pflicht getan hast, nimmt dich Gott gar nicht an," fuhr er fort. Dann ein tolles Geschimpfe auf die "anderen" und mystische Ausführungen vom Geheimnis des Blutes, des Bodens und der Sprache.

Da ging es trotz meinem Vornehmen, kritiklos zu bleiben, dann doch mit mir durch. In die schönsten Ausführungen hinein rief ich ganz laut:

"Ist denn das die frohe Botschaft Jesu?"

Er reagierte nicht und schloß mit "Sieg-Heil" auf Hitler und den Reichsbischof. Nachher hörte ich jemanden sagen: "Da hat doch vorhin jemand so etwas dazwischengerufen. Die hätte man ja mit der Polizei rausbringen lassen müssen!"

Die Auseinandersetzungen über die Kirchengremien hatten auch in unserer Dahlemer Gemeinde die erste Einmütigkeit unserer Pfarrer gestört. Fortan hieß es — leider — oft: "Hie Niemöller — hie Röhricht — hie Dreß."

Bei einem Streitgespräch im Niemöller-Pfarrhaus, dem wir mit brennendem Herzen folgten, sagte Eger, unser ehemaliger Pfarrer, später General-Superintendent in Magdeburg: "Über das Was der Verkündigung und des Glaubens ist weithin Einigkeit, aber nicht über das Wie."

Da wir alle sehr wache, und nicht gerade temperamentlose Gemeindeglieder waren, ergaben sich oft heiße Redeschlachten. Mein Tagebuch wimmelt von Erlebnissen, weil ich die einseitige, prinzipielle Verurteilung der DC nicht mitmachen konnte.

Aus meinem Tagebuch:

Niemöller-Abend. Ich komme mit meiner Nachbarin aus Zehlendorf ins Gespräch. Ich hatte den dortigen Pfarrer Heyden einmal so eindrucksvoll über das 8. Gebot predigen hören, daß sich feindlich Gegenüberstehende versöhnend die Hand reichten. "Sie kennen Pfarrer Heyden?" fragte ich. "Ja, den früheren DC. Einer, der bei der DC war, hat doch nicht den rechten Glauben. Das muß man festhalten." Sie zeigte mir ihre rote Karte (Mitgliedskarte der BK). "Die Menschen müssen einsehen, daß die Kirche sich vom Staat zu lösen hat. Ganz klare Grenzen müssen abgesteckt werden!"

"Ich bin auch für klare Grenzen", sagte ich, "Christ und Antichrist! Glauben Sie, daß Gott sich immer die Mitgliedskarte zeigen laßt? "

Oder: Irgend jemand war zu irgend einem gegangen, der mit irgend einem DC Verbindung hatte. Empörung! —

"Na und —? " frage ich.

"Einen DC kann man doch nicht für einen Christen ansehen!" hieß es.

"Diese Auffassung steht nicht in meinem Evangelium. Gott wird sein Reich schon bauen!" meinte ich.

"Aber nicht mit solchen, die zu den DC schielen, wie Sie z.B. Frau Saenger!"

"Aber bestimmt auch nicht mit solchen, die den Feind in den eigenen Reihen nicht sehen, wie Sie z.B., Frau F."

Oder: "Waren Sie gestern bei Eger?"⁷⁰

Empört abweisend: "Nein! Ich gehe nicht ins andere Lager!"

Oder: "Erzählt uns doch gestern Frau Konsul Hoffmann lachend, Frau Hasselbach hätte über "zweilichtigen Kirchenbesuch" gesprochen, z.B. Saengers:

"Da ging doch die ganze Familie geschlossen zu Röhricht in die Kirche!"

O du satanische Kirchenpolitik!

Ich möchte — wie der Schmied damals in Kensau bei der großen Versöhnung sagen: "Laten Se eenen doch sint, wie man is!"

Oder: "Im Gustav-Adolf-Verein fragen sie: was sollen wir tun, wenn ein DC in der Annen-Kirche predigt?"

"Dann geht man eben nicht in die Kirche."

Frau Fritze erregt: "Und man sieht dann da nur Frau Saenger!" Prof Bartning vermittelnd: "Ich könnte mir auch denken, daß Frau Saenger hingeht, um herauszuhören, ob der Ton drin ist, von dem Paulus schreibt: ... daß nur Christus verkündigt werde auf allerlei Weise, so freue ich mich doch!"

Christus zu verkündigen, ist wohl nie einfach gewesen. O diese verhedderten Fäden im Webstuhl Gottes kann ja nur ein Kundiger entwirren, der mit Geduld die einzelnen Fäden nebeneinander legt. So wie bei Bärbels Webstuhl: beim Aufscheeren ist nämlich eine "Verkreuzung" vorgesehen. So wird man wohl auch im Leben ans Kreuz vorstoßen müssen, um sich entwirrt nebeneinander zu finden.

⁷⁰ Eventuell Johannes Eger, 1929-33 Generalsuperintendent in Sachsen.

In diesen Kämpfen und Auseinandersetzungen konnte ich noch einmal schreiben:
"Manchmal überkommt mich eine strömende Freude an Gottes lebendigem Geschehen in diesen Tagen!"

An Gottes Geschehen mußten wir auch am 20. Mai 1937 — wenn auch mit schwerem Herzen — glauben.

Ein großer Kreis wartete im Gemeindehaus. Heute war Urteilsverkündung im Niemöller-Prozeß.

Dann kam die Nachricht: er war vom Gericht freigesprochen, aber die Gestapo hatte ihn in ihre Gewalt genommen!

Erschüttert gingen wir mit Pfarrer Helmut Gollwitzer⁷¹ zur Fürbitte herüber in die Annen-Kirche. Das war der Anfang zu den täglichen Fürbitt-Gottesdiensten, in denen eine immer länger werdende Liste von Verhafteten und Verfolgten verlesen wurde.

Hans Asmussen, Heinrich Vogel, Hanns Lilje⁷², Hermann Ehlers und viele andere predigten in diesen Gottesdiensten, auch unser Pfarrer Franz Hildebrandt, der als "Nicht-Arier" unmittelbar nach einem Gottesdienst verhaftet wurde.

Niemöller hatte mir einmal bei einem Gespräch über den mich störenden Hetzton gesagt: "Ich habe mich schon oft gefragt: wer sagt mir denn, daß Gott die Kirche erhalten will? Vielleicht soll alles in dieser Form erst einmal zerbrochen werden?" Er konnte nicht voraussehen — und ich auch nicht — wie viel gerade er und sein Kämpfen geholfen hat, durch die damalige, so verwirrte Zeit mit festem Bekennermut hindurchzukommen!

Einen kleinen Einblick in das wirre Durcheinander dieser Jahre geben Konrads Briefe an Ingeborg in den U.S.A. Er schreibt ihr von seinen Schwierigkeiten als Zellenwart bei der "Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt". Das Winterhilfswerk ging zu Ende, und er, nunmehr im Ruhestand, hatte diese Stelle übernehmen müssen.

⁷¹ Helmut Gollwitzer (1908–1993) war evangelischer Theologe, Schriftsteller und Sozialist. Als prominenter Schüler Karl Barths engagierte er sich in der Bekennenden Kirche der NS-Zeit, später in der „Kampf-dem-Atomtod“-Bewegung der 1950er und der Studentenbewegung der 1960er Jahre. Als Professor an der Freien Universität Berlin war er ein enger Freund und Wegbegleiter von Rudi Dutschke.

Nachdem Martin Niemöller im Juli 1937 inhaftiert worden war, übernahm Gollwitzer Prediger- und Pfarrdienste an dessen Pfarrstelle, der Sankt-Annen-Kirche in Berlin-Dahlem. (Die zeitlichen Abläufe der unterschiedlichen Verhaftungen Niemöllers waren komplizierter, als bei Saenger dargestellt.)

⁷² Lilje sah die Regierungsbeteiligung durch die Nationalsozialisten voraus und stand ihr zunächst positiv gegenüber. Er schrieb: „Es ist mit großer Bestimmtheit zu erwarten, dass der Nationalsozialismus noch im Laufe dieses Jahres, vermutlich schon im Frühjahr, in irgendeiner Form an der Regierung beteiligt wird. Die Frage, ob das wünschenswert ist, ist mit Ja zu beantworten.“ Die Machtübernahme der NSDAP im Frühjahr 1933 begrüßte er als „neuen deutschen Morgen“, von dem er fälschlicherweise eine Übereinstimmung mit dem Ruf der Kirche „Zurück zu Christus“ annahm. (WP Abruf 8.12.23, 0859) Mehr zu seiner Biografie: https://de.wikipedia.org/wiki/Hanns_Lilje

10. April 1935

"Die Bekennende Kirche hatte auf einer Tagung am 5.3. hier in Dahlem eine EntschlieÙung angenommen, die sich scharf gegen das neue Heidentum (Hauer, Deutsche Glaubensbewegung und Rosenberg mit seinem MYTHUS DES 20. JAHRHUNDERT) richtete. Die Erklärung war, wie in vielen Kirchen, am 10. März auch von Niemöller im Gottesdienst verlesen worden. Die Geheime Staatspolizei stand vor der Kirchentür! Die Erklärung wurde als Angriff auf den Staat aufgefaÙt. Alle Druckexemplare wurden beschlagnahmt und eine Erklärung von den Pfarrern gefordert, daÙ sie sich distanzieren. Wer diese Erklärung nicht abgab, wurde verhaftet oder erhielt Hausarrest. Über 700 Pfarrer wurden verhaftet! Vielfach fielen die Gottesdienste aus, in einigen Gemeinden auch Konfirmationsfeiern."

12. Oktober 1938

"Der Kampf gegen die Kirche nimmt in der Öffentlichkeit immer stärkere Formen an. Man will sie ganz unter den EinfluÙ des Staates bringen ... Niemöller war schon verhaftet. Als auch Röhrich eines Nachts telefonisch seine Verhaftung angekündigt wurde, fragte er (echt!): „MuÙ ich mich dazu anziehen?"

Am Alexanderplatz, in einen großen Raum mit zehn leeren Betten geführt, erhebt sich aus einem ein Mensch. "Na, mit was für einem Schwerverbrecher haben sie mich hier wohl zusammengesperrt?", denkt er, sieht hin — und erkennt Niemöller! Der Reichsbischof Müller hält sich leider noch immer, obgleich jetzt auch die "Deutschen Christen" von ihm abrücken. Nach den "Baseler Nachrichten" sollen sie sogar den Kampf gegen Rosenberg aufnehmen.

Den am 30. Juni 1934 im Zusammenhang mit der Röhm-Affäre erschossenen Generälen Schleicher und von Bredow ist offiziell eine Ehrenerklärung ausgestellt worden. Das haben die Offiziere der alten Armee — an ihrer Spitze der Reichswehrminister von Blomberg — doch durchgesetzt. In der Innenpolitik hört man mancherlei Unerfreuliches. Daneben bleibt aber bestehen, daÙ die Reformtätigkeit gut vorwärts geht. Allerdings ist die finanzielle und wirtschaftliche Lage sehr undurchsichtig. Man kann nur hoffen, daÙ die Verhandlungen mit Simon und Eden (England) einigermaßen günstig verlaufen. So, damit ist hoffentlich deine WiÙbegierde gestillt. Wir fangen an, uns auf das Wiedersehen mit dir zu freuen. Es grüÙt dich herzlich

dein treuer Vater

Ich schrieb noch dazu:

"In Siek (bei Hellmut) fand ich Elisabeth recht deprimiert. Aber als ich nach drei Tagen Beobachtung rundheraus sagte: "Kinder, ich freue mich, Großmutter zu werden!" ging es ihr von Stund an gut. Die Freude darüber war zu niedlich!"

Das Burckhardthaus

Es gab einen zweiten Brennpunkt des Kirchenkampfes in Dahlem: das Burckhardthaus, die Zentrale der evangelischen weiblichen Jugendarbeit.⁷³ Liselotte, die damals im Burckhardthaus arbeitete, berichtet selbst aus dieser Zeit:

>>Seit ich als junger Mensch zum Dahlemer "Weggenossenkreis" gehörte, war das Burckhardthaus mir geistige Heimat. Ich hatte Pastor Thiele, den damaligen Direktor des Verbandes, Frau Oberin Zarnack und andere führende Mitarbeiter auf Freizeiten und Tagungen kennengelernt. So war es ein "Ruf nach Hause", als ich 1926 gefragt wurde, ob ich die Fachbücherei des Burckhardthauses übernehmen wolle.

Im Jugendkreis und im "Jugendweg", unserer Weggenossenzeitschrift, hatten wir uns oft die Köpfe heiß geredet um unser Leben als Christ, um die Idee der Kirche, um das, was wir in Gemeinden und Kirche anders haben wollten. Unsere Herzen brannten und wir wußten, daß wir mit unserem "Mauer-Umreiß-Willen" in die Kirche hineingehörten, um an unserem Platz zu helfen und zu bessern.

Als Mitarbeiterin im Burckhardthaus erlebte ich die Probleme nun an anderer Stelle. Wir "alten" Burckhardthaus-Leute sind uns einig: Für keinen gab es eine schönere Berufszeit als die Jahre in dieser Gemeinschaft. Gerade die Notzeit des Kirchenkampfes, die Sorge um die Möglichkeit der Weiterarbeit hat uns besonders fest zusammengeschlossen. Wir lebten in diesen Jahren eigentlich ständig in Hochspannung. Jeder einzelne spürte die Wellen des Zeitgeschehens in seinem Arbeitsgebiet.

⁷³ <https://de.wikipedia.org/wiki/Burckhardthaus>

Eine Sehnsucht nach Zusammenschluß, die Freude an "jugendbewegten" Formen war in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg überall schon spürbar. So weckte der Anfang des Dritten Reiches Hoffnungen und brachte zunächst auch ein Anwachsen der evangelischen Jugendkreise. Pastor Otto Riethmüller, der damalige Direktor des Verbandes, schrieb 1933:

"Die deutsche Christenwelt kann und darf nicht als unbeteiligter Zuschauer neben dem Freiheitskampf unseres Volkes stehen ... Das wäre kein evangelischer Christ sondern ein armseliger Tropf, dem die Bewegungen und Wandlungen unseres Volkes und unseres Staates, wie wir sie jetzt erleben, nicht im Innersten mitbewegte ... Es ist zum Danken, wenn eine Regierung den Mut aufbringt, mit harter Hand Giftkanäle zuzuwerfen ..."

Die innere Zerrissenheit vor 1933 war eine große Not gewesen, der Wunsch nach Einigung und Zusammenschluß schien sich zu erfüllen: "Der Weg vom Sozialen zum Nationalen war beschrritten." (Jugendweg 1933) Aber im selben Jahr schreibt Riethmüller auch schon:

"Wir Christen bangen davor, wie viele Dämonen der Versuchung und Überhebung da hereindrängen, wo große Erfolge ausgewertet werden."

Und Heinz-Dieter Wendland warnt im "Jugendweg":

"Der allmächtige und totale, d.h. allumspannende Staat saugt alles in sich auf, will alles selbst tun, dünkt sich Schöpfer des Lebens des Volkes (etwa seiner Kultur, seiner Kunst) zu sein, während er doch nur der Ordner dieses Lebens sein kann. Wenn dieser Staat dann auch noch die Kirche beherrschen und sie zu einer Staatseinrichtung erniedrigen will, dann kann man hier von einer Rückkehr zu dem alten heidnischen Staatsgedanken sprechen, der vor Christus die Völker beherrschte."

Schon 1933 begann der Kampf um den Lebensraum der evangelischen Jugendarbeit. Es war eine Zeit zwischen Hoffen auf eine tragbare Lösung und Furcht vor staatlicher Einmischung, die das Evangelium, "die unbeschränkteste Totalität, die es überhaupt geben kann", verfälschen würde. Das Problem der Verkündigung der totalen Herrschaft Christi im Raum des totalen Staates, die Frage der Gestalt der Kirche und Gemeinde innerhalb dieses Staates war auf dem Gebiet der Jugendarbeit am deutlichsten gestellt.

Ende 1933 war es dann soweit: Das "Reichskirchliche Jugendgesetz" verlangte die Eingliederung aller bündisch-organisierten Jugendarbeit in die Staatsjugend. Das war für den Staat konsequent, denn für ihn waren die großen Jugendverbände "gefährlich". Die Jugend, die hier gesammelt wurde, ging ja der staatlichen Jugendsammlung in BdM und HJ verloren. Für die evangelische

Jugendarbeit bedeutete das: Beschränkung auf Wortverkündigung und Bibelarbeit. Mitgliedschaft in kirchlichen Gruppen war erst mit 18 Jahren erlaubt.

Wie ernst um die Entscheidungen gerungen wird, zeigen die folgenden Sätze von Pastor Riethmüller:

"In schweren Entscheidungszeiten wird die Christenheit in ihren eigenen Reihen insbesondere angefochten: die Versuchung, die Brüder zu richten oder zu verachten. In einer Kirchengeschichte steht für eine entscheidende Stunde der Reformationszeit der Satz: ‚Es war der Gegensatz, der sich in solchen Zeiten schwerer Ereignisse immer wiederholen wird: auf der einen Seite der Wille, bis zum äußersten zu kämpfen und lieber unterzugehen, als auch nur in der Form zu weichen, auf der anderen Seite die Meinung, daß man durch zeitweises Entgegenkommen in den Nebenpunkten neues, schweres Unglück vermeiden und vieles oder alles retten könne.‘ Dabei drohen alle Versuchungen: denn wir können Dinge zu Nebenpunkten erklären, die doch ein Einfallstor ins Zentrum sind. Unsere Kampfesmüdigkeit und unsere Leidensscheu kann uns zu einem Frieden bewegen, der in Wirklichkeit gar kein Friede sondern nur Niederlage und Verleugnung ist. Ebenso droht uns die Versuchung, daß wir unseren Starrsinn und unsere angeborene Unnachgiebigkeit mit der Treue gegen das Evangelium verwechseln und, indem wir das Wort Jesu verteidigen wollen, doch fern von seinem Geist sind."

Die evangelischen Jugendverbände gingen keinen Kompromiß ein aus der Erkenntnis: "Wenn die Gestalt aus einem anderen als dem evangelischen Geist bestimmt wird, so wird schließlich der fremde Geist auch das innere Leben bestimmen."

"Vieles, was äußere Form schien und doch als Ordnung und Hilfe für das Leben der Jugendlichen aus dem Evangelium sich ergab" wurde aufgegeben, die Arbeit auf das Ziel gerichtet, "eine tätige, dienstbereite, ihrer Verantwortung bewußte Jugend zu erziehen." Die "Evangelische Gemeindedienstschar" wird Kern der evangelischen Jugendarbeit in den Gemeinden: "Bereit zum Dienst, weil man bereit ist, sich dienen zu lassen."

Um gemeinsam und konzentrierter überlegen und arbeiten zu können, wurden 1935 alle verschiedenen Jugendverbände zu einem einheitlichen männlichen und weiblichen Jugendwerk zusammengefaßt in einer "Jugendkammer der Bekennenden Kirche."

Die Lage wurde immer schwieriger. In den Zeitschriften konnten fast nur noch persönliche Lebensfragen behandelt werden und biblische Betrachtungen. Mit der

Auslegung biblischer Texte ließ sich damals manches sagen, was direkt und öffentlich nicht möglich war. 1941 dann wurden alle kirchlichen Zeitschriften aus "kriegsbedingten" Gründen verboten. Der Raum, die der Führung und Hilfe bedürftigen Jugend zu sammeln, wurde immer enger. Aber: "Es wäre die größte Täuschung, wenn wir glaubten, daß das Leben der Kirche und die ihr aufgetragene Jugendarbeit stürbe. Nein, der Hunger nach dem Wort Gottes und nach der ewigen Welt läßt sich nicht zum Schweigen bringen."
So schrieb Pastor Riethmüller Weihnachten 1937. <<

Die Olympiade 1936 in Berlin

1925 war Deutschland Mitglied des Völkerbundes geworden und Stresemann, damals Reichskanzler, hatte in seiner Rede betont, daß keine Nation dadurch ihr nationales Eigenleben aufzugeben brauchte. Er sagte:

"Der göttliche Baumeister der Erde hat die Menschheit nicht geschaffen als ein gleichförmiges Ganzes Der wird der Menschheit am meisten dienen, der — wurzelnd im eigenen Volke — das ihm geistig Gegebene zur höchsten Bedeutung entwickelt und damit ... über die Grenzen des eigenen Volkes hinauswachsend, der gesamten Menschheit etwas zu geben vermag."

1933, acht Jahre später erklärte Hitler den Austritt aus dem Völkerbund. Wohin sollte das führen?

29. März 1936

Heute Wahltag: Deutsches Volk, nun los! Die Völker draußen suchen ein Volk, das einig ist, ohne Scheuklappen. Nur Menschen mit freiem Blick können das heute sein, was jeder Deutsche sein müßte: unverzagt und ohne Grauen Aber dazu braucht's ja Vertrauen. Das würde dem Führer den Arm stärken, der die Wahrheit zwischen den Völkern wenigstens will. Ach, würde er das Vertrauen doch rechtfertigen können! Wir müssen doch rausgeführt werden aus dieser verwirrten Zeit!

1936 war dann die Olympiade in Berlin. Wir machten sie begeistert mit von A bis Z. Wir freuten uns harmlos an den außenpolitischen Huldigungen für das "3. Reich". Daß bei deutschen Glanzleistungen so oft die Deutschlandhymne angestimmt wurde, erschien uns ein Beweis, daß es nun aufwärts gehen müsse mit

unserem Volk. Daß jedes Mal nach dem "Deutschland, Deutschland, über alles" auch das Hitlerlied "Die Fahne hoch ..." gesungen werden mußte, — nun ja, es gehörte nun mal dazu. Damals ärgerte es einen noch nicht so wie später.

In einem Brief an Ingeborg in den USA schrieb ich:

"Wenn man diese Leistungen, diesen Schneid miterlebt! Beim Reiten, als Wangenheim mit gebrochenem Schlüsselbein wieder aufstieg, all die schweren Sprünge mit einer Hand ritt und damit den Mannschaftssieg sicherte — das war doch mehr als Sport! Das war einfach deutsche, preußische Zähigkeit und Selbstzucht. Es wurde ja auch vom Ausland glatt anerkannt.

Das Beisein von Hitler spornte zu letztem Einsatz an, auch bei uns Zuschauern. Wann sitzt man wohl, oder vielmehr steht, die ganze Zeit wie so ein gepökelter Hering da oben auf der Trampelloge eingeklemmt zwischen Knien und Armen anderer, ebenso Begeisterter, der Sonne gerade gegenüber in Gluthitze, unentwegt, angespannt, ohne etwas zu genießen, von 1/2 2 bis 9 Uhr abends? "

4. August 1936

Der arme Konrad in Wölfelsgrund hat nun gar nichts mitmachen können. Er war nach einem Autounfall — eine junge Ärztin hatte ihn angefahren — zur Kur geschickt worden. Aber dies hier wäre auch für ihn ganz unmöglich gewesen.

Als wir nach seiner Abreise um 10 Uhr erledigt ins Bett plumpsen wollten, klingelt das Telephon: "Olympia-Verkehrsamt! Wir schicken Ihnen einen Gast. Sind Sie bereit?" Hildegard hatte gerade angefangen wieder umzuräumen, aber natürlich waren wir bereit!

Morgen kommt Frau Umpfenbach direkt aus dem Westend-Krankenhaus, wo sie todkrank mit einer Bauchfellentzündung gelegen hat. Sie griff meinen Vorschlag herzukommen beglückt auf als "seelische Erhebung". Was ich ausgepumpter Mensch an "seelischer Erhebung" wohl geben kann?"

Seelische Erhebung brauchte jeder: Deutschland zu verstehen war nicht so einfach! Aber — im Wetterleuchten eines Gewitters ist klare Sicht ja unmöglich!

Unmöglich war es auch, damals schon klar zu erkennen, welches entsetzliche Schicksal den Juden drohte!

Der gelbe Stern

Eine negative Einstellung gegen Juden gab es auf dem Lande ja schon immer. Schon in meiner Kinderzeit in Kensau alarmierte einmal das Gerücht eines Ritualmordes in Konitz alle Zeitungen. Er ist nie ganz aufgeklärt worden, aber er schürte den Haß gegen die Juden so, daß auch unser harmloser Krämer Benno Totenkopf in Kensau lange Zeit keine ruhige Stunde mehr hatte.

Vor allem aber war es wohl der allzugroße Geschäftsgeist, der abstieß, den gewisse Handelsjuden in Westpreußen oft so anzuwenden verstanden, daß sie unter Umständen ein verschuldetes Gut ganz in ihrer Hand hatten (so wie es Gustav Freytag in "Soll und Haben" von Veitel Itzig schildert).

Wenn der Pferdejude Snell uns nachmittags um 2 Uhr im Garten aufsuchte mit der Frage: "Schläft der Papa noch?" und wir eine Stunde später auf dieselbe Frage Papa immer noch schlafen ließen, wenn er dann zwei Stunden später wieder an der Haustür klingelte oder im Keller in der Küche erschien, dann schimpften wir Kinder mächtig über solche Aufdringlichkeit. Wir wußten, daß mit Pferdekauf oder -verkauf die Händel ja immer anfangen. Und man konnte nie wissen, wie es weiterging. Unser Jude Totenkopf aus dem Dorf wartete doch wenigstens bis man kam, statt sich aufzudrängen.⁷⁴

Aber nicht nur auf dem Lande, auch in der Stadt hatte der Antisemitismus wohl schon lange geschwelt.

Nach dem ersten zionistischen Kongreß in Basel 1897 war das weltweite Interesse für das Judentum neu erwacht und auf ein Ziel hin ausgerichtet: die Rückkehr nach Palästina. 1917 dann wurde die Besiedelung Israels, von den Engländern unterstützt, vorangetrieben.

Ich erinnere mich noch gut der gegensätzlichen Meinungen bei den Gesprächen auf Heyl'schen Gesellschaften: die einen befürworteten eine neue Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk, die anderen waren scharfe Gegner der ganzen kolonistischen Bewegung. Da dabei immer nur die völkische, nie die religiöse Gegensätzlichkeit zur Sprache kam, interessierte es mich wenig. Umsomehr empörte mich dann das Drama des Einwanderungsschiffes "Exodus", mit dem die doch anscheinend so wohlwollenden Engländer die jüdische Einwanderung zu verhindern suchten.

⁷⁴ "Sarah —: jüdisch! unmöglich!" hieß es bei der Namenswahl für ein Neugeborenes in Erna Wehrs Elternhaus.

Tante Hedwig Heyl war — wie ich schon schrieb — eine der wenigen Frauen, die nach Henriette Schraders Ideen das soziale Leben mitbestimmten. Die Namen von Schwabach, Kardorf, Mendelssohn gehörten zu dem von ihr gegründeten Lyceumsklub. Wer fragte vor der Hitlerzeit schon danach, ob Jude oder nicht? Höchstens Bernhard Körner, der Sohn der Tante, die ich als Kind nicht als Tante anerkennen wollte! Er arbeitete in der Heraldischen Gesellschaft, die die Geschlechterbücher herausgab, und legte ungeheuren Wert auf die "arische Abstammung" seiner Familie. War die Familie Wolff mit eingeladen bei Heyls (Tante Liese war eine geborene Wolff) sagte er ostentativ ab.

Bei einem solchen Diner-Gespräch bei Heyls hatte ich wohl mal wieder viel zu laut und intensiv in die allgemeine Verurteilung der düsteren Weltlage hinein hervorgehoben, daß die Anspruchslosigkeit solch einer Notzeit sehr zu bejahren sei. "Du, Erna, deine Maximen gefallen mir" rief Tante Hedwig mir zu, "ich schenk' dir eine Erholungsreise für deinen Jungen!" Das war eine Freude! Wenn es für die 200 Mark, die sie mir schenkte, auch keine Reise nach Israel oder Spanien sein konnte, so war Sarow in der Mark Brandenburg in dieser Notzeit genug, dem hochaufgeschossenen Hellmut etwas frische Luft und Vitamine zu verschaffen.

(Übrigens: das von Hedwig Heyl herausgegebene "ABC der Küche" war damals das bekannteste Kochbuch und hat selbst heute bei der veränderten Lebensweise durch seine gar nicht "altmodischen" Grundgedanken noch immer seinen Wert und wird als Grundlage für andere Kochbücher benutzt).

Feigerweise wagte ich es in meiner Jugendzeit nicht, meine liebe Freundin Gretchen Wolf, die sehr "jüdisch" aussah, mit in die Ferien nach Kensau zu bringen. In der Zeit des Kirchenkampfes aber trafen wir uns oft bei den Bekenntnisabenden von Niemöller. Es tut mir heute noch leid, daß ich sie nicht davor bewahren konnte, "verschwinden" zu müssen.

Auch Konrad hat bei seinen jüdischen Kollegen im Statistischen Landesamt in den dreißiger Jahren nur höchstens einen Aufschub der "Verschickung" erreichen können. "Du, wenn es klingelt," so kam er einmal ganz zaghaft in die Küche, "mach ganz schnell auf und führe Herrn S. gleich rein zu mir. Es darf niemand sehen. Ich muß wegen der Familienunterbringung mit ihm sprechen. Seine Frau bricht ganz zusammen. Es ist schrecklich, schrecklich ... "

Ich kam mir ganz hartherzig vor gegenüber seiner so warmen Anteilnahme, sah das Schreckliche noch nicht so deutlich wie er und wußte nur: Wenn Herr S. vor unserer Tür gesehen wurde, (und überall paßten ja Häscher auf), dann war es um

Konrads Stellung geschehen! Sie wackelte sowieso schon wegen öfteren Einsatzes für Juden und Widerspenstigkeit gegen Nazimaßnahmen. Ich stellte mich also ans Fenster und fing Herrn S. ohne Klingeln ab. Frau und Kinder kamen noch raus; er nicht mehr. Man war ja so ahnungslos gegenüber den so geheimgehaltenen Maßnahmen gegen die Juden!

Als mir in meiner Zimmervermietungszeit von einem Rechtsanwalt (als Vormund) zwei alleinstehende jüdische Geschwister zur Aufnahme angeboten wurden, wunderte ich mich über seine begeisterte Freude ob meiner sofortigen Zustimmung. Er war Ablehnung gewohnt, denn es hatte keiner mehr gern mit Juden zu tun und jeder machte einen Bogen, wenn er jemanden mit dem gelben Stern sah, ohne den kein Jude ausgehen durfte.

Wie ich über seine so war er wohl über meine Begeisterung erstaunt. Aber die zugesicherte finanzielle Hilfe bedeutete ja für mich Schuhkauf, bessere Ernährung für die Familie usw.

Es war aber nicht der liebe Mammon, der mich bestimmte, meine Kusine Else aufzunehmen, deren Mutter Liese Heyl geb. Wolff eine von Dryander getaufte Jüdin war. Das holde Bräutchen, dem ich auf der Hochzeit dazumal in der Kinderaufführung als Schweinehirtin gewünscht hatte: "Daß niemals euch verlaß das Schwein!" war vollkommen vom "Schwein" (Glück) verlassen.

Nach dem Verlust von zwei eigenen Kindern in unglücklicher Ehe, die selbst die liebevolle Aufnahme des unehelichen Kindes ihres Mannes nicht mehr kitten konnte, war auch das von Vater Heyl ihr gekaufte Häuschen in Frohnau in der Inflationszeit in ein Nichts zerronnen. Nach dem Tod der Eltern blieb ihr nichts als die Riesenmöbel der feudalen Generaldirektorswohnung, ein Schicksal, wie es so viele in diesen unheilvollen Jahren zwischen dem ersten und dem zweiten Weltkrieg erleben mußten.

So stand sie dann eines schönen (!) Tages mitsamt zwei vollbeladenen Möbelwagen vor unserer Tür.

Ein reich geschnitztes, riesengroßes Eichenbüfett — wohin damit? Wir hatten doch eins! Also mußte unser kleineres auf den Boden. Der für die reiche Direktor-Wohnung berechnete große Ausziehtisch — wohin damit? Unserer mußte ins schon volle Wohnzimmer, Schränke, Betten, Stühle, Tische, Teppiche, Pulte, Leitern, Schüsseln und Krimskrams, Krimskrams — man konnte nicht treten! Alle ausgemessenen Maße waren zu klein.

Das große Zimmer, in dem sie wohnen sollte, wurde ein Raritätenkabinett, ein Musterbeispiel dafür, was Menschenverstand an Fähigkeiten im Möbelstellen

vollbringen und es dennoch gemütlich gestalten kann: Flügel, Pult, Tisch mit Sofa und Sesseln, Bett, Waschtisch, vier (!) Schränke, zwei Kommoden, Büste vom Großvater, Regale, Bilder, Bücher und Wandschränkchen!

Als alles halbwegs drin war, lag oben auf einem Stapel Bücher der große, von gemalten Vergißmeinnicht umrahmte Spruch: "Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft." Der Packer und ich sahen uns in unserer Verzweiflung an und — lächelten!

Noch konnten wir lächeln, später kaum mehr. Es dauerte Monate, Jahre, ehe dieses Möbelrücken bewältigt war.

Else war dankbar für den Unterschlupf in unserem Haus. Das bescheidene Leben focht die einst so Verwöhnte nicht an. Aber unendlich litt sie, die Halbjüdin, mit vielen sehr geliebten jüdischen Verwandten unter den Schikanen gegen die Juden — und wir mit ihr.

Ihren 70. Geburtstag feierte sie fast im alten Stil ihres Elternhauses.

5. März 1938

35 Menschen in diesem vollgestellten, urgemütlich gewordenen Möbellager! (Natürlich mußte bei der Aufführung auch ein Möbelfritze vorkommen!) Menschen: lebenswürdige, wirklich lebenswerte, harmlose und raffinierte, Nazis, Christen, Juden und Judengenossen — alle feierten begeistert die materiellen Genüsse nach Heyl'schen Rezepten — dies allerdings in unserem großen Eßzimmer.

Es war eine sinnige Atmosphäre — ein amüsanter Ausschnitt aus vergangener Lebenszeit.

"Etwas von Feiertag ist nun mal um unsere Else" sagte Herr Schrey in seiner Festrede.

Aber nach der Kristallnacht im November dieses Jahres konnte sie nicht mehr froh sein. Wir waren dankbar, daß Gott sie Anfang 1941 zu sich nahm und ihr ersparte, die Deportationen ihrer eigenen Verwandten zu erleben.

Dies war auch die Zeit, wo so oft an den Türen geklingelt wurde und ein behördlicher "Volksgenosse" irgend etwas über Familienangehörige wissen wollte — wegen des "Ariernachweises". Als ich sagte: "Da muß ich erst mal in der Familienbibel nachsehen!" sagte er lächelnd:

"Das ist jetzt der 6. Haushalt, wo mir gesagt wird: Da muß ich mal in der Bibel nachsehen!"

In Kensau ist Benno Totenkopf, von dem ich schon sprach, bei einer der Judenverfolgungen der Nazis ums Leben gekommen. Es hieß, er hätte Zyankali in der Tasche gehabt, um die Brunnen zu vergiften. Das stimmte natürlich nicht, war aber Anlaß genug, ihn hinter einer Scheune zu erschießen und zu vergraben. Seine Schwester Florchen hielt die Wirtschaft bis zum Krieg aufrecht.

Im Sommer 1939 besuchte ich sie noch einmal, als ich in Kensau war. Ich hatte gehört, daß sie Verbindung mit ihrer Schwester in Berlin suchte und wollte vermitteln, da die Postverhältnisse damals schon brenzlich waren.

Es war noch dieselbe weinumrankte, schiefe, kleine Tür, derselbe dunkle Raum mit den baumelnden Holzpantinen an der Decke, aus dem sie mir entgegentrat, mit denselben schielenden Augen, mit denen sie mich — überströmend vor Überraschung und Freude — begrüßte: "Die Frau Erna! Gott der Gerechte! Sie kommen mir besuchen!?" Händeküssend führte sie mich in die "gute Stube" mit dem abgeschabten Plüschsofa: "Tun Sie mir die Ehre: Hier aufs Sofa! — Ich werd Sie Kuch'chen bringen, gleich, gleich — und ein Schnäpschen, ein süßes. Die Florchen, die hat noch gute Likörchen, Frau Erna. Sie können glauben — werden schmecken! Einen Augenblick, einen kleinen!"

Noch in der Tür rief sie aufgeregt: "Was Gutes, was Süßes, ich hol' — ich hol'!"

Sie kam zurück mit Glas, Flasche, Teller mit petroleumduftenden Keksen und klebrigen Bonbons: "Die besten, die teuersten!"

Dann erst kamen wir zur Sache: zu ihrer Schwester, zu Bruder Bennos Tod, zu den bösen Zeiten

"Gott der Gerechte!" — Sie rückte das Sofa ab, von dem ich aufstehen mußte, wofür sie sich tausendmal entschuldigte: "Da können Sie sehen: da hab' ich's hingestellt, dahinter, das Kaiserbild. Immer — immer hat er gehängt hier über'm Sofa, der Kaiser, die langen Jahre hindurch. Nun darf er nicht mehr; wenn sie werden kommen und werden sehen das Kaiserbild — sie schlagen mich tot, wie den Benno! Wegtun soll ich den Kaiser, in den Keller bringen!" Sie schüttelte sich. "Nein, ich kann's nicht, ich tu's nicht! Ich muß ihn verstecken. Aber — hinhängen den Hitler? — Gott soll mer bewahren! Wo werd ich hinhängen den Hitler? — Ich kann's nicht — ich tu's nicht."

Sie schüttelte mir ihr ganzes patriotisches Herz aus. Im Dorf Politik zu treiben ist nicht so einfach!

In derselben Zeit — nach der Wiedergewinnung des "Korridors" — besuchte ich eine polnische Familie, die mir ein paar Eier nach Berlin mitgeben wollte. Während die Frau sie einpackte, sagte sie beschwörend: "Ihr Mann ist doch Präsident, Frau Erna. Kann er denn gar nichts tun im deutschen Staat, der so

gegen uns Polen ist? Das hätte der Herr Hitler nicht tun dürfen!" Sie schüttelte traurig den Kopf: "Das nicht!"

Nein — aber was konnte schon der Präsident vom Statistischen Landesamt dagegen machen?!

Wo ein Wille ist — da ist auch ein Weg

Für uns spielte in dieser Zeit die Frage um Bärbels Zukunft die größte Rolle. Sie war schon monatelang "Unter die Linden" gepilgert, wo in dem nun verwaisten Schloß einige Souterrainräume zu handwerklichen Lehrstätten eingerichtet waren. Sie hatte so viel Freude am Weben, daß wir sie zu weiterer Ausbildung in der staatlichen Textil- und Modeschule anmeldeten.

Natürlich konnte sie als Gehörlose dem theoretischen Unterricht in der Schule wie Fachrechnen usw. nicht folgen. Fräulein von Schimmelmann, die Leiterin, erklärte bald: "Unmöglich, wir können auf eine Einzelne keine Rücksicht nehmen!" Das war verständlich, aber was nun?

In Dahlem in der Grundschule hatte es ihre Intelligenz und der gute Kontakt mit ihren Mitschülern, die sie bereitwillig absehen ließen, ihr auch nur bis zu einer gewissen Grenze ermöglicht, mitzukommen — immerhin ein und ein halbes Jahr lang, bis sie in die Gehörlosenschule kam.⁷⁵

Hier aber, beim Weben, war doch so viel Praxis, und die beherrschte sie gut. Aussichtslos sollte das sein? Diese Vokabel gab es nicht, bei Bärbel nicht und bei der Mutter auch nicht!

Wir gingen nochmal zum Direktor. Mitleidig lächelnd über diese rabiate Familie sagte er schließlich kopfschüttelnd: "Also schön, versuchen wir es noch einmal weiter, aber — (sehr bestimmt) — dann vier Jahre statt der üblichen drei!"

⁷⁵ Hinweis: Nachdem Gebärdensprachen von taubstummen Menschen seit Jahrhunderten genutzt worden waren, wurde es Anfang des 19. Jahrhunderts populär, taube Kinder nur zum Sprechen zu erziehen ("Oralität"). Die Gebärdensprache wurde mit allen Mitteln bekämpft. Sie wurde als "Affensprache" hingestellt. Dies führte 1880 zu einem Beschluß beim Mailänder Kongress von 1880, die Gebärdensprache generell aus dem Unterricht zu verbannen und nur Sprechen zuzulassen. Danach wurde die Gebärdensprache in fast allen Schulen aller Länder verboten. Etwa ein Jahrhundert wurden keine neuen Erkenntnisse zu Gebärdensprachen erlangt. Bis heute hat die Gebärdensprache nicht mehr die gleiche Stellung wiedererlangt, die sie vorher hatten. Deutschland wurden ab 1933 Gehörlosenvereine aufgelöst. Taubstumme Menschen wurden systematisch durch den RBS (Reichsbund der Deutschen Schwerhörigen) und REGEDE (Reichsverband der Gehörlosen Deutschlands) sterilisiert oder ermordet, um die Gesellschaft von Gehörlosigkeit zu "heilen". In den 50er Jahren begann (auch außerhalb Deutschlands) wieder eine schrittweise Akzeptanz von Gebärdensprachen. In Frankreich wurde erst 1991 das Gebärdenverbot in Schulen für taube Kinder per Gesetz aufgehoben. (Mehr zur Präsenz der Gebärdensprache in Schulen für Gehörlose konnte ich im Netz nicht finden, da leider auch die Fachseiten diesbezüglich meist nur von Wikipedia abgeschrieben haben. Ich erinnere mich aber, daß der Streit Gebärden vs. Oralität noch während meiner heilpädagogischen Ausbildung in Berlin, 1990, virulent war und im Behindertenreferat der damaligen Senatsverwaltung offensiv in Kindergärten und bei Eltern in Ostberlin für die Gebärdensprache bzw. für bilingualen Unterricht.)

Zum Erstaunen aller stand dann im zweiten Jahreszeugnis "genügend", im dritten "gut"! In der Praxis hatte sie immer ein "sehr gut" und nach drei — nicht vier (!) — Jahren wurde sie zur Gesellenprüfung in der staatlichen Handwerkskammer zugelassen: Die erste Gehörlose zu einer Staatsprüfung überhaupt!

Darüber schrieb ich an Ingeborg am 10.11.1938

"Wir saßen gerade beim Feierkaffee nach Bärbels Prüfung. Ja, denk dir: die hat sie nun bestanden! Und zwar mit "gut". Sie war besser als einige der Hörenden — und was wurde alles verlangt! Im Praktischen war sie von allen die Beste. Im Theoretischen mußte sie alle Fragen schriftlich beantworten: über Handwerk, Geschäft, über Webstuhl und Bewerbungen, über Geschichte, Staat, Vier-Jahres-Plan, Soziales, Deutschlands Grenzen und das Leben verschiedener hervorragender Menschen, über die Partei und noch und noch.

Sie hat sich ganz fein durchgeschlagen. Wenn sie etwas nicht wußte, schrieb sie einfach drumherum. So z.B. bei der Frage: Wieviele Parteien gibt es? Natürlich sollte die Antwort sein: "Eine — Hitlers!" Sie aber wußte doch aus Zeitungen und Gesprächen von Deutschnationalen, Sozialdemokraten und Kommunisten! Sie schrieb auch von allen. Dann aber — der nationalsozialistischen Stimmung sich anpassend — daß alle diese Parteien vom "Führer" beherrscht würden, als sei es eine!

Ich saß derweil von 1/2 9 bis 3 Uhr im Vorzimmer. Zur "Verkündung des Urteils" riefen sie mich herein. Die Herren, die mir ihre Angst vor dieser erstmaligen staatlichen Prüfung einer Gehörlosen offen gestanden hatten, waren selbst baß erstaunt. Als ich mich für ihre Rücksicht bedankte, sagte der eine ganz abweisend: "Rücksicht? Wir haben gar keine Rücksicht genommen. Wir haben genauso viel verlangt, wie von den anderen auch. Es war erstaunlich, was sie geleistet hat. Wir gratulieren Ihnen zu der Tochter!"

Bärbel war natürlich strahlend! Wir auch. Was haben wir aber auch geochst die Tage vorher!"

In diesem Brief steht noch etwas drollig Zeitgemäßes:

"Na, nun hat die liebe Seele Ruh: zwei Rollen Toilettenpapier erstanden! — nach 45 Minuten Anstehen bei Wertheim. Mir genügt ja in dieser Zeit eigentlich Zeitungspapier, aber es scheint ja doch sehr lebenswichtig zu sein. — — ! Ein Mann sagte beim Anstehen angesichts der vielen zwei-Rollen-Käufe: "Wird sich da Tante Meyer aber freuen!" Ja, ja, es gibt noch so Freuden! Ob ich etwa noch irgendwo Pfefferkuchengewürz bekomme? "

Der "Fall Kemsau"

Wie Bärbel imstande war, alles Geschehen lebendig mitzuerleben und sich auszudrücken, zeigt ein von ihr spontan hingehauener Brief an Hitler in der Zeit des "polnischen Korridors", als der "Fall Kemsau" durch alle Zeitungen ging.

Berlin-Dahlem, den 15. Mai 1937

Mein Führer!

Bei schönem Sonnenschein habe ich heute "Unter den Linden" Ihr fröhliches Gesicht gesehen. Ich schreibe in großem Vertrauen an Sie.

Es ist schrecklich mit dem polnischen Korridor. Dort wohnen meine Tanten, die Schwestern meiner Mutter. Sie wollen den Erbhof halten und kämpfen unermüdlich für die Deutschen in Kemsau (polnisch: Kesowo). Die deutsche Grenze liegt ungefähr 27 km entfernt. Viele deutsche Bauern wanderten nach Danzig oder Deutschland aus, aber aus Kemsau nicht, weil meine tapferen Tanten deutsche Gemeinschaft geschafft haben von Jugend, Frauen und Männern. (Die meisten Deutschen können nicht polnisch sprechen). Sie wollen mit Leidenschaft deutsch bleiben.

Wissen Sie wohl, mein Führer: Polen will den polnischen Korridor größer machen, — das darf nicht sein, bitte helfen Sie! Ich weiß auch: Vor einigen Jahren haben die Polen sich mit Deutschland verbunden in Freundschaft. Wenn Marschall von Pilsudski noch lebte, könnte es weiter in Frieden bleiben.⁷⁶ Jetzt ist es anders geworden. Ich habe oft in der Zeitung gelesen, aber ich weiß nicht, ob die polnischen Minister mit den deutschen Ministern sich vertragen? Wer als Deutscher im polnischen Korridor bleiben will, muß in Reue vorwärts drängen und nicht weichen.

Meine Tanten wollen deutsche Heimat behalten. Sie haben deutschen Arbeitsdienst im Garten arbeiten lassen. Die Männer haben eine nächtliche Übung gemacht. Die Polen haben sie beobachtet und angezeigt.

Sie behaupten: Militärübung und Spionage in der Grenzzone, als von der N.S.D.A.P. gesandte militärische Erzieher. Die Polen sind ärgerlich, weil Adolf Hitler in seiner Rede ihnen von der Grenze zu wenig versprochen hat. Alle

⁷⁶ Józef Klemens Piłsudski [ˈjuzɛf piwˈsutski] (1867–1935) war ein polnischer Militär, Politiker und Staatsmann. Er kämpfte gegen die russische Herrschaft in Polen und war später Marschall der Zweiten Polnischen Republik. Von 1926 bis zu seinem Tod 1935 regierte er autoritär. (Das "von" ist vermutlich eine Saengersche Erfindung.)

Arbeitsleute und meine Tanten sind verhaftet und jetzt im Gefängnis .. . nun ist alles vorbei.

Mein lieber Führer — bitte helfen Sie mit einem Rat! Können Sie nicht den polnischen Korridor wieder deutsch machen wie das Saargebiet? Viele hoffen darauf Kann meine tapfere Mutter dem polnischen Minister davon erzählen — wie heißt er? Ich glaube, Sie haben wenig Zeit für die Vorbereitung in Polen. Aber Gott hat durch Sie schon viel schaffen lassen ... bitte, helfen Sie uns, einen Minister oder Generalkonsul zu finden, der zum Freilassen helfen kann. Oder meine Mutter kann mit einer polnischen Unterschrift nach Konitz fahren, wo das Gefängnis ist. Meine Tanten heißen Auguste und Margarete Wehr.

Sie sind nationalsozialistische Heldinnen und haben Schreckliches erlebt — alles für Deutschland!

Ihre dankbare Bärbel Saenger

Daraufhin kam eine Antwort:

*Volksbund für das Deutschtum im Ausland
Berlin W 30, den 27. Mai 1937*

Fräulein Bärbel Saenger,

Ihr Schreiben an den Führer und Reichskanzler ist uns zur weiteren Behandlung zugeleitet worden.

Dieser Vorfall ist bereits von der Führung der Deutschen in Polen aufgegriffen worden und in Bearbeitung. Wir hoffen, daß dieses Erfolg hat.

Wir bitten Sie aber dringend, daß keinerlei Mitteilung von Ihnen aus nach Polen geschickt wird.

Heil Hitler!

Volksdeutsche Jugendabteilung

Dr. Hillebrand

Der "Fall Kensau" ging im Jahre 1937 monatelang durch alle Zeitungen.

22 junge Deutsche — Mitglieder der Deutschen Vereinigung — standen unter der Anklage, auf dem Gute Kensau im Kreise Tuchel nach dem Muster der deutschen Arbeitslager ein Schulungslager errichtet zu haben mit dem Ziel, die Teilnehmer in einem für den polnischen Staat ungünstigen Sinn politisch aufgeklärt und ihre Ausbildung zu tüchtigen Ortsgruppenleitern vor den staatlichen Aufsichtsbehörden gehalten zu haben. Obwohl die Verhandlung keinen Beweis

für diese Anschuldigung erbrachte, erkannte der Richter in dem zwei Tage lang dauernden Prozeß — nach vorangegangener dreimonatiger Gefängnishaft in Konitz — die Angeklagten für schuldig.

Die Leiter des Lagers, Armin Droß, Mitglied des Hauptvorstandes der Deutschen Vereinigung, und Gero von Gersdorff erhielten zwei Jahre, die anderen bis zu 15 Monate Gefängnis. Die Besitzerinnen des Restgutes Kensau, auf dem der größte Teil der Angeklagten zu Gartenarbeiten verpflichtet war, Auguste und Margarete Wehr — beide "an der Grenze des Greisenalters" — erhielten 10 Monate Gefängnis, die dann aber zur Bewährung ausgesetzt wurden.⁷⁷

Das Hamburger Fremdenblatt schrieb darüber unter anderem:

"Die Deutsche Rundschau hebt hervor, daß der Staatsanwalt das Wort Konspiration gebraucht habe. Dieser Ausdruck, der die Angeschuldigten und das gesamte legal handelnde und loyal denkende Deutschtum Westpolens auf das Schlimmste kränkt, wird in der polnischen Presse gedankenlos Aufnahme finden und dadurch seine verheerende Wirkung für das Zusammenleben der deutschen und polnischen Bevölkerung des polnischen Staates tun!

Kensau ist keine 'Konspiration'!

Arbeit, gemeinsame Lieder, Vorträge, morgentliche gymnastische Übungen der Jugendlichen — das war Kensau!"

Und das Posener Tageblatt schrieb:

"Neue Unruhe und neue Verschärfung werden in die Beziehungen zwischen Deutschen und Polen getragen, die vermeidbar wären, wenn man polnischerseits endlich an den guten Willen der Deutschen glauben wollte.

Für alle aufrechten Freunde einer deutsch-polnischen Annäherung wird Kensau ein aufrüttelndes Mahnmal sein."

⁷⁷ In der polnischen Wikipedia heißt es dazu "Im April 1937 wurde auf dem Anwesen der Schwestern Augusta und Małgorzata Wehr ein Jugendlager im Zuge der Deutschen Einheitsbewegung nach dem Vorbild militärischer Ausbildungslager eingerichtet. Zum Unterrichtsprogramm gehörten gymnastische Übungen und Arbeiten auf dem Bauernhof. Der Organisator des Camps, Armin Droß, wurde mit Handheben und *Heil*-Rufen begrüßt. Abends fanden sogenannte Heimabende statt, also Abende mit Vorträgen und Gesang, Lesungen aus Büchern über Deutsche und Hitler, darunter: "Mein Kampf". Den Teilnehmern wurde beigebracht, daß diese Länder zurückkehren könnten, daher muß der deutsche Geist dort erhalten bleiben. Am 20. April wurde ein Abend zur Feier von Hitlers Geburtstag organisiert. Dann wurden Bücher gelesen, Hitlers Biographie besprochen und den Lagerteilnehmern wurde gesagt, daß sie so leben müssen, wie Hitler es lehrt. An der Wand hing ein Bild von Hitler, umgeben von Grün, und darunter stand eine Kerze. Am Tag zuvor war im Radio die Rede von Goebbels zu hören. Da das Lager nicht registriert war, verurteilte das Bezirksgericht in Chojnice die Organisatoren und Teilnehmer des Lagers sowie den Besitzer des Bauernhofs, insgesamt 22 Personen, zu Strafen zwischen 5 Monaten und 2 Jahren Haft und Unterbringung in einer Justizvollzugsanstalt. Bei der Durchsicherung des Hofes wurden viele antipolnische Drucke, Broschüren und Flugblätter sowie illegale Waffen gefunden." <https://pl.wikipedia.org/wiki/K%C4%99sowo> (Abruf 30.9.23, 14:55)

Auf der Seite der Gemeinde: "W obiekcie dworu w Kęsowie w 1937 r. prowadzone były ćwiczenia grup dywersyjnych mniejszości niemieckiej. Właściciele dworu siostry Wehr oraz uczestnicy kursu zostali aresztowani. Proces odbył się w Chojnicach, a wyroki na 22 oskarżonych od 6 miesięcy do 2 lat więzienia" <https://kesowo.pl/o-gminie/historia>

Nach der Untersuchungshaft und der Entlassung der Schwestern fuhr ich natürlich so schnell wie möglich hin, sie zu besuchen.

Wie würde ich sie treffen?

Am Bahnhof in Sehlen war nur der Kutscher — freudig, sagte aber nichts. Es wußte in der Zeit ja niemand, was er sagen durfte und was nicht.

Aber da: Vorn Tucholkaer Feld kommt Herr Germann an den Wagen: O ja, es ginge den Schwestern gut, sie wären aufrecht geblieben, sagte er lachend. "Und wie! Als ich nach der Verhaftung den Staatsanwalt in Tuchel traf und fragte: "Na, die Fräulein Wehr sind wohl ganz niedergebrochen?" schrie er mich an: "Niedergebrochen? Die — niedergebrochen? Die haben mich ja behandelt als sei ich ein Schwerverbrecher!"

Nein, "niedergebrochen" waren sie nie!

Weder damals noch 1939, als Hitlers Truppen den polnischen Korridor überrannten und er bis 1945 wieder deutsch wurde noch später, als sie ihre Heimat verlassen mußten.

Als wir drei Schwestern uns Anfang des 2. Weltkrieges in Danzig trafen, wohin ich von Berlin im fast leeren D-Zug gekommen war, dem schon D-Züge mit Flüchtlingen begegneten, wurde zwar kurz ein Mitkommen nach Berlin erwogen, aber nein — die Heimat verlassen kam nicht in Frage!

Sie fuhren zurück —, in die dunkle, ungewisse Zukunft. Sie hielten Lebensbedrohung und Flucht durch die Wälder durch und kamen — am brennenden Gut des Bruders, Festnitz vorbei — in ihr fast unversehrtes Heimathaus.

Die dem "Greisenalter nahen" Schwestern haben dann die schweren Jahre bis zum Kriegsende 1945 auf dem Restgut weitergewirtschaftet, Erholungsbedürftigen und in Deutschland Ausgebombten Unterkunft gewährt und wie eh und je deutsche und polnische Familien im Dorf und in der Ansiedlung betreut und verarztet.

Enttäuschte Hoffnungen

Nach all der Resignation, nach all der Verworrenheit und dem Hin- und Hergerissensein der Parteien, die mir (nach meinem Tagebuch) so lähmend erschien, gab es in der Morgendämmerung des 3. Reiches auch Positives. Es war nicht alles verwerflich, was da wie Gänseblümchen auf grünendem Rasen hervorschoß. Der leidenschaftliche Wunsch nach dem Wiederhochkommen, nach einer Persönlichkeit "voll Feuer, Kraft und Mut" lebte in vielen. Und wenn da nun einer kommt und sagt: *"Ich schaffe es!"*? — "Dem Mutigen hilft Gott!" sagt ein Sprichwort. Hitler hatte Mut — sollte Gott da nicht helfen?

"Arbeiten hatten sie wirklich gelernt, die Deutschen" hieß es in einem Zeitungsartikel im "Tag", "so gründlich, daß sie auch nach einer vierzehnjährigen Verlotterung in der Anarchie des Zwischenreiches sofort und ganz wieder ihren Mann standen. Und es ist fast schwieriger, sie das Feiern zu lehren als das Arbeiten, über dem sie es ja fast verloren hatten."

Und dann ruft er auf — ich möchte sagen in echt nationalsozialistischer "Erhebung" — zum Großangriff auf die Langeweile, die seelische Leere, die Hoffnungslosigkeit. Ein Großangriff, der einmal etwas anderes anpackte als die Arbeitslosigkeit.

"Zusammen arbeiten — zusammen marschieren — zusammen Freude erleben!" Aus solchen Gedanken heraus entstanden die beliebten "Kraft-durch-Freude-Fahrten" in die Natur. In neuem Gemeinschaftsgefühl wurde das Volkstum wiederentdeckt, Tapferkeit und Treue der alten Germanen zum Vorbild gesetzt. Die Alten wurden wieder geehrt und die Mütter. Auch mir wurde feierlich das wohl verdiente Mutterkreuz verliehen!⁷⁸

Das war ja alles nicht schlecht. Nur das Trara darum war schlecht und fing an, einen bedenklich zu stimmen. Warum sollte man nicht nach seinen Ahnen forschen, in der "Sippschaft" zusammenstehen? Heute reicht das Wissen um die Abstammung in der kleinen Familie gerade noch bis zu den Großeltern! Also schön! Aber was sollte denn nun die fanatische Suche nach der "arischen Abstammung"? Auch Hellmut mußte in seinen Kirchenbüchern zeitraubend bis in die Nächte hinein nach den arischen Großmüttern seiner Pfarrkinder suchen.

⁷⁸ Siehe hierzu auch von Margarete Hannsmann (1921–2007): DER HELLE TAG BRICHT AN. EIN KIND WIRD NAZI (München/Hamburg 1982) sowie DREI TAGE IN C. (München 1965; Neuausgabe mit biobibliographischem Anhang: Berlin 2012: A+C online).

Bald hörten immer mehr "Volksgenossen", wie alles mit fanatischem Parteigeist verbunden war, mit machtstrebender Hetze gegen alles, was nicht braune Partei war.

Selbst Bärbel hielt es ab, in den BDM (Bund deutscher Mädchen) einzutreten, wenn ihr auch die Mitgliedskarte manchen Vorteil verschafft hätte. Im Haus des Rundfunks wurde mein vor dem Umbruch angenommener Vortrag über den deutschen "Hausgeist" schroff zurückgewiesen, als ich auf die Frage "Sind Sie in der Partei?" mit "nein" antworten mußte. Ich ging dann einmal — sogar mit dem besten Willen, vielleicht einzutreten — in den in Dahlem gegründeten Nationalsozialistischen Frauenbund. Meine alte Antipathie gegen abschließenden Parteigeist ließ mich aber schon vor Ende der Stunde hinauslaufen. So — nicht!

Es wäre ja barer Unsinn, wenn unsereiner als Laie über die Politik dieser Jahre etwas schreiben wollte. Aber das eine weiß ich, daß es neben aller schreienden Begeisterung viel Widerstand und viele Bedenken gegen den aufkommenden Nationalsozialismus gegeben hat, und daß in den Jahren vor 1933 das Volk in den Wahlen drei bis vier Mal "nein!" gesagt hat. Das habe ich selbst miterlebt. Und als dann doch der Nationalsozialismus mit Hitler an die Macht kam, war es — so scheint es mir wenigstens — wiederum wie 1918 nicht das "Volk" sondern die dämonische Massensuggestion, die uns in zwölf Jahre verhängnisvolles Schicksal hineinschliddern ließ.

Nur daß der allerdings schon sehr alte Hindenburg Reichspräsident war, gab — soweit ich es sehe — eine gewisse Ruhe, wenigstens für die erste Zeit der Machtübernahme.

Als ich 1933 mit Bärbel, die ja überall dabei sein mußte, um ihr Weltbild zu erlangen, vor dem Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße in der Menge, die dem neugewählten "Führer" zujubelte, stand, grüßte ich im Herzen den neben dem jungen Hitler im selben Auto sitzenden Reichspräsidenten. Dieser kriegserprobte, nicht rechts und links, nur geradeaus blickende alte Mann war mir, wie wohl hunderten mit mir, ein Garant dafür, daß man dem "Herrn Hitler" da neben ihm wenigstens nicht allein zu trauen brauchte.

Ein großer Feldherr braucht durchaus nicht ein großer Politiker zu sein. Aber führt er nicht ganz einfach durch seine gefestigte Persönlichkeit, innere Haltung und Bindung an hohe und höchste Gesetze doch einen Schritt weiter?

Paul Schütz — der bekannte Theologie-Professor — schreibt in seinem Buch "Warum ich noch ein Christ bin":

"Hindenburg war der charismatische Mensch, nicht durch seine Worte, seine Taten, sondern durch sein ganzes Sein. Und zwar nicht in der Sphäre des Wunders, wie der alte Blumhardt in Möttlingen es war, sondern in der nüchternen Alltäglichkeit der Weltgeschichte. Von dieser christlichen Aura, die sein Wesen mit monumentaler Stummheit ausstrahlte, strahlte bei seinem Tode etwas wider in der Ehrerbietung der ganzen zivilisierten Welt und zwar mit Einschluß seiner Feinde! Wie dieser alte Mann, der ein Feldherr war, das Schicksal seines Volkes trug, das nicht härter gedacht werden kann — durch endlose Jahre hoffnungslosesten Zusammenbruchs — wie er das fertig bringen konnte, das war nach ehrlich menschlichem Maß gemessen, aus einer *anderen Quelle* geschöpft".

Diabolisches Versteckspiel

Es ging nun etwas ganz Unheimliches vor. So geheim es auch gehalten werden sollte — etwas sickerte allmählich doch auch ins Privatleben hinein. Keiner konnte sich dagegen auflehnen. Tat man es dennoch — viele Behörden, manch mutiger Einzelner — wurde mundtot gemacht oder verschwand von der Bildfläche.

Das Wort "Euthanasie" — eine rein wissenschaftlich-biologisch eingestellte Religion oder Lebensanschauung — wurde nun vorgespannt vor die Ausmerzungen von Kranken, die ein "lebensunwertes Leben" führen mußten.⁷⁹

In Massentransporten wurden unzählige Insassen von Heimen und Anstalten "verlegt" (!) nach Grafeneck, einem kleinen Ort in Süddeutschland, wo die ahnungslose Bevölkerung allmählich aufmerksam wurde auf unerklärliche Dinge: das Bauen eines Krematoriums und eines Standesamtes.

In den Zeitungen erschienen immer mehr merkwürdige Todesanzeigen:

" ... *traurige Nachricht von dem plötzlichen Tode unserer treusorgenden Mutter*
"Schwer und unfaßbar traf uns die Nachricht von dem plötzlichen Tode meines geliebten Mannes . "

" ... *unseres einzigen Kindes ... "*

" ... *Schwester ... "*

⁷⁹ Dieses politische Ziel wird explizit in Hitlers programmatischen Buch MEIN KAMPF angekündigt. (Vgl. hierzu mein Nachwort.) Das Buch wurde 1925 (Band 1) und 1926 (Band 2) veröffentlicht. Es war in sehr hohen Auflagen verbreitet, wurde auch in Bibliotheken oft ausgeliehen und übersetzt. 1933 wurde eine Ausgabe in Blindenschrift herausgegeben. Ab 1936 wurde von vielen Standesämtern Brautpaaren anstatt der Bibel MEIN KAMPF auf Kosten der jeweiligen Stadtkasse geschenkt. Es wurde von Parteimitgliedern erworben und von Schülern im Unterricht verwendet. (Nach WP)

Auch von meiner Schulfreundin Elsa Menzell aus Hamburg, die ihren körperlich und geistig behinderten Sohn dort in einem Heim hatte, bekam ich eines Tages solch einen traurigen Brief, aus dem ich mir gar keinen Vers machen konnte.

Ja, und da war nun Bethel bei Bielefeld, die von Bodelschwingh aufgebaute "Stadt der Barmherzigkeit" für all solche Kranken, Epileptiker, geistig Gestörten, für die "Brüder der Landstraße", die an Leib und Seele gefährdeten, die hier durch eigene Arbeit Brot, vor allem aber Heimat auf eigener Scholle gefunden hatten. Auch bei Berlin war auf derselben Grundlage "Hoffnungstal" und "Lobetal" erstanden (wohin ich damals Herrn Pau, meinen "Hochstapler", verfrachtet hatte).

Der dortige Leiter, Pfarrer Braune, und Fritz von Bodelschwingh fürchteten für ihre Kranken und setzten ihr eigenes Leben aufs Spiel mit dem Widerstand gegen die Gestapo, diesen mächtigen Staatsapparat.

Bei vier Ministern hatten ihre Vorträge über die Geschehnisse zwar echte Schockwirkung und ungläubiges Entsetzen ausgelöst, aber auf Bodelschwinghs Verlangen, die bereits begonnene Aktion einzustellen, war die Antwort: gegen die Macht der SS sei es unmöglich, etwas zu unternehmen.

Der Reichsgesundheitsführer Dr. Donti ließ sich nicht sprechen. Und auch Professor Sauerbruch, weltbekannt und hoch geschätzt, — er war nicht nur ein großer Arzt, sondern auch ein großer Mensch — konnte mit seiner Empörung über diese Zustände nichts, gar nichts erreichen.

Hitlers Befehl lautete:

Reichsleiter Bouhler und Dr. med Brandt sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, daß nach menschlichem Ermessen unheilbaren Kranken bei kritischer Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod (!) gewährt werden kann.

Für Bodelschwingh standen all diese schwerwiegenden Dinge juristischer, medizinischer und weltlicher Art im Schatten des Begriffes Euthanasie. Ihm ging es um die christliche Ehre des ganzen Volkes.

Die Frage nach dem Wert des Menschenlebens war ihm nicht eine Frage der Medizin oder der Naturwissenschaft, auch nicht des Rechts oder des Gesetzes sondern — des Glaubens. Er sah noch weiter: Wenn die Jugend nicht sieht, daß der Staat das Leben "heilig" hält — welche Folgerungen wird sie daraus für ihr Privatleben ziehen? Kann nicht jedes Roheitsverbrechen damit begründet werden, daß für die Betroffenen die Beseitigung des anderen von Nutzen sei? Auf dieser schiefen Ebene gibt es dann keinen Halt mehr!

Was sich in den Worten des Geheimbefehls für Trauer, Schrecknis, Angst und Verzweiflung verbarg, war unbeschreiblich.

Was gilt als "normal", was gilt als "unheilbar"? Was kann diagnostisch mit Sicherheit festgestellt werden?

Leben ist Geheimnis Gottes. Es ist eine ungeheuerliche Anmaßung des Menschen, Leben zu beenden, weil des Menschen "Vernunft" es nicht mehr als sinnvoll begreifen will!

Bodelschwingh, der sich als "fröhlicher Handlanger Gottes" fühlte und zugriff, wo ihm eine Not vor die Füße gelegt wurde, kämpfte mit Pfarrer Braune zusammen einen schweren Kampf unter unendlichen Schwierigkeiten in der Reichskanzlei, im Innenministerium, beim Oberkommando der Wehrmacht — alles ein gefährliches Wagnis!

Als die Ärztekommision dann zum dritten Male zu Bodelschwingh nach Bethel kam und ihm den grünen Meldebogen vorlegte, füllte er ihn wiederum nicht aus, hatte aber ein dreistündiges Gespräch mit Dr. Brandt und führte ihn durch seine ganze Anstalt. Dr. Brandt mußte zum ersten Mal erkennen, daß es Mächte gibt, über die auch er nicht bestimmen konnte.

Die Aktion in Bethel wurde daraufhin abgesagt — Bodelschwingh hatte gesiegt! Pfarrer Braune aber war inzwischen verhaftet worden.

Das alles, was ich hier z.T. dem Buch von Kurt Pergande "Der Einsame von Bethel" entnommen habe, geschah in den Jahren 1940-41.

Ich war noch völlig ahnungslos, als ich eines Tages — wie schon öfter — in eine andere Gemeinde, diesmal (1939) nach Brandenburg, gebeten wurde, um in dem Frauenkreis auf einer Adventsfeier zu sprechen.

Der mir fremde Vorsitzende holte mich am Bahnhof mit einem "Heil Hitler" ab. Ich sollte gleich an einer "wichtigen" Vorbesprechung teilnehmen, um in meiner Ansprache abends das Besprochene mit einschließen zu können.

Völlig verblüfft hörte ich dann in dem Kreis von etwa acht Damen, wie unser fabelhafter "Führer" sich nun auch der Ärmsten der Armen annehmen wolle und sich mit einem Geheimbefehl "heroisch" entschlossen hätte, diesen Unglücklichen, sinnlos noch Lebenden den Gnadentod zu geben. Nachdem uns das Elend dieser "lebensunwerten" Menschen in glühenden Farben geschildert und ein Ende — sowohl ihres hilflosen Zustands, wie auch der nutzlosen Zeitverschwendung der Pflegenden — als Wohltat und Erlösung, als "Gnade" hingestellt wurde, sollten wir unsere Meinung dazu sagen, auch im Hinblick auf

die jetzt doch wirklich sehr große Notwendigkeit "planwirtschaftlicher Erfassung" aller Heil- und Pflegeanstaltsgebäude.

Ich habe mir von dem lebhaften Hin und Her der verschiedenen Stellungnahmen diesmal leider keinerlei Aufzeichnungen gemacht — wohl um den Eindruck dieses mich wild aufrührenden Tages samt dem Gefühl meiner beschämenden Jämmerlichkeit allem gegenüber möglichst schnell zu verwischen. Ich erinnere mich nur noch einer Abstimmung, in der ich als Einzige nicht die Hand hob. "Worin ich denn um alles in der Welt einen Sinn sähe für ein Weiterleben solcher verblödeten Geschöpfe," wurde ich gefragt.

"... und wenn es nur der Sinn wäre, daß die solch armes Menschenkind Pflgenden, Gelegenheit fänden, Liebe schenken zu können. Liebe ist ja das Einzige, was solche Kranken noch verstehen und spüren können." So etwas Ähnliches sagte ich aus meiner Verduzttheit heraus und dann nur energisch: Sie würden wohl nicht erwarten, daß ich in meiner Ansprache über die größte Weihnachtsliebe, die Gott uns Menschenkindern verkündigt, im selben Augenblick von der größten Lieblosigkeit der Menschen sprechen würde.

Alles war ja so lahm und lau, was man da vorbringen konnte in das spürbare Unverständnis hinein! Mit sehr unbehaglichen Gefühlen sprach ich dann abends in dem großen Saal vor Menschen, mit denen mir jeder Kontakt zu fehlen schien. Weder die warmen Worte, die der Pfarrer dann zum Abschied sagte, noch die ganz wenigen, heimlichen Händedrucke beim Herausgehen durch die Menge, konnten mich darüber hinwegtäuschen, daß ich in dieser Versammlung vollkommen versagt hatte.

War es nur verletzte Eitelkeit? War es eine Ahnung von heraufziehenden Mächten, derer man nicht nur mit ein paar Worten der Abweisung Herr werden konnte?

Schwerer als diese kleine Episode war das Miterleben des Schicksals meiner Freundin Lisa Ermel, ihr Leid um die Krankheit ihres Sohnes Wolfgang, von dem ich jetzt berichten will.

Unwertes Leben?

Wer war Wolfgang? — Wer war Lisa?

Wolfgang war Hellmuts Schulfreund gewesen, — Lisa, seine Mutter, mit der ich mich befreundet hatte. Eines Tages kommt von irgendwo in der Welt ein Brief von Lisa: *"Kannst Du mich und Wolfgang wohl für einige Zeit aufnehmen? Ich weiß im Augenblick nicht wohin."*

Ich kam mir sehr hart vor, aber ich schrieb ab, — die vielen Karambolagen in unserem vollen Haus voraussehend und das Veto meines Konrads, der meine Überlastung immer zu verhindern suchte.

Ein zweiter dringender Brief kam. Konrad war verreist. Ich schickte ihm den Brief: *"Entscheide du, aber entscheide um des Himmels Willen positiv, wie es sich für einen Christenmenschen gehört! Und besinne dich nicht lange!"*

Tags darauf: Telegramm: *"Mit allem einverstanden!"*

Was blieb dem armen Mann auch übrig?

Als er zurückkam, war alles installiert. Lisa, Wolfgang, mit Sack und Pack, mit Schreibmaschine und Büchern, mit Kochgeschirr und allem, was so eine Nomadenwirtschaft mit sich bringt.

Nomadenwirtschaft? Warum?! Der Vater war doch Oberlandesgerichtsrat in Königsberg?!

Wir kannten Wolfgang als gesunden, fröhlichen und hochbegabten Jungen. Durch ein unglückliches Tauchkunststück beim Schwimmen in der Studienzeit hatte er einen Gehirnschaden zurückbehalten und litt zeitweise an Bewußtseinsstörungen. Nach den Ursachen solcher Erkrankungen wurde damals nicht gefragt. So hieß es auch bei Wolfgang: erbkrank.

Nur wenige Ärzte wagten es in der Hitlerzeit, sich gegen die nun ganz in den Vordergrund gerückten Erkenntnisse in allen Erb- und Gesundheitsfragen zu stellen.

Es waren zwar schon 1908 in einzelnen Staaten Amerikas gesetzliche Bestimmungen eingeführt worden, nach denen Erbkrankte unfruchtbar gemacht werden konnten, wie es sie auch schon in einzelnen Kantonen der freien Schweiz gab.

Um klarzumachen, um was es bei dem Hauptproblem in Deutschland ging, das damals die Luft verseuchte, zitiere ich hier das Gespräch eines Arztes mit einem Pfarrer aus dem Buch "Aufzeichnungen eines Psychiaters" von Friedrich Deich:

Der Pfarrer: "Und was geschieht, wenn ein Erbkranker nicht sterilisiert werden will?"

Der Arzt: "Die Frage erübrigt sich, da die Unfruchtbarmachung nur auf eigenen Antrag oder den des Vormundes von einer Kommission von Fachärzten beschlossen wird."

Der Pfarrer: "Wer stellt bei uns den Antrag?" (1939)

Der Arzt: "Der Erbonkel oder sein Vormund oder der Amtsarzt."

Der Pfarrer: "Und was geschieht, wenn das Erbgesundheitsgericht auf Antrag des Amtsarztes die Unfruchtbarmachung einer Person beschlossen hat, sie aber damit nicht einverstanden ist?" (Die betroffene Person: hier Wolfgang, Bärbel).

Der Arzt: "Dann wird die Person zwangsweise sterilisiert. Aber wir setzen unseren Ehrgeiz daran, die Erbkranken davon zu überzeugen, welches Elend sie heraufbeschwören, wenn sie Nachkommen erzeugen, die vielleicht wieder erbkrank sind. Sie fragen, Herr Pfarrer, wie ich mich als Christ zu der Sterilisation Erbkranker stelle? Nun, die Religionsstifter, die ja die Ergebnisse der Naturwissenschaft nicht voraussehen konnten, haben den Gedanken der Erbpflege nicht berücksichtigt. Heute müssen wir sie beachten. Die Kirche täte gut daran, nicht starr an der Tradition zu kleben, Herr Pfarrer!"

Nur weil masurische Bauern Fragebogen ungenügend ausgefüllt hatten, wurden junge Ärzte, die eben ihre staats-medizinische Prüfung abgelegt hatten, vom Rheinland nach Ostpreußen geschickt, um — getreu ihrem Eid: "die Erbmasse des deutschen Volkes zu verbessern" — viele alteingesessene masurische Bauern zu sterilisieren.

Nach Beschwerden des Reichsernährungsamtes mußten dann die mit der Untersuchung beauftragten Parteidienststellen persönlich dafür haften, daß nichts davon in die Öffentlichkeit dringe!

Die zitierte Unterhaltung endete damit, daß der Pfarrer in großer Erregung die Psychiatrie verurteilte:

"Sie Doktor, glauben also zu wissen, was Schwachsinn ist? Das ist doch Wahnsinn! Geben Sie doch zu, daß Sie selbst einen Wahn haben ... Lassen Sie sich doch selbst sterilisieren, Doktor!"

Darauf der Arzt: "Es stimmt, wir wissen viel zu wenig!"

Keiner meiner Naziärzte hat mir dieses "Nichtwissen" zugegeben. Aber ganz so gewettert wie dieser Pfarrer habe ich ja wohl doch nicht, oder ...?

Zurück zu Wolfgang.

Es war wohl verständlich, daß seine Mutter, sobald eine ärztliche Untersuchung drohte, ihren Jungen aufpackte und mit ihm durch die Welt zog, jahrelang — durch Schwarzwald, Thüringen, Klein-Walsertal — ohne Adressenangabe. So lebte sie nomadenhaft mit ihm im Verborgenen, durch Übersetzung schwedischer Bücher zum Lebensunterhalt beitragend.

Also, nun waren sie bei uns. Über ein Jahr ging alles gut. Eine befreundete Ärztin behandelte ihn, dann geschah es.

Die Ärztin war zu unrechter Zeit gerade beim Baden; als Lisa sie anrief, mit erregter Stimme, sofort — aber sofort zu kommen! Sie konnte nicht. Verzweifelt steht Lisa vor mir: "Hast du keinen Arzt, der sofort kommen kann?"

Meine Naturärztin, Frau Dr. Büsselberg, war gerade ausgebombt und fortgezogen. Ein junger Doktor aus Lichterfelde hatte Liselotte mal gut behandelt.

Den rief ich an. "Ja, ich kann sofort kommen, im Auto eines zufällig anwesenden Kollegen."

Der Kollege kam mit. Ich bat ihn ins Wohnzimmer, während der Doktor nach oben ging. "Nein, danke, ich gehe mit nach oben."

Schnell waren sie wieder unten: "Der Junge muß sofort in eine geschlossene Anstalt. Darf ich mal anrufen?"

Er ging ans Telefon.

"Wie? Was? Kommt gar nicht in Frage!" stellte ich mich davor. Widerwillig kamen dann beide ins Wohnzimmer.

"Jugendlicher Wahnsinn" sei es, klarer Fall für die Irrenanstalt Wittenau, Hierbleiben, auch nur für diese Nacht? Ausgeschlossen!

"Unverständlich, das heute im 3. Reich nicht einzusehen!" Sie als Ärzte hätten die Verantwortung.

"Aber ich, als Gastgeberin von Mutter und Sohn übernehme die volle Verantwortung: unter keinen Umständen fort!"

"Und wenn er Ihnen heute nacht das Haus in Brand steckt?" —

"Auch dann!"

Konrad kam zum Abendbrot. Er verhandelte mit. Er wußte ja als Mitglied des Reichsgesundheitsamtes Bescheid. Armer Mann, zwischen zwei Ärzten und seiner Frau, die darauf bestand: "Ohne Urteil einer Autorität lasse ich den Jungen nicht aus dem Haus." Der Kollege? Nein, den erkannte ich nicht als neutrale Autorität an.

Schließlich wurde aus Telefonbüchern und nach Nachfragen eine Autorität, Professor für Nervenleiden, ausfindig gemacht. Es war allmählig 9 Uhr abends. Er

kam aber. Es folgte eine Beratung der drei Ärzte im Eßzimmer. Konrad war in sein Zimmer gegangen: "Die Entscheidung hat meine Frau!"

Aber auch ich konnte ja nichts entscheiden! Kopfschüttelnd kam der verständnisvolle Professor heraus: "Ich bin überstimmt, zwei gegen mich!" — "Einer gegen Sie, Herr Professor! Der Dr. Sowieso ist nicht gebeten worden zu kommen. Bitte, bestimmen Sie, was zu tun ist!" Er überlegte lange — ging dann schweigend ans Telefon. Es war inzwischen 11 Uhr. Er kannte den Chef einer Nervenklinik in Wilmersdorf.

Ja, er würde ihn zur Beobachtung sofort aufnehmen!

Alles atmete auf. Die beiden Naziärzte zogen ab. Ein "Fall" war ihnen entgangen. (Heute verstehe ich sie besser. Sie hatten ja nur, wie der Preuße sagt, ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit getan.)

Tags darauf fand Lisa ihren Wolfgang Flöte spielend in seinem Klinikbett sitzend. Nach drei Tagen wurde er aus der Beobachtung entlassen und war wieder hier. Ein paar Wochen später starb er an Gehirn-Thrombose.

Diesem "höchsten" Urteil fügte sich Lisa gottergeben und dankbar, ihn in der letzten Lebenszeit nicht hinter Gittern gewußt zu haben.

Am guten Tag sei guter Dinge und den bösen Tag nimm auch für gut

22. Februar 1938

Konrad und ich waren eingeladen. Die Frau— in meinem Alter — hat nichts weiter zu tun, als ihr bißchen Haushalt und ihren Mann. Nein, nein — ich danke Gott für mein reiches Leben mit allerlei Hausgenossen, Logierbesuch, mit Kindern und einem Betrieb, fast wie in Kensau! Und wenn es zehnmal so besinnungslos geht, daß Else sagt, wenn sie mich ansähe, ginge ihr der Atem aus.

15. Februar 1938

"Guten Mut haben in aller Arbeit — das ist eine Gabe Gottes."

Na ja, Salomo, du hast gut predigen. Dann gib mir nur die Gabe!

Allmählich sind fast alle Töpfe angebrannt. Donnerlittchen, drei Flammen reichen nicht für Zwei-Familien-Kocherei zur selben Zeit!

Schnell essen, einer kommt hungrig. Schnell essen, einer muß weg.

Da kommt Lisa mit ihrem großen Tablett, putzt ihr Rohgemüse, kocht die Kartoffeln.

Frau Obkirchner kommt bescheiden, um sich ihr Mittag zu holen. Wo sind nur all die kleinen Schüsseln?

Da fängt Else schon an, sich ihren Salat zu machen, und einen Eierkuchen zu backen, den sie dann doch nicht zu backen versteht.

Hilf Himmel, daß nicht gerade jetzt Konrad in die Küche guckt mit seiner Mittagssehnsucht: "Ich bin da!"

Bärbel stellt ihren Webstuhl auf, Garn muß bestellt werden. Else sagt, zwei Wochen sei ihr Zimmer nicht gründlich gemacht worden. Zwei Wochen schon?

Wo ist die Zeit geblieben. Dalli, dalli, was man nicht im Kopf hat, muß man in den Beinen haben.

25. Februar 1938

Zwei Stunden am Pult heute! Ich kann mich gar nicht losreißen. Die Entdeckungsreisen in meine Bibel sind mir noch wertvoller als meinen Kindergottesdienstkindern.

Aber nun ins Bett. Wenn Konrad morgen kommt, muß ich ausgeschlafen sein.

Geist und Seele sagt's dem Körper.

Tags darauf: Ich hatte mich wohl doch überfreut an den goldenen Stunden zwischen Büchern und Bildern und Heften und Zetteln auf dieser, jetzt so seltenen Seelenfahrt. Ich schlief erst nach zwei Uhr ein, so "fuhr" es in mir weiter.

2. März 1938

Kindergottesdienst. Die Kinder sitzen mit gezückten Bleistiften, um Bibelstellen zu erhaschen. Gut, gut, die können besser vermitteln, was es um den Heiligen Geist ist, als meine dämlichen Worte.

Aber wenn Allmuth so tief-gläubig fragt: "Was ist denn nun das mit der Taube? Immer, wenn die Jünger den Heiligen Geist bekamen, war die Taube dabei!" Ja, dann heißt es bekennen, daß man auch nicht weiß, was da mit der Taube los war. Sie war halt sichtbare Wirklichkeit — so geschieht etwas — etwas, was du dir nicht selber machen kannst. Es fliegt dir von oben zu: paß auf, Mensch. Hör' zu! Du brauchst nichts wie "da" zu sein!

8. März 1938

Schwiegervaters 100. Gedenk-Geburtstag bei Martha gefeiert. Wie hätte dieser aufrechte Christ die schwere Zeit jetzt beurteilt? Martha las den Psalm "Unsere Väter hofften auf dich ... "

Nun, "die Gnade, die den Alten ihr Weh half überstehen, wird uns ja auch erhalten, die wir in unser'm Flehn."

25. März 1938

Kon und ich waren gestern auf dem Stiftungsfest des V.d.St. (Verein deutscher Studenten). In der Straßenbahn war ich so müde, daß mir unter den geschlossenen Augen die Tränen kullerten. Zu dämlich.

"Hätte man früher auf solchem Fest wohl so tiefe Gespräche geführt?" fragte mein Tischnachbar und dann etwas leiser: "Ob man's noch lange kann?" Konrad war so schrecklich nett zu mir, bestellte mir Kaffee, suchte meinen Pelzkragen — ich kam mir vor, wie eine "junge Frau"!

24. April 1938

Und nun soll ich an meine Reise nach Kensau denken — zu Gustels 60. Geburtstag?

5. Juni 1938

Tatsächlich — ich fuhr aus all dem Betrieb heraus. Drei Tage zuvor hatten wir dem armen Wolfgang die Augen zgedrückt.

Als ich am Geburtagsmorgen früh um 4 Uhr ganz allein im Abteil im Zug von Konitz nach Sehlen sitze, fällt wie mit Zauberschlag alles ab: die ganze letzte Zeit mit all ihrer Sorge, all ihrem Drängen, und laut singe ich in die Morgensonne, die die heimatlichen Fluren bescheint, Gustels Lieblingslied:

"Sollt ich meinem Gott nicht singen, / sollt ich ihm nicht dankbar sein ... "

Auf dem Saalbalkon lacht der Königskuchen. Die Gedanken an voriges Jahr im Gefängnis und heute in dem gesegnet aufblühenden Garten — das kann man nur erleben, nicht beschreiben!

Was schadet es schon, daß ich in der Eile so viel vergessen hatte, Kleider, Gürtel, Schuhe, daß ich mir zu Irmgards Verlobung ein Kleid borgen mußte! Erna, Erna! Ja und dann "Pfingsten naht im Schmuck der Maien." Da werden nach all dem frohen Schaffen im Haus und in der Küche, dem Wegehacken im Garten, — bei Mondschein noch die Birkenstämmchen vor Haus und Küche gesetzt. Kensauer Pfingsten! Alles ruht, atmet, schwebt, vereinigt sich zu der einen einzigen Bitte: "Mit einem freudigen Geist rüste mich aus!" Der "Fall Kensau" ist zum Kensauer "Segen" geworden!

12. Juni 1938

Steuerangelegenheiten, Telefon, Telefon, Telefon. Tante Martha kommt, Tilli kommt, Tante Elli kommt. Spargelschälen, backen, Unkraut jäten. Zum Kaffee kommen Körners.

Um 6 Uhr geht's mit Bärbel zum Stettiner Bahnhof Frau Laue kommt zurück — Lisa ist krank — Lisbeth hat Zahnweh — Frau Obkirchner ist das Herz schwer — Riesenwäsche — Sturm.

Geht wirklich noch ein "birkenstillter Heideweg" durch meiner Seele Unrast?

22. Juni 1938

Nicht hunderttausend — aber 31 gepackte Kisten und Koffer von Lisa sind heute zur Fracht abgeholt worden. Alles, was irgend eine Beziehung zu Wolfgang gehabt hat — die Decke, das Bild, Bücher, o so viele Bücher! Nimm's mit, meine Lisa, bis sich dein Herz von selber löst von "dieses Lebens Gütern" — dieser "Hand voller Sand, Kummer der Gemüter."

Jetzt ist Erinnerung noch ein Paradies, aus dem ich dich nicht vertreiben kann und will.

Auch ein Wort, das ich ihr aus Kensau schrieb, nahm sie mit:

"Mit dem Leben und dem Tod ist es schon so: das Leben aus der Höhe zu betrachten, als eine kurze Wegstrecke zwischen der Ewigkeit, aus der wir kommen und der Ewigkeit, der wir entgegenwandern — von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der Zusammenhang liegt darin, daß wir etwas von unserem Herrgott spüren!"

1. September 1938

Mein Mädels aus Amerika ist zu kurzem Urlaub da! Reiche, volle Tage mit ihr und dem Bub aus Döbeln. Mit zwei Autos ging es in den Grunewald. Ist das schwer; vom Auto aus eine passende Stelle zum Lagern zu finden! Ich hatte doch von unseren Soldaten-Mittagessen Übung: "Halt — hier ist's schön!" Aber schon sausten sie vorbei. Jetzt sucht die Jugend aus, und tatsächlich: Mutter Erna, halte deinen Mund: man entdeckte eine Bank — eine Bank zum Lagern!! Man setzt sich auf die Bank. Nein, ich nicht! Ich lagere daneben auf meiner lieben Mutter Erde. Sitzen und essen kann man alle Tage.

Donnergrollen

3. März 1939

Hitlers Rede aus Düsseldorf hörten wir in der Kindergottesdienst-Helferversammlung bei Röhricht. Alle Gesichter spiegelten Verachtung, bestenfalls resignierte Duldung wieder. Zum Schluß wurde das Lied "Wir treten zum Beten" gesungen, das Lied aus tapferen Tagen von 1914.

Ich sang zum Entsetzen der meisten mit.

Es war auch damals nicht alles fromme Andacht, und die Bitte "Herr, mach uns frei" — herausgeschrien aus gequälten Herzen — hat Gott nicht erhört. Aber wo dieser Ton heute anklingt in einem Volk, dem man nachsagt, daß es Gott verloren gibt, da sind Kräfte am Werk, die noch Leben zeigen. Erst Gott anrufen und im . elben Atem Hitler ist ein Schritt zum Götzendienst. Ja, aber gibt es nicht überall Götzen, gegen die echtes Gebet ankämpfen muß? Immer wieder kämpft in mir die Hoffnung auf Wiederaufbau — aber immer stärker wird auch der Zweifel!

15. März 1939

Die Slowakei selbständig! Göring vom Urlaub zurück und am nächsten Abend stehen unsere Truppen schon in Mähren und Böhmen!

Und ich — Erna Saenger, geb. Wehr — halte den Atem an im Gedanken an den Polnischen Korridor! Unverbesserlicher Optimismus! Hoffnung laßt nicht zuschanden werden!

20. März 1939

Laßt doch England sich entrüsten! Hunde, die viel bellen, beißen nicht. Soll man Hitler nicht Weitblick zutrauen? Die Länder wären ja verrückt, wenn sie Deutschland einkreisen wollten!

(Bin ich nicht "verrückt" gewesen, so enge Sicht zu äußern, statt abzuwarten?! (— sage ich heute — 1971).

22. März 1939

Atemberaubend: nun kommt auch das Memelland zu Deutschland! Die Geschichte schreitet mal wieder im Galoppschritt. Polen schweigt!

Anfang vom 2. Weltkrieg

Aus meinem Tagebuch:

26. Juli 1939

Von dem, was nun kam, schreibe ich lieber nicht: Geld, Hausverkaufsbesprechung, Nerven — das ist alles zum Totschweigen. Möchte keinen Menschen sehen. Komme mir vor, wie ein Hund, der sich verkriecht um zu verlöschen.

3. August 1939 in Schönlanke

Hinter den Lindenbäumen da am Zaun fahren die Bahnen, die mich und Bärbel nach Danzig bringen sollen. Werden die "Eichbaum-Schwestern" — Gustel und Gretel — kommen können zum Treffen? Soll ich hier den "Purks"⁸⁰ abwarten, der noch zögert, in diese kriegsschwangere Zeit hineinzukommen? Welt, du ferngerückte da hinter den Sonnenblumen — was ist nur mal wieder los in diesen sonnigen Augusttagen? Wie 1914!

11. August 1939

Ach was: wir reisen! Wir werden uns doch nicht unser Treffen von den Polen vergällen lassen! Addikind, ich komme mir ganz fahnenflüchtig vor — von wegen dem "Purks"!

13. August 1939

Massenflucht aus den Ostseebädern! Übervolle Bahnen begegnen unserm fast leeren Zug nach Danzig, aus dem alles flüchtet. Aber wirklich: Gustel und Gretel am Bahnhofs Gretel zeigt ihr silbernes Handtäschchen und lächelt: "Das einzige, was ich übergerettet habe, falls wir uns für Berlin entschließen. Mehr trauten wir uns nicht durch die polnische Kontrolle zu bringen."

Ja — für Berlin entschließen oder zurück nach Polen? Das war die bewegende Frage dieser drei losgelösten Tage am Ostseestrand. Da hinten in Swinemünde, sind das Kriegsschiffe? Kann man so losgelöst sein — so weit ab und doch mittendrin?

⁸⁰ Ein Kind, dessen Geburt erwartet wird.

17. August 1939

Danzig, du schöne, schöne Stadt, mit unbeirrbarer Zuversicht schaust du ins Land und die tapferen Schwestern fahren in unbeirrbarer Zuversicht nun doch wieder in eine dunkle Nacht und Zukunft hinein. Aber die steht ja nicht nur in Hitler's Hand!

25. August 1939

Wieder hier in Schönlanke habe ich das Addi-Mütterlein mit ihrem Buben aus der Klinik geholt. Gestern Abend dann Hansels Gestellungsbefehl: SOFORT! Die Nachrichten werden immer bedrohlicher! Im polnischen Korridor brennt's! Herrgott, laß alle Zuversicht nicht zuschanden werden! Oder willst du Größenwahn strafen?!

Abreisen? Hier ist Grenzzone. Alle Frauen im Haus, deren Männer schon fort sind, sind verstört.

26. August 1939

Ganz anders als 1914 ziehen die Einberufenen hier an den Fenstern vorbei. Damals mit lautem Singen und Schwenken. "Heimat" — "Vaterland" — großgeschriebene Begriffe. Heute wortlose, fast verbissene Entschlossenheit. Der kleine Bahnhof schwappt über — so viele Familien flüchten — haben Angst, den letzten Zug zu verpassen —. Wir hier unter unseren Bohnenhecken sehen stumm die Transportzüge, die an die Grenze fahren und denken an unsere Lieben in der polnischen Wüstenei.

Der Bub saugt im wahrsten Sinne des Wortes die Politik mit der Muttermilch ein — um 7 — um 11 — um 3 — um 6 — um 10 Uhr! mit den Rundfunkmeldungen.

28. August 1939

Milch kriegte ich noch ohne Bezugsschein. Der Kaufmann sagt, in zwei Tagen ist ja alles wieder vorbei! Die Frauen im Haus sind jetzt auch geblieben, weil sie mich hier noch sehen. Kann ich denn eigentlich ruhig sein?

29. August 1939

Karte von Gretel: Sie leben! Schlachten Schwein für die vielen Esser (wohl schon für die zu erwartenden Deutschen!)

1. September 1939⁸¹

Rückfahrt — auf dem Bahnsteig Eberswalde. Alles wartet mal wieder auf den letzten Zug nach Berlin. Ich komme von Neutrebbin, wo ich mit Hildegard Pflaumenmus gekocht habe.

Radiobericht: Verhandlungen mit Polen — polnische Truppen schießen — Deutschland marschiert — wohin?!

Die Reichtagsrede hörten wir bei Besorgungen aus einem offenen Fenster. Mich überläuft's kalt, wenn ich an die Rede Kaiser Wilhelm II. 1914 denke! Warum schreit Hitler nur so: "Wir müssen siegen — wir werden siegen — und wenn Not kommt, werden wir auch über die Not siegen."

2. September 1939

Wieder in Berlin: Fliegeralarm — Luftschutzkeller — Boden entrümpeln — Verdunkelung! Martha ist froh, daß ich zurück bin. Im polnischen Korridor: Kampf und Vorrücken. Hellmut mit der Infanterie an der Front Oberschlesiens. — Gott behüte! — wo man auch hindenkt. Merkwürdig, wie getrost ich neben aller heißen Angst an Gustel und Gretel denken kann, so, als hätte Gott uns was zugesagt, als ich sie von Danzig aus nicht mit nach Berlin nahm.

3. September 1939

Sticlige Luft am Radio. Emil⁸² schimpft auf Hitler. Sie machen alle so skeptische Gesichter und munkeln vom kommenden Krieg! Diese miese Stimmung innen, — diese Erfolge außen — Warum singt denn dieses Mal niemand? "O Deutschland hoch in Ehren ... " Es geht doch so atemberaubend, — in acht Tagen halb Polen besetzt, Bromberg, ach — alles ist ja so grausig, solch ein Blutbad — wie verblendet — wie dämonisch verwirrt rollt die ganze — nein "Weltgeschichte" nicht — aber die ganze Politik einher in des Herrgotts schöner Schöpfung!

"Wenn man noch nicht an den Teufel glaubte", sagte Konrad heute, "jetzt müßte man's!" — — — Ja, mein Kon, du siehst klarer als ich — ?

⁸¹ Am 31. August 1939 überfiel eine Gruppe von SS-Männern, die sich als polnische Partisanen verkleidet hatten, unter Führung von Sturmbannführer Alfred Naujocks den Sender Gleiwitz, um einen Vorwand für den deutschen Überfall auf Polen zu liefern. In seiner Rede vor dem Reichstag am Vormittag des nächsten Tages sprach Hitler zum Überfall auf Polen auch davon, daß "ab 5.45 Uhr zurückgeschossen" werde. Am 1. September begann der zweite Weltkrieg mit dem Überfall auf Polen ... der offenbar in der deutschen Bevölkerung teilweise schon erwartet wurde, wie die Eintragungen direkt zuvor zeigen..

⁸² Emil Saenger, Schwager der Autorin. Als einziger Verwandter taucht er in ihrem Buch durchgängig mit kritischen Kommentaren zur politischen Situation auf. Emil Saenger (geb. 17.4.1881) war Studienrat und profilierte sich (auch mit Veröffentlichungen) als Astrologe. vgl. https://www.astro.com/astrowiki/de/Emil_Saenger

4. September 1939

Und in dieser Luft muß ich nun die Befreiung der Tucheler Heide anhören! Und ich bin doch so durchflutet von heimlicher Freude: die Heimat wieder deutsch! — Gustel und Gretel —? sind sie gerettet?

12. September 1939

Ja! Gustel schreibt: "Wir mit deutschen Truppen nach Flucht und viel Gefahren — alles, wie in Psalm 91 — heimgekehrt! Kensau steht, — Festnitz verbrannt! Uns ist bange — aber wir verzagen nicht."

Da war es, wo all die Familiendokumente, die Taufschale mit den eingravierten Namen dreier Generationen, die Ahnenbilder, kurz: aller Besitz verbrannte, — bis auf das kleine braune Wirtschaftsbuch von Urahn Daniel, von dem ich anfangs schrieb.

16. September 1939

Heut Abend: Bleistiftzettel von Hellmut von der Protze eines Infantriegeschützes — ein Geburtstagsgruß vom 3.9.: "Lieb' Mütterlein —: das Schlimmste — die Nachrichtenlosigkeit — enorme Marschleistungen — wenig Schlaf —" Mein Jung', eine Mauer von Gebeten bauen wir um dich ...

7. Oktober 1939

Das alte Paar Strümpfe, das ich Hellmut schickte, hat ihn so erfreut, da er nur noch Lumpen an den Füßen hatte — immer mit dem Gewehr im Arm geschlafen! ... "Mensch — halt' dir senkrecht!" würde Ingeborg sagen, wenn — ja, wenn sie hier wäre! Aber sie kommt nicht, ihr Brief vom 1.9. war das letzte Lebenszeichen aus U.S.A. Ob sie von uns Post bekommt?

31. Oktober 1939

Alles wieder fort! — Was denn? Wer denn?

Nun, Telegramm von Elisabeth: "Hellmut heute hier, Mittwoch alle in Berlin!" — Ein Schaffen in Hochstimmung: Betten raus, Betten runter, schnell noch große Wäsche auf die Leine, Zimmer zu Kinderzimmern machen, Backen, Einholen, Kochen, letzte Blumen aus dem Garten, auf den Bahnhof! Mein langer Jung' — die goldigen Kinder, das strahlende Frauchen! Schmuddes kamen — Hages kamen —

Tags darauf: die Schönlanker! "Da sind wir!" — Hansel und Addi — die jungen Eltern mit Kinderwagen: den Purks soll Hellmut taufen. Schnell zum Tauffest rüsten!

Konrad geht nach Wein, Liselotte nach Blumen. Einen Riesenrinderbraten hat Addi mitgebracht. Taufgeräte holen. Kindergetrappel! Am geliebten Kamin, der schon so viel erlebt: eine stille, heilige, unvergeßliche Stunde - unter Hellmut's Worten, noch vom heißen Kriegserleben durchzittert: "Siehe, ich bin bei euch alle Tag ... "

Lebensnahes aus der Tiefe schöpfen. Wie anders als sonst so Taufen zu Allerweltszeiten!

Winfried, du kleiner Stammhalter, du bist hineingeboren in eine Verbundenheit, die dich stark und freudig machen wird, wenn du ihr treu bleibst. Zwei Elternpaare: Hans-Konrad war vom ersten Einsatz wieder zurück, Hellmut muß morgen wieder raus. Die Last des abschiedswehen Frauchens geisterte schwer in dieses Feier- und Wiedersehensglück. Wie schwer ist's doch getrost zu sein, wenn man meint, ein Recht zum Traurigsein zu haben. Christa saß aufrecht im Bett und fragte tief bekümmert: "Warum muß denn Vati wieder fort? Alle von Mutti sind immer fort — warum?" Elisabethlein, laß dem Kind durch deine Trauer nicht die Zweifel ins Herz und die Zuversicht aussperren!

Elisabeth und Hellmut sind heute Großeltern von Christa's drei goldigen Kindern.



7. Februar 1940

Kaminfeuer! Bratäpfel zu Lilokinds Geburtstag! So gut geht's uns noch in all dem Kriegsgerassel! Wie ist alles weichliche Jammern über Kleinigkeiten so schlapp, so unwürdig. Kommt es darauf an, daß ich mal kein Brot habe, wenn im Keller noch Kartoffeln sind? Kommt es darauf an, ob wir frieren? Hilft es dem Vaterland, wenn ich beim Anstehen auf dem Markt schimpfe, daß die Apfelsinen gerade vor mir alle sind? Oder wenn ich seufze beim Asche raustragen und beim Schnee schippen? Möchte man's jetzt etwa gut haben? — Jetzt? — ich nicht?!

5. Oktober 1940

Ich kann's nun mal nicht lassen, weiße Seiten voll zu schreiben. Jetzt, bei einem Kerzenstummel, nebenan Hildegard mit ihrem zwei Wochen alten Bübchen, während es ballert und blitzt von Flak und Scheinwerfern und feindseligen Bombenwürfen. Unserem Vati kommt es sehr seltsam vor, daß er nicht selbst mit im Feld ist, sondern nur der Schwiegersohn! Und ich komme mir uralte vor, schon den ersten Weltkrieg erlebt zu haben! Fühle mich aber doch noch jung genug, auch im jetzigen meinen Mann zu stehen.

Daß Hildegard aus dem ruhigen Neutrebbin ausgerechnet hier im Dahlemer Elternhaus mit nächtlichem Fliegeralarm ihr Kind kriegen wollte: das, liebe Frau Laue, soll nun wieder "Gott versuchen" sein? Und lieber Mann: "Unverstand"? "Leichtsinn?" Ja, sagt mir nur, was ist denn Vertrauen? Man kann doch wohl trauen, daß die schwere Stunde nicht gerade im Flakfeuer kommt! Es gibt auch einen göttlichen Leichtsin, allerdings muß Gott dabei anwesend sein, und er war's denn auch, als der Bub statt nachts, nachmittags dreiviertel fünf Uhr erschien, so daß weder Verdunkelung noch Geschosse, Verkehrs- oder Lichtstörung ein Hindernis war. Und die gute Frau Kotzer pünktlich zur Stelle war.

Frau Kotzer? Na ja, die Hebamme, wer denn sonst? Meint ihr, normale Menschen dazumal gingen in eine Klinik, nur weil sie ein Kind kriegten! Heute nennt man das ja wohl gar Leichtsin, wenn man sich erfahrenen Händen einer guten "weisen Frau" überläßt. Schmerzstillende Spritzen oder dergleichen verabfolgt sie einem allerdings nicht, sondern leistet in ruhig-mütterlicher Art der Natur Beistand. Ich bin heute noch glücklich bei meinen sieben Geburten nicht eine Stunde ohne Bewußtsein gewesen zu sein. Das alles überwältigende, freudige Drum und Dran vom ersten Babyschrei an bis zur Mitfreude der ganzen Familie und Nachbarschaft! Brrr, wenn ich mir ein Klinikleben vorstelle!

Mutter hätte sich bestimmt gefreut, daß ich — getreu ihrer Berliner Tradition "alles mit dem besten Ruf" — auch an eine Hebamme mit bestem Ruf gekommen

war und sie auch für Hildegard hatte. Frau Kotzer hat nämlich auch der Kronprinzessin Cäcilie beigestanden, wir bekamen unsere Kinder immer umschichtig.

Durch Frau Kotzers Erzählungen habe ich einen schönen Einblick in die königliche Kinderstube bekommen und dankte meinem Schöpfer, daß ich keine englische Schwiegermutter hatte. Dann hätte ich mein Kleines vom ersten Tage an der eine Etage höher wohnenden "nurse" anvertrauen müssen und es nur einmal am Tage zu "Besuch" bekommen. Weder Frau Kotzers energisches Eintreten noch der Appell des Kronprinzen bei der Kaiserin Friedrich, der Schwiegermutter, konnten eine Änderung hierin erreichen.

Aber zurück in unsere Wochenstube:

Noch blitzt's und ballert's und knattert's bei Hildegard. Konrad kommt aus dem Luftschutzkeller, um auf dem Boden nach Brandbomben zu sehen. "Der Junge wird dir's nie verzeihen, daß er nicht in den Luftschutzkeller gekommen ist!" mahnt er noch einmal, halb scherzhaft.

Nun, drei Jahre später konnte Martin das noch genießen! Und hat es "genossen"! Wenn bei einem Einschlag, ganz nah, unsere Kellertüren fast aus den Angeln gerissen wurden und die Fensterscheiben klirrten, bettelte er: "Noch mal bum-bum!" Und wenn's nach der Entwarnung nach oben ging, tröstete er sich: "Alarm kommt bald wieder!"

20. Oktober 1940

Zeit zum Schreiben gibt es wohl nur noch im Luftschutzkeller, wie eben wieder. Aber hier unten kommt man sich vor, wie eine Motte im Kleiderschrank. Oben bei Hildegard war man ganz anders mittenmang. Vom Sofa aus konnte man durch die etwas hochgezogene Jalousie unsere Scheinwerfer nach allen Seiten nach feindlichen Flugzeugen suchend — taghell sehen. Die Mündungsfeuer der hinter dem Gutshof aufgestellten Flak gellten blitzend hoch mit einem Geballere, daß die Fenster zuschlügen. Und wenn das Knattern und Knallen direkt über einem schien, mußte man schleunigst auf dem Boden nach Brandbomben suchen.

Unten im Keller gibt es die verschiedensten Einstellungen. Konrad stellt sich im Schaukelstuhl auf Dösen ein. Emil — je nach augenblicklichem Bombenkrach — wettet oder schweigt heroisch. Hilma stopft Strümpfe, die Mädels lesen oder schlafen. Sich ans Fenster auf den Plättisch zu legen, gilt als Leichtsinn. Aber — wo um alles in der Welt, ist man denn heute hundertprozentig sicher?

"Warum soll Gott gerade mich beschützen," sagt Frau Laue warnend, "hab' ich ein Recht darauf? "

"Warum soll Gott gerade mich nicht beschützen? Läßt ein Vater in Gefahren sein Kind aus den Armen? "

"Anmaßung", sagt Frau Laue. — "Kindesvorrecht", sage ich.

"Wem's bestimmt ist, gehenkt zu werden, ersäuft nicht", sagte Frau Peglow's Mutter neulich.

"Eine Mauer um uns baue, sang das fromme Mütterlein" — — in dem schönen Gedicht meiner Kindheit, während die Kriegshorden vorbeistürmten und der über seine törichte Mutter spottende Sohn dann die hohe Schneemauer entdeckte.

6. März 1941

Der Kohlenmann sagte heute lakonisch auf unser "Dennoch-Schild"weisend: "Ja, ja heute heißt's durchhalten, aber auch" — er rannte ingrimmig lachend die Treppe hinunter — " 's Maul halten!" — Genau, lieber Mann, genau!

Mehr und mehr hieß es "Maul halten — passiv bleiben" — das Aktive gehörte ganz der braunen Partei, sah man das nicht ein, wurde man mundtot gemacht — abgekanzelt — eingesperrt.

Dadurch entstand dieses scheußliche Mißtrauen, das die Atmosphäre vergiftete. Nun, wir hier in Dahlem konnten uns erst einmal noch unsere Meinung an den Kopf werfen!

25. Februar 1943

Kensau! Westpeußenwind - wie ich dich liebe! Gretel, du Alte-Fritz-Natur — dich weht so bald kein Sturm vom Wagen auf der Fahrt nach Tuche. Aber wie bestehe ich ausgemergelter Stadtmensch den Orkan, der die hohe Tanne im Garten vor "Gluckenwalde" mit der ganzen Wurzel rausriß?

28. Februar 1943 in Kensau

"Großfliegeralarm auf Berlin" meldet der Rundfunk. Das bringt größere Unruhe als der Sturm.

Doch der Postbote bringt ein Telegramm aus Dahlem: "Bei uns nur Fensterscheiben und Dach beschädigt — kein Grund zur Unruhe."

Bei uns — ja — aber bei anderen — — —?

10. März 1943

Reisephilosophie im Wartesaal Konitz auf der Heimfahrt. Ob nicht die ausgebombten Egers bequemer reisen würden als ich mit meinen vielen Schätzen im schweren Koffer? Losgelöst von all seinen Habseligkeiten — wie armselig ließe sich's reisen!

Wenn ich jetzt in das zerstörte Berlin fahre, komme ich in ein Dunkel, das muß ich wissen. Aber diese Spanne Zeit jetzt auf der Fahrt — los vom "Vorher" und noch nicht erfaßt vom "Nachher" gehört mir ganz. Mit dem herausfahrenden Zug löst sich die Seele vom noch eben Gedachten, taucht unter ins Reich des Unbewußten, Ungewollten, in ein eigenartiges Heimatland. All die vorbeiflitzenden Häuser in der stillen Landschaft umschließen Menschenschicksale. Das rotbekappte Mädchen da am Grabenrand hebt grüßend die Hand. Alles grüßt mich, alles gehört mir — mir ganz allein, heute in dieser Stunde!

12. März 1943 — wieder in Dahlem

Eingefallene Häuser im Dol und ringsum — Schuttmassen in Steglitz und Lichterfelde! "Wo ist nun dein Gott?" fragen die einen und die andern — wie Eger — "Gerade jetzt ist er mit Händen zu greifen!" Aber wie soll einer Geborgenheit spüren, wenn es Feuer vom Himmel regnet? Fragen, die jetzt in Hunderttausenden von Menschenherzen brennen!

Wenn man als Kind aus Schillers "Glocke" lernte: " ... In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen — und des Himmels Wolken schauen hoch hinein ..." grauste man sich schon vor diesem einen verbrannten Haus. Nun fährt man durch Straßen, in denen jedes zweite Haus einen so anstarrt!

1. August 1943

Auf der Straße finde ich ein Flugblatt: "Berliner — Berlinerinnen! Der Feind setzt seinen Luftterror fort — reist möglichst weg von Berlin!"

Noch lesend treffe ich Frau K. — sie liest auch und nun prasselt's los! Gegen Menschen, Regierung, Zeit und Gott! Ich konnte natürlich nicht still sein, aber wütend: "Kommen Sie mir nicht mit moralischen Sachen —" (sich unter Gott stellen ist moralisch!!) — "Ich kriege schon Kräfte — durch meinen Haß. Trösten Sie mich nicht " — — "Wo soll man denn auch hin? Ich bleib' schon hier! Der Haß gibt mir Kraft!" — — O — o —: der Haß??!

Dächten alle so — ja, dann hätte der Feind ja, was er will: uns moralisch besiegt!

2. August 1943

Berlin fiebert! Berlin packt, Berlin reist! Post und Kartenstellen sind überfüllt. Wieviel Menschen werden nun Frieden um jeden Preis fordern!

8. August 1943

Um 8 Uhr im Gehege angetreten mit Spaten und Pickel zum Ausheben eines Luftschutz-Laufgrabens! Uff — in dem harten Lehm Boden!

Für was soll man sich nun eigentlich vorbereiten? Für's Fliehen? Fürs Verschüttetwerden? Ich bin für's Löschen!

11. August 1943

Ich gehe mal wieder neben mir her! Mein eigentliches Selbst ist ganz woanders, aber man tut brav alles, was in der Zeitung an Schutzmaßnahmen empfohlen wird. Gut so — man muß doch was tun!

Gretel schreibt: "Nun seid doch verständig! Es ist ja Wahnsinn dazubleiben!" Liebes Gretelein, wie habt ihr's denn damals gemacht? — Bartnings fahren nun auch. Bibelstunde, Morgenwache ohne Bartning? Nun sagt er, ich soll ihn vertreten?! Und ich sinke nicht in den Boden, sondern jauchze, daß Gott mich noch mal ruft!

24. September 1943

Was — die Morgenwache sei eine Einrichtung der strengsten Bekenntnisrichtung? Es könnte dies, es könnte das daraus entstehen, wenn ich mitmache, sagt Pfarrer Dreß. Ach, du lieber Herrgott im Himmel, was sagst du dazu, daß jetzt noch, jetzt in dieser ernsten Zeit solche Trennungsstriche nicht wegradiert sind, wenn man eine Viertelstunde vor dein Angesicht treten will? Und heute nacht wieder Alarm.

Die nächtlichen Wanderungen in den Keller werden bald zur Gewohnheit. Jeder hat seine eigene Methode: Konrad erscheint in einer Hand die Reisetasche, in der anderen einen Anzug auf Bügel, den ihm Martha (unsere Hausangestellte) abnimmt und auf die Wäscheleine hängt. Dann setzt er sich in den Schaukelstuhl, und wir nebenan im Vorraum dürfen ihn nicht stören. Liselotte trägt ihr Bündel Betten, Ingeborg ihren sämtlichen Kleiderstaat auf Bügeln, Bärbel die stets gepackte Aktenmappe mit Fotos und Papieren. Martha ergreift gleich den Strumpfkorb zum Stopfen, ich habe mir über zwei Kleider zwei Strickjacken gezogen, darüber den Trägerrock, darüber den Morgenrock, darüber den Mantel. So habe ich nichts zu schleppen! Schleppen tue ich dafür mein Köfferchen mit Büchern, Bibel, Gesangbuch, Schreiberein, Dichtereien usw. Und wenn's nicht zu sehr ballert, schreibe ich — da hat man besser Ruhe als am Tage. Oder es gibt Küchenhantierungen: erst mal Suppe kochen für die frierenden Nerven. Aber es gibt auch schon Alarm-Marmeladen, Alarm-Kuchen, usw. Das sind dann aber "harmlose" Alarme. Bei den tollen steht man besser gestiefelt und gespornt, denkt an Wasser, Sand und hat den Kopf voller Liederverse.

24. November 1943

Ach, redet doch nicht immer von "Weihnachtsbäumen", die am Himmel das Zielgebiet markieren! Ich bin im Geist noch einen Stock höher in meinem Zimmer, wo ich eben noch so glücklich ein flötendes Engelchen als Transparent für Hansel gemacht habe, und für Hellmut den Adventskranz und für Siek, Neutrebbin und Pien die Weihnachtsspiele. Ach, — und in all den Zauber herein die Sirene und dann — der Großangriff auf Berlin! Alles brennt noch!

Drei Sprengbomben und Dutzende von Brandbomben ringsum, die genügt hätten, ganz Dahlem in Flammen aufgehen zu lassen, wenn sie alle getroffen hätten! Und wir wieder behütet und bewahrt! Nur Dachziegel weg und Fenster kaputt. Noch weiß man nichts Näheres; Bahnen gehen kaum. Telefon geht nicht, Telegramme nicht. Schlimm, die Nachrichtenlosigkeit für all die, die sich um uns ängstigen. Es war ein Gembuse im Keller, als stürze das Haus ein — und in all dem Graus stand um uns wie eine Mauer fühlbar die Fürbitte der Unseren.

Eigen ist nach solch einer Alarmnacht der Morgen. Man schaut raus: alles in Ordnung, wie immer. Kein Haus ist weg und es hatte doch so gekracht! Kein Schutthaufen zu sehen. Ein Kind hebt einen Flaksplitter auf Im Garten fanden wir auch solche "kostbaren Andenken". Die Sonne geht ihren Weg, die Bäume stehen unschuldsvoll, die Laterne — sieht sie nicht aus, als lache sie auf einen herunter: was guckst du denn so dumm, als ob die Welt von so ein bisschen Geschieße gleich aus den Fugen geht? Und der St. Annen-Kirchturm drüben predigt:

*"Und wenn aus deinen Wänden der letzte Pfeiler fällt,
Er hat dich doch in Händen, der alle Himmel hält!"*

Den Adventskranz habe ich eben noch gemacht. Advent und Weihnachten kommen — nicht nur die Engländer. Je dunkler die Zeit, desto heller das Licht!

28. Dezember 1943

Es hat schon manche "Dennoch "-Weihnachten bei uns gegeben, aber alle Wo- und Wie- und Wenn- und Was- und Wer-Fragen innerhalb von drei Tagen so gelöst zu sehen, daß man am Heilig-Abend vor dem winzigen Bäumchen (das zwei Landdienstmädchen gerade noch aus Kensau brachten, und das so duftete wie nie zuvor unsere großen Weihnachtsbäume) "Stille Nacht" singen konnte — das war schon mehr Traum als Wirklichkeit.

Vielleicht ist das Traumleben überhaupt das eigentliche Leben?

Die Botschaft der Weihnacht wirklich als Freude ins Herz zu nehmen, das hat nichts, aber auch gar nichts zu tun mit dem Vorbereitungsbetrieb wie er sonst üblich ist.

29. Januar 1944

Ein schwarzer Tag für Dahlem. Ringsum brannte es: Im Gehege, Königin-Luise-Straße, der Alte Krug, bei Niemöllers, Kaffee Thielplatz. Gleich nach der Entwarnung liefen wir mit Eimern löschen helfen. Man geht so neben sich her. Das eigentliche Sein will nicht Staub wischen, kochen und die losgelösten Pappfenster festnageln. Es möchte zu der Not der anderen laufen. Wohnen wir nicht noch wie die Fürsten? Stehen nicht noch Sofas leer?

13. Februar 1944

Ganz eigen gestern an Liselottes Geburtstag ein Stündchen in friedliches Kaminfeuer zu schauen! Einen kleinen Ruck mußten wir uns erst geben, zu oft erlebt man jetzt zerstörendes Terrorfeuer. Aber hier war es heilsam entspannend. Unsere Apotheke ist dreimal ausgebombt. Endlich, am 4. Ort findet man sie doch! Ich dichte schon wieder zu Kon's 75. Geburtstag. Ein paar Feierstunden wird's schon geben!

22. Februar 1944

Am 19. Kon's 75. Geburtstag!

Briefe sind oft erschütternde Dokumente einer unerhört verworrenen und traurigen Zeit. Hier einige Sätze aus Geburtstagsbriefen. Hellmut schrieb aus Italien:

"Ich wünsche dir ins neue Jahr hinein, daß du die historischen Ereignisse mit einem gewissen Abstand bedenken kannst ... Hier fällt mir je länger je mehr eine große seelische Müdigkeit auf, eine Sehnsucht nach Stille und Zeit für Persönliches. Viele Kameraden fühlen sich nur noch als Maschinen und leiden schwer darunter.

Es ist auch nicht leicht für uns, die Sorge um die in Bombengefahr stehenden Angehörigen nieder-zu-beten. Ich sehe es als eine glückliche Fügung an, daß durch die neue Einrichtung der "Eilnachrichten" die Post schnell zu mir gelangt. Unendlich dankbar wirst du sein für die mancherlei Bewahrung, die du an allen Gliedern deiner großen Familie erleben durftest."

Landrat Schwendy, einer seiner ältesten und treuesten Freunde, bedankt sich für Konrads "Bemühungen", ihn aus seiner verzweifelten und hoffnungslosen Stimmung zu reißen und schreibt weiter:

"Deine Gedanken über diese Entwicklung jetzt solltest du wenigstens in großen Zügen niederschreiben, gewissermaßen zur Kontrolle für die Richtigkeit deiner

Erwartungen gegenüber der Zukunft, aber auch als Dokument für deine Kinder, denen du ja leider die Schilderung deines Lebensganges schuldig bleiben willst ... Dieser Krieg wird, wie ich bestimmt glaube, noch lange dauern, denn nur dann könnte sein Ende für uns erträglich werden."

Leider, leider hat Konrad diesen Freundesrat nicht befolgt.⁸³

Fast sträubt sich die Feder, von den nun kommenden, immer schrecklicher werdenden Zeiten mit den Alarmen, Ängsten und Nöten zu berichten. Aber steht's nur durch! Wir haben es ja auch gemußt!

25. März 1944

Ein eigener Luftschutzkeller — was ist das jetzt wert. Man kann sich das eigene Dach über'm Kopf dadurch erhalten. Merkwürdig, daß Menschen oft in den Luftschutzkeller der Gertraudenschule gehen, und unterdes brennt ihnen ihr Haus völlig nieder — wie hier Im Gehege. Brandbomben muß man ja sofort zu packen kriegen, und das kann man nur, wenn man da ist. Wir sahen den Schein Im Gehege und konnten noch einen Teil der Bücher retten. Vorher hatten wir bei uns selbst zu tun: gleichzeitig sieben Brandbomben! Ohrenbetäubender Lärm — krachen — splintern — zischen! Alle Mann an die Arbeit! Auf der Bodentreppe knistert's, das Holz ist schon angekohlt — schnell mit Sand abdecken! Oben auf dem Boden rauchen zwei bedenklich — flugs qualmend auf die Schippe und in den da stehenden Eimer Wasser kippen. Ein Phosphorkanister lodert lichterloh direkt vor der Haustür. Bärbel kann ihn mit ein paar Eimern Wasser löschen. Inzwischen hatte einer in Frau Laues Zimmer einen schon brennenden Sessel entdeckt — Fenster auf — angefaßt — auf die Straße gepfeffert! Aber da — was knistert an der Decke über dem Wäscheschrank? Eine helle Flamme züngelt: die sechste Bombe war vom Boden her durchgeschlagen, der Balken brannte schon lichterloh! Wasser — Wasser — schnell — schnell — hilfsbereit bringt der gute Emil einen Tassenkopf voll Wasser, angstvoll stotternd: "keinen Topf gefunden!" Zum Glück plätschert Bärbels Zimmer lustig voll Wasser: die siebente Bombe hatte den Heizkörper zerschlagen und war verzischt.

26. März 1944

"Und Sie haben auch so eine schreckliche Nacht hinter sich?" begrüßt man mich bei der Morgenwache. Schrecklich? Es gibt zwei Gesichtspunkte bei "so was": einmal den Schrecken und erlittenen Schaden zu sehen — dann läßt die Seele die

⁸³ Die Tochter Liselotte Saenger hat 1991 im Selbstverlag veröffentlicht: DR. KONRAD SAENGER. EIN PREUSSISCHES BEAMTENLEBEN. MIT EIGENEN ERINNERUNGEN VON LISELOTTE SAENGER.

Flügel hängen — und verzeichnet einen schwarzen Strich — oder aber das Erhaltene und die Bewahrung, dann fliegt die Seele über Dreck, Arbeit und Feuer aufwärts und zeichnet einen roten Strich!

19. April 1944

*"Ein grüner Schleier weht vorn Baum,
ein Veilchen zittert im Frühlingstraum!"*

... Wir buddeln, die Nachbarn buddeln. Wir haben alle schon einen ganzen Haufen Bombenhülsen ausgebuddelt. Auch eine Art Gartenarbeit!

21. Mai 1944

Ein Sonntag "im wunderschönen Monat Mai, wo alle Knospen springen" — aber nichts von Sonne zu sehen. Ein bleierner, grauschwarzer Fladen bedrückt unheimlich die Luft wie vor schwerem Gewitter. Man glaubt, jeden Augenblick müsse der Regen niederprasseln. Aber — was da niederweht sind verkohlte Papierfetzen und Aschenteile. Ein Tagesangriff — wohl als Antwort auf unsere immer noch auf London hämmernde "Geheimwaffe"?! Ob das Brandenburger Tor noch steht? Solange ist Berlin noch nicht kaputt!

28. Juni 1944

Der Zug, der uns nach Hamburg bringen sollte, fuhr nur bis Bächen. Da streikte plötzlich auch mein Bein. Wir mußten es als Mahnung zum Umkehren nehmen. Heute nun ein Zeitungsbericht: Unsere Reisestrecke war ganz und gar bornbenverwüstet! Sagt bloß nicht: Zufall" — durch mein Knie — ich lasse auf meinen "Reiseengel" nichts kommen — er war es!

29. Juni 1944

Na, der Humor scheint noch nicht ganz ausgebrannt zu sein! Ingeborg brachte ihn, aus Berlin kommend, mit (und Konrad konnte mal wieder schallend lachen): Am völlig zerbombten Ufa Palast steht: "Es leuchten die Sterne (in die Ruinen)" — im Gloria Palast: "Der Weg ins Freie! (durch die Schuttmassen)" — im Marmorhaus: "Romanze in Müll!" — Beim Aussteigen aus dem Bus hatte einer zum andern gesagt: "Tschüß! Ich wünsch' dir eine Bo-lo-na!" (bombenlose Nacht!) — "Danke, gleichfalls! Bleib' übrig!"

"Übrig bleiben" nach Bombennächten — war Wunsch, Schutthaufen und Glassplitter vor dem Haus — Ehrensache.

"Ach, Frau Saenger badet. Da werden wir heute keinen Alarm haben!" sagte Frau Laue.

Kampf anderer Art

Neben Alarmen und Schuttmassen, Bombennächten und "Romanzen in Müll" war unsere allereigenste "Romanze um Bärbel" in diesen ganzen Monaten immer nebenher gelaufen, nicht gerade in "Müll", sondern in "Moll". Die Schilderung meines Kampfes um Bärbels Heiratsurlaubnis ohne Sterilisation zeigt nicht nur ein persönliches Problem, sondern ist bezeichnend dafür, wie die Frage: "Wollen wir Kinder haben oder nicht?" rigoros vom Staat entschieden wurde.

Aufgerührt wurde diese Frage, als Bärbel nach ihrer Verlobung beim Gesundheitsamt Zehlendorf die Heiratsurlaubnis beantragte

Ihr Verlobter, der Schulkamerad Wilhelm Dsirne, war von seinem deutschen Vater in Estland, als dieser — ein bekannter Chirurg — nach Moskau berufen wurde, zur weiteren deutschen Erziehung nach Berlin in die Taubstummenanstalt gegeben worden. Wilm hatte ein Attest, in dem die Ursache seiner Gehörlosigkeit ärztlich festgestellt war. Bärbel hatte ein solches noch nicht. Die Ärztin auf dem Zehlendorfer Gesundheitsamt, versuchte beim ersten Besuch von Bärbel und mir in geradezu beschwörender Weise klar zu machen, daß es doch wirklich genug des Glücks sei, wenn sie ihren Mann und ihren Beruf (Weberei) hätte, also Kinder absolut überflüssig seien.

Bärbel brauche nur zuzustimmen, sich sterilisieren zu lassen, um die Heiratsurlaubnis sofort zu bekommen. Andernfalls müßte das Erbgesundheitsgericht entscheiden. Bis zur Entscheidung wurde viel Zeit vergehen, und sie würde todsicher negativ ausfallen, denn der Staat ... na ja, ... usw. usw.

Aus meinem Tagebuch:

3. September 1943

Zum Erbgesundheitsgericht vorgeladen! — — Und es war doch Angst und Zagen in mir, — traue ich nicht genug?

Wenn die Herzen der Menschen "wie Wasserbäche" gelenkt werden, sollten Ärzte — und Richterherzen nicht auch mal über ein paar Gesetzessteine plätschern können?

Auch bei dem Richter mit dem Bulldoggengesicht, vor dem das Bärbelkind ganz einfach und schlicht sagte: "Mein Verlobter und ich wollen heiraten. Aber ich möchte so bleiben, wie mich Gott gemacht hat!"

(Nach der Entscheidung [zwei Jahre später] — sagte Herr Husser, einer der Richter, dieser schlichte Satz hätte ihn mit dazu bewogen, alles daran zu setzen, die Sterilisation zu verhindern.)

16. Juli 1944

Zermüribender als Alarmnächte sind ja doch diese Arztbesuche! Verheerend! — Wo mir ein Arzt über den Weg läuft, kämpft's in mir los! — Aber kann man denn schweigen, wenn die Nervenärztin in Buch es mit Unverfrorenheit für unmöglich und unsinnig hält, daß gehörlose Eltern Kinder großziehen können, und versuchte, mich als "Volksmasse" über die Wichtigkeit aufzuklären, durch das Erbgesundheitsgesetz dem Staat zu "tauglichem Nachwuchs" zu verhelfen!

Aktives Handeln sei nötig! Also Sterilisation!

Muß man da nicht erwidern, daß es auch eine andere Aktivität gibt, wie ich sie bei der krebsartigen Kiefernerkrankung meines Mannes miterlebt hatte?! Höchst erstaunte Frage, was ich denn da "gemacht" hätte? "Natürlich alle Geistes- und Naturkräfte aktiviert — neben Homöopathie und umgestellter Lebensweise!"

Ja, liebe Frau Doktor, es gibt halt zwei Welten: von der einen wissen Sie nichts, oder zu wenig — von der anderen ich sicher viel zu wenig, aber doch genug, um mich in einen Kampf mit Ihnen einzulassen, — so verrückt das — zugegeben — auch sein mag!

Und ich frage mich ehrlich beim Nachhausegehen: ist es wirklich verwegen, darauf zu trauen, daß Bärbel Mutter werden kann?

Denke nicht darüber nach: traue!!

20. Juli 1944

Frau Schwarz nebenan bietet uns ihre Mansardenwohnung an für Bärbel und Wilm, schon vor der Heiratserlaubnis.

Nun ja, — der eine (nicht verteufelte) Augenarzt, Herr Schulz, — (die anderen waren ja alle hundertprozentige Nazis!) — hatte, wohl absichtlich, monatelang Bärbels Akten, in der Hoffnung auf baldige politische Umentscheidung, unter den Tisch fallen lassen und sagte mir bei meinem Besuch, vielsagend augenzwinkernd:

"Lassen Sie sie doch beide einfach schon auf Hochzeitsreise gehen!" — "Was", sagt Konrad entsetzt, als ich mit diesem Vorschlag nach Hause kam, "wie denkt sich der Mann denn das?! Er macht sich ja wegen Kuppelei strafbar!"

Was ist heute strafbar? Sterilisation vielleicht nicht?! Da lese ich gerade heute in dem Buch von Paul Jäger "Am geheimen Webstuhl Gottes" einen Satz, der mir zum Herzen spricht:

"Die Wissenschaft hat es mit Tatsachen zu tun, wie sie untereinander verknüpft sind, nicht aber, wie sie auf das individuelle Leben wirken. Wie alles Individuelle hat dieses einen Kern, in den keine Verstandes Analyse eindringt. Und gerade von dieser Stelle gehen in der Menschheitsgeschichte die stärksten Wirkungen aus. Wer diese klare Scheidung vollzieht, sieht grundsätzlich die Möglichkeit, Glaube und Wissenschaft ehrlich miteinander zu verbinden!"

Tue ich's "ehrlich"? — oder zu einseitig?

Ich hatte diese Anschauung Frau Dr. M. gegenüber — ganz dumm wohl — ähnlich ausgedrückt, als ich ihr vorhielt: es gäbe doch neben exakter Wissenschaft und Gesetzen doch auch eherne göttliche Gesetze, die alle Menschen-Gesetze aufheben können!

"Eine vage Behauptung!" hatte sie darauf gesagt, und mich gefragt, wie ich mir denn eigentlich die Erziehung vorstelle: "Wenn das — eventuell — hörende Kind gehörloser Eltern nun nachher entdeckt, daß die Eltern taubstumm sind? Das wäre doch sehr, sehr schwer!"

"Mag sein! Sich ein leichtes Leben zu schaffen liegt ja nun wohl überhaupt nicht in unserer Hand, — ganz bestimmt aber nicht, wenn man dazu die gottgegebene Natur verpfuscht!"

Wenn jeder Volksgenosse so auf Abnormalität untersucht würde wie Bärbel, müßte ja ein großes Abschlachten der Menschheit vor sich gehen, ganz abgesehen davon, daß die Gesundheit der armen Opfer durch die jahrelangen Untersuchungen in stetem Alarmzustand gehalten werden und Berufsanforderungen hemmen würden.

"Weiß man hundertprozentig sicher, daß Kinder solcher Eltern wieder taub oder blind werden?" fragte ich.

"Ja, — absolut sicher!"

"Und wer übernimmt die Verantwortung, daß durch Sterilisation artgesunder Nachwuchs verhindert wird?" — "Der Staat!"

Irgendwann kam von Frau Dr. M. die Frage: "Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß Ihr Kind gesund ist?"

"Völlig gesund! An Leib und Seele! Nur — ein Sinn fehlt ihr! Und der national-sozialistische Staat — Hitler — hat ja selbst betont, daß eines fehlenden Sinnes wegen keiner für minderwertig anzusehen ist!"

In ähnlicher Weise ging's dann beim Augenarzt Dr. P. (die Autoritäten: Prof. von Eicken, Prof Löhlein, an die uns das Gericht gewiesen hatte, überließen die Untersuchungen ja immer den Assistenzärzten und bis auf Dr. Schulz waren sie alle Nazis).

Dr. P. hatte diese uneinsichtige Mutter davon überzeugen wollen, daß dem Staat erbkranker Nachwuchs nicht zur Last fallen darf.

"Wodurch? " — "Nun, daß er nicht Soldat werden kann!!!"

"Ist das das Einzige, womit ein Staatsbürger sich im Staat verdient machen kann?" fragte ich, laut lachend.

Konrad war es gelungen, während einer kurzen Abwesenheit des Doktors einen Blick in die aufgeschlagen liegenden Akten zu tun.

"Sei vorsichtig!" flüsterte er mir zu, "sie haben dich auf dem Strich!" Aber auch er konnte ja auf die erste Frage: "Seit wann ist Ihr Kind nachtblind?" nur sagen, daß sie nicht nachtblind sei, er ginge oft mit ihr im Dunklen. Die Entgegnung: "Natürlich ist sie nachtblind. Das hängt mit Taubheit zusammen, machen Sie doch bitte keine Ausreden."⁸⁴

"Das muß sich doch feststellen lassen," wagte die unbequeme Mutter einzuwenden.

"Natürlich läßt sich das feststellen, aber —" und nun beschwörend: "Gnädige Frau, es ist eine Tortur, diese Feststellung! Geben Sie's doch zu und wir sind schnell fertig!"

"Sie werden doch nicht erwarten, daß ich etwas zugebe, was nicht wahr ist!" Konrad sah mich flehend an - er hatte wirklich keine Zeit und ging dann auch fort. Aber die Schilderungen dieser "Tortur", die inständigen Bitten, uns und ihnen (!) diese Untersuchungen zu ersparen, half ihnen nichts: Sie mußten über zwei Stunden im stockdunklen Raum ausharren, — von Bärbel und mir durch eine helle Wand getrennt, auf der durch eine Drehscheibe erscheinende Zeichen, Lichter, Farben und — was weiß ich — auf Fragen hin von Bärbel mit ja oder nein unterschieden werden mußten.

Ich konnte mich mit ihr nur durch die Hand verständigen. Eine groteske Prozedur!

Fast kam mir Mitleid mit den Ärzten, die ohne Mittag sich so anstrengen mußten, um für ihr Gutachten etwas herauszubekommen, was nicht vorhanden war! Es stand dann im Gutachten auch nur: "Noch keine Nachtblindheit, aber sie ist zu erwarten!"

Diese ist auch heute 25 Jahre später — noch nicht da.

Bei all den Untersuchungen hat nicht ein Arzt irgendeinen Rat erteilt — in Bezug auf etwa erfolgsversprechende Behandlung von Augen, Ohren, Nerven: immer hieß es, es sei alles in Ordnung!

Nur eben: klarer Grund zur Unfruchtbarmachung — unter allen Umständen!

⁸⁴ Ist möglich, aber nicht regelhaft gegeben (Usher-Syndrom).

14. November 1944

Tatsächlich: 20 Uhr — Telefonanruf vom Erbgesundheitsgericht!

"Hier Dr. Husser — freudige Nachricht: günstig entschieden!!" Er setzte hinzu: "In dieser schweren Zeit die Lebensfreude zu steigern, ist wirklich schön!" Guter Dr. Husser, dem es gelungen war, in letzter Minute — (die Ereignisse gingen ja wirklich einem Ende zu) — ein Ärzteteam zusammen zu bringen, das nicht "verseucht" war! Guter Doktor — du weißt wohl, daß du uns glücklich machst! Aber — wieviel Steine da am Telefon von meiner Seele poltern, — wie man Arme, Gedanken, alles mit einmal wieder ausstrecken kann in freie Luft statt an Mauern zu rennen, — und wieviel kleine und große Teufelchen da zum Fenster raus sprangen, nein, das weißt du nicht, und siehst auch nicht den Freudentanz, den Bärbel und ich vollführen mitsamt all den vielen Engeln, die plötzlich überall und nirgend hervorlugten und sich mit freuten!

"Unser Herz ist bereit — unser Herz ist bereit, zum Singen und Loben!"

Beim Nachschreiben dieser ganzen Erbgesundheitssache wird es mir eigentlich erst jetzt klar, an welchem Abgrund wir bei der Affäre wandelten! Und ich möchte dem Vater, der das junge Glück bei der Hochzeit gerade noch miterleben konnte, ein kostbares Heldendenkmal setzen.

Seine Stellung als hoher Staatsbeamter — angeknackst durch seine kritische Haltung zum 3. Reich — war zwar seit seinem Abschied aus Altersgründen nicht mehr direkt gefährdet, aber in den letzten Jahren konnte ja jeden Augenblick jeder "Volksgenosse" als "Staatsfeind" verschwinden. Und dieser Erbgesundheitsgerichtskampf bot genug Anlaß!

Ich erschrecke jetzt noch in Gedanken an so manche Situation, in die mein stures Drauflosgehen ihn gebracht hat! Er mahnte wohl mal: "Sei bloß vorsichtig!" Aber im ganzen war es eine heroische und zarteste Rücksichtnahme auf meine Muttergefühle!

Bei so manchen meiner an die Ärzte geschriebenen Briefe, sagte er wohl bedauernd: "Ich bin nicht deiner Meinung — ich denke darin etwas sachlicher —" aber immer mit dem Nachsatz: "Wenn du meinst, es tun zu müssen, dann tue es — dann schreibe — dann gehe hin." Immer ließ er mich machen, immer achtete er in meinen Gefühlen das "Weib" — die "Mutter", die so denken und handeln mußte!

Nachdem sich nach den zwei Jahren qualvoller Untersuchungen dann alles geebnet hatte, schrieb ich ins Tagebuch:

27. Dezember 1944

Weihnachten im 6. Kriegsjahr!

Ein Dennoch-Bäumchen aus dem Festnitzer Wald — In zwei Teile zersägt — im Karton geschickt!!

Bärbel und Wilm fielen sich jubelnd in die Arme, als auf ihrem Platz nun die — tags zuvor gekommene — Ehe-Erlaubnis vom Gesundheitsamt aufgebaut dalag!

Aber nun noch einmal ein paar Monate zurück:

Die Weltenuhr geht weiter

21. Juli 1944

Attentat auf den Führer!

Hätte sein Fehlen jetzt zu "einer Katastrophe ersten Ranges" geführt? (wie viele sagen) oder zu einer geglückten Sache, die Deutschland noch hätte retten können? (wie andere sagen). War es eine Heldentat? War es ein Verbrechen?

Im Blick der Historie ist es wohl nur ein kleiner Zeiger an der Uhr des Weltenplans! Beim Kapp-Putsch damals 1918 wurde auch versucht, die Uhr noch einmal zurückzudrehen. —

Was in der Zeit um den 20. Juli für Gewissens-Qualen ausgestanden wurden, ist ja erst später richtig bekannt geworden. Unsereiner hatte ja zu viel am eigenen Schicksal zu tragen. — Konrad nehme ich aus, — er ahnte mehr als ich!

23. Juli 1944

Die Weltenuhr geht weiter. Alles stürzt geradezu dem Ende entgegen! Welchem Ende? des Krieges — ? des Vaterlandes — ? ! —

30. Juli 1944

Da sitzt man nun mit einem Male beim Addikind in Pien, wie in einem aufgestöberten Wespennest: Kommen die Russen? Wann kommen sie? Nach Onkel Hugo sind sie in acht Tagen hier. — — —

Ostrowmetzko — Bromberg ist ja so nah! Wie konnte ich's wagen, herzukommen?

31. Juli 1944

Auf dem Fliederberg — in Sonnenschein und Heu liegend, lese ich Selma Lagerlöfs: "Heiliges Bild in Lucca". Das ist Stärkung — dies große, gläubige Vertrauen der beiden Leutchen, daß ihnen das Bild tausendfach vergelten würde, was sie ihm geopfert. — Sich durch nichts irremachen lassen! — Man schämt sich seines Kleinglaubens — und selbst der wird schon als "abwegig" verurteilt! Wie wird man später mal auf diese Wartezeit zurückblicken? sagen wir statt "warten" lieber "harren"!

14. August 1944

Heute Nachricht, daß Bärbel und Wilm geradezu wunderbar behütet wurden in Luckenwalde (Mark). Bei Lilo Schneider. Sie wollten gerade in das Bahnhofshotel zum Essen gehen, — beim Sirentonon gingen sie aber nicht. Eine Stunde später war das Hotel ein Trümmerhaufen, aus dem Tote und Verletzte geborgen wurden.

28. August 1944

Sehr ernst und bedrückt kommt Konrad heute von einem Gespräch mit Clausewitz,⁸⁵ der gesagt hat: auf jeder Akademie und bei jeder Generalstabsübung hätte er seine — aus bitterster Praxis gewonnene — Einsicht gepredigt — beherzigt hätte sie keiner! Eine seiner grundsätzlichen Maximen war: Man darf nicht den ersten Schritt tun, ohne an den letzten zu denken ! — Und eben dies wäre von Hitler nicht bedacht.

9. September 1944

Eingekesselte Armeen? — Vorrücken durch Belgien — die Feinde fast an Deutschlands Grenzen — ?! Nur jetzt nicht erlahmen — was unausbleiblich, dem geh' entgegen, — so, wie man einem Löwen entgegen gehen soll. — Aber: ist's denn ein "Löwe"? Ist's nicht vielmehr eine Tigerkatze, die da heranschleicht?!

⁸⁵ Einen "(von) Clausewitz" im Umkreis des NS-Generalstabs konnte ich nicht finden.

Dem Ende zu

26. September 1944

In einer 200 Jahre alten Prophezeiung eines Paters in Hannover, die im ersten Weltkrieg überall herumging, hieß es: Der ganze Niederrhein wird zittern und beben, aber nicht untergehen, sondern bestehen bis ans Ende der Zeiten ... Die Feindhoffnung, zum Rhein vorzustoßen: ist sie vernichtet?

18. Oktober 1944

Der Volkssturm aufgerufen! Bei den Domänenarbeitern große Aufregung. Frau Behrens weint, daß ihr Mann mit muß. Beim Milchholen sagt Frau Schünemann: "Nun wird er's — der Herr Hitler — doch noch schaffen, — nicht wahr?" !!! Einstmals hieß es: "Das Volk steht auf". Das Volk — ist es jetzt wirklich das Volk? Oder nur kommandierter blinder Gehorsam?

Konrad sagt: "Damit ist nun jedes Dorf dem Feind ausgeliefert, zum Beschießen und Verbrennen ... " Mit toderntem Gesicht sagt er's. Wie töricht ist mein Hoffen, daß sie ja noch nicht über unsere Grenzen gekommen sind, nicht bei Gumbinnen, nicht bei Aachen! Könnten die Feinde nicht doch noch zurückgeworfen werden? Es ist doch noch so viel Kraft im Volke. Der achtzigjährige Direktor Kremmer schrieb heute: "Ich habe den Mut, noch in letzter Minute an eine wunderbare Rettung zu glauben!" So etwas hört man gern! In der letzten Stunde die Zuversicht verlieren — hieße das nicht Verrat am Vaterland?!"

26. Oktober 1944

Unwiderstehlich zog's dich hin an die Front, zu helfen und zu trösten, min Jung! — und nun verwundet heim? Und Hansel — eben geheilt soll bald wieder raus aus der "Sicherheit" der Heimat! Alles Persönliche ist jetzt so winzig, ist nicht, aber muß so winzig sein.

15. Januar 1945

In 24 Stunden — vier Alarme!

28. Januar 1945

Addi noch nicht hier! Dagegen die Russen schon bei Kreuz. Ob die Kensauer wohl dageblieben sind? Denn bei der grimmigen Kälte zu trecken ... ?!

Vor mir liegt ihre Karte vom Jahr 1939 aus dem Polnischen Korridor. Da schrieben sie in ihrer Angst: "Auf dich vertrauten unsere Väter. Vertrauten! Und du errettest sie."

Damals hat er es getan — warum nicht heute auch?

29. Januar 1945

Konrad und Bärbel versuchten heute, zu Hildegard nach Neutrebbin zu kommen, mußten in Bernau wegen Alarms in den Bunker und nachts zurück. Direkt aus dem Lazarett kam Hellmut: fünf Tage unterwegs in eiskalten Zügen — umgeleitet und beschossen — keinen warmen Bissen. In 24 Stunden mußte er reisefähig gemacht werden für seine Familie — (sogar mit Puppe Sieglinde, die heute noch auf dem Boden sich ausruht von dieser Schreckenszeit, aber von keinem Urenkel mehr geachtet wird wegen der schlenkernden Arme.)

Sein Kriegsverdienstkreuz 1. Klasse ist eine Freude, die in all der Ungewißheit schnell untergeht.

Unser Erleben vom Kriegsende

18. April 1945:

Bärbels Geburtstag auf sonnigem Balkon! Der Kirschbaum blüht, die Kinder spielen im Sand — — — und: die Russen und Engländer stehen vor Berlin!! Johannes kam per Rad aus Neutrebbin, verschiedene Gehöfte dort brennen — Verkehr nur mit Ausweis — immer abgeschlossener — kein Gas — kein Strom — der mit Holz heizbare Küchenherd bei Schwarzens: ein Geschenk!

Frau Schwarz war evakuiert und hatte mir die Vollmacht über ihr Haus gegeben.

22. April 1945

Artilleriebeschuß dröhnt! Wilm kam gerade noch durch die Barrikaden und Geschütze am Alexanderplatz mit all seinen Sachen durch — nur sein Rad ist beschlagnahmt.

Wildes Gekaufe von Lebensmitteln! Paradox — in diesen Entscheidungsstunden, in denen das Herz ganz wo anders ist! Geschlagen sind wir noch nicht, aber zurückgeschlagen! Konrad denkt wie ich: wir sind nun mal in diese Zeit hineingestellt, da wollen wir auch aufrecht stehen bleiben!!

Bücher sollen wir verstecken? Bilder verbrennen? Der Bolschewisten wegen! "Knif!" (kommt nicht in Frage) würde Hansel sagen. Für mich hieße das Verleugnung.

Die heutige Losung: "Sollen wir länger vor dir wallen, König, gib uns Mut zu allem" (alles dick unterstrichen!).

23. April 1945

Konrad und Johannes haben alle Weinflaschen und Eingemachtes im Garten vergraben, und hinten an der Gartenmauer Konrads Säbel! Gestern haben sie auch noch einen Handwagen voll Holz von einer Brandstelle herangeschafft.

24. April 1945

Heute — bei der Morgenwache knallte es, daß man sein Wort nicht verstand. "Bei Teltow durchgebrochen" heißt es, "in Lichterfelde Süd abgewehrt"?? In Ingeborgs Zimmer flog ein Tieffliegergeschöß. Niemöllers Haus kaputt? — Liselotte holte Hannah v. Lühmann und Gertrud Barczewski, die aus Buckow nach Zehlendorf geflüchtet waren, mit ihren geretteten Sachen durch den Grunewald, an zurückflutenden deutschen Soldaten vorbei, unter ständigem Tieffliegerbeschuß hierher — das schreckliche "tack-tack-tack" der Stalinorgel tönt von Halensee herüber.

Konrad kommt in die Küche: "Wenn du Zeit hast, komm doch mal —"

"Ach, liebster Mann — Zeit?"

"Ja, ja -- die Frage: sollen wir bleiben? Müssen wir packen? hängt in der Luft!"

Wenn sie hängt —: ich kann sie doch nicht runterholen! Aber Rucksack und Koffer sind bereit. — "Beruhigt!" sagt Kon, wie so oft und schmunzelt.

24. April 1945

Addis Geburtstag — wo ist sie? Und mein Bub, wo bist du? Sie schießen die ganze Nacht! Was ist stromlos, gaslos, wasserlos-sein gegen diesen Ansturm auf Heimat und Vaterland?

Zur Morgenwache kam ich nicht mehr durch — die Kugeln fliegen — die Infanterie schießt —

"Wir stehen in unseres Herren Hand

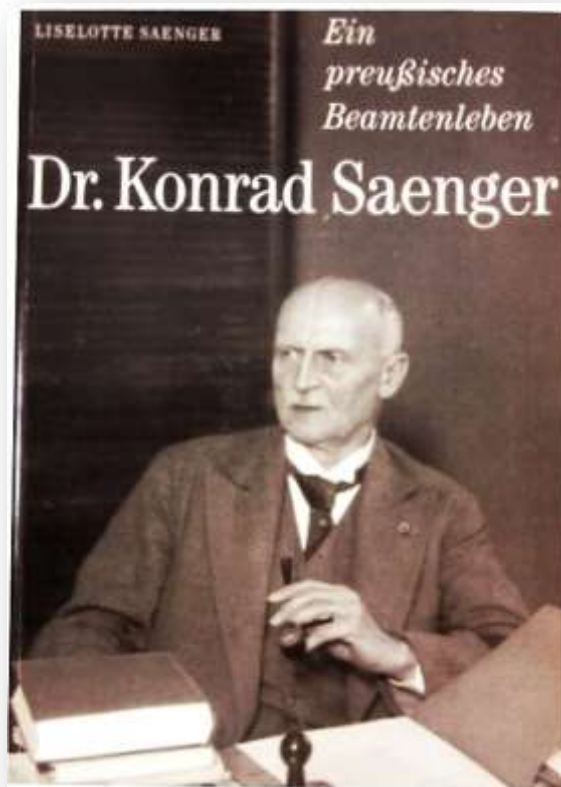
und woll'n drin stehen bleiben ... "

(Alles in Eile und sehr schlechter Schrift.)

Hier endet mein Tagebuch.

Ein paar Stunden später brach die Welt auseinander — da erlebten wir, daß, Deutschlands Ehre — zum zweitenmal in diesem Jahrhundert — in Schutt und Asche sank — und mit ihr ein Stück meines Lebens: mein Kon!

Von einer Kugel getroffen, verblutet, neben Trümmern und abgerissenen Zweigen dicht vorm Pfarrhaus fanden wir ihn am nächsten Abend. Vom Hauswart erfuhren wir, daß er sich den Bombenschaden angesehen hatte und — trotz Warnung — beim Einsetzen des letzten Beschlusses nach Hause wollte mit den Worten: "Ich geh' durch als alter Soldat!"



Ein Jahr später

Ein neues Tagebuch — Ostern 1946 — fing mit den Worten an:

Allein auf unserm Balkon! Ein einfacher, aber sehr inhaltsreicher Satz! Allein — nach diesem Jahr voll Erleben in steter Gemeinsamkeit, seit unser Haus Zuflucht wurde für 26 und mehr Angstvolle, seit sieben Enkelfüßchen trippelten und trappelten, seit all dem Wirrsal in der Russenhatz und der Amerikaner-Drangsal — und der Arbeitslast in jeder Stunde!

Auf "unserem" Balkon — das ist auch nicht so selbstverständlich wie es klingt. Ringsum im Falkenried können es nur wenige sagen. Und auch wir wissen etwas von dem Weh des Befehls: "Innerhalb drei Stunden räumen!" und heimatlos umherirren!

Mein letztes Tagebuch endete: *"Wir stehn in unseres Herren Hand ... "*

Kinder und Enkel sollen einmal lesen und wissen, daß wir "in unseres Herren Hand" geblieben sind.

Am letzten Tag hatte Konrad, mit einem Blick in weite Ferne, gesagt: "Wir müssen uns darüber klar sein, daß jetzt eine ganz andere Zeit für uns anbricht!" und: "Heute kann man nur mit dem 90. Psalm leben: Herr, Gott, du bist unsere Zuflucht für und für ... "

Er war dann nicht zu halten, der das Hereinbrechende ahnende, bis ins Innerste angespannte Mann, der sich nicht wie wir Frauen in rastlos notwendige Tätigkeit abstellen konnte. Eine Atempause in der Schießerei: "Ich geh' jetzt mal sehen, was los ist. Man hält es nicht mehr aus ohne Nachrichten!"

"Aber nur bis an die Ecke", bettelte ich.

"Bis zum Alten Krug werd' ich schon kommen" — "ja, ja — ich bring Milch mit, gib die Kanne nur her —"glücklich über den Auftrag, der ihm ein Recht zum Fortgehn gab, ging er. Ich stand derweil in Schwarzens Küche und kochte.

Was geht eigentlich in einem vor, wenn so, wie dann gegen 4 Uhr die ganze Hölle loszubrechen scheint? Man sieht die Bomben fallen, drüben vom Nachbarhaus ganze Stücke wegreißen, dichter Staub und Feuerzungen wirbeln auf, Herr Hellich wird, wie wir dann erfuhren, in seinem Garten von einem umstürzenden Baum erschlagen. Zugleich prasselt von der Pacelli-Allee her tolles Maschinengewehr-Feuer — unsere Flak-Abwehr?

Ja, was geht in einem vor: dem Igel hat Gott seine Stacheln zur Abwehr gegeben, der Schnecke ihr schützendes Haus, dem Wurm die Möglichkeit zum Verkriechen.

Er legt wohl auch um das Menschenherz und seine Gefühle in solchen Momenten einen Panzer! Man faltet instinktiv mal einen Augenblick die Hände. Aber schon packt man den Kochlöffel fester und den Holzschicht wirft man nur kräftiger ins Feuer: "Ingrid muß ja ihr Süppchen haben und 14 hungrige Menschen wollen satt werden!"

Konrad — ob er schon zu Hause ist?

Da — 6 Uhr — was rattert durch den Falkenried am Fenster vorbei? Russische Panzer? 3 — 6 — 10 — 20 mit geduckten, nach allen Seiten spähenden Soldaten, Gewehr im Anschlag! Das Herz bäumt sich auf — die Suppe kocht über — "Deutschland, Deutschland über alles — und im Unglück nun erst recht!" Der als "Panzersperre" quer über die Straße liegende Baum war längst zu kleinen Splittern zerfahren.

Ingrid muß ihren Brei haben. Schnell in einer Abstandspause rüber! Alles unverändert? Konrad zurück? Nein! Vielleicht abgesperrt! Raus konnte jetzt niemand, also auch nicht rein!

Als Liselotte und ich uns am nächsten Morgen aufmachten, ihn zu suchen, ging ich wie benommen von einem Wissen, das ich nicht wissen wollte. — —

Wie sahen die Straßen aus nach diesem Kampf? Alle paar Schritte kaputte Fahrzeuge, abgeschlagene Äste, herausgerissene Telefondrähte, Teile von zerschossenen Panzern, eingefahrene Drahtzäune, aufgerissene Pflaster, tote Pferde. Herumlungernde, sich noch nicht sicher fühlende russische Soldaten und Offiziere, mißtrauisch und drohend, ließen uns aber doch durch, wenn wir's energisch forderten. — Selbst Johannes und Wilm geschah nichts, trotz des Verbots: "Keine Männer auf der Straße!" Erst am Abend, als die russischen Panzer fort waren, fanden wir unseren toten Vati zwischen Schutthäufen und abgerissenen Ästen vor Niemöllers Haus. Wir holten ihn im Kastenwagen und bahrten ihn auf dem Balkon auf.

Trotz des grausigen Todes lag er wie von Frieden umweht. Seine stille Gegenwart half uns noch nach dem Tode. Hereinkommende Russen führten wir wortlos an die Bahre. Sie faßten an den Helm und verschwanden. So war es auch, als wir ihn zwei Tage später im Garten begruben, während ringsum Soldaten auf den Gartenmauern saßen und die Menschen schrieten aus Angst vor den plündernden Russen. Sie hörten uns Choräle singen — und verschonten unser Haus!

Wochen später — am 18. Juni, unserem Hochzeitstag — fand unser Vati dann auf dem Dahlemer Friedhof seine letzte Ruhestätte unter Röhrichts guten Worten,

auch von anderen, die nun kommen konnten. Wir waren froh, daß ein Tischler uns einen einfachen Kastensarg zusammengeschlagen hatte.

Auch ich will nicht in einem prunkvollen Sarg in meine Mutter Erde hineingesenkt werden — ich habe zu nah verbunden mit ihr gelebt!

Für uns, ja, da ging das Leben weiter, am Tode vorbei. Kann man sich das heute vorstellen: kein Gas, kein Licht, kein Wasser, kein Laden zum Kaufen, keine Post, kein Telefon, keinerlei Fahrgelegenheit, keine Kartoffeln, kein Fleisch, keine Milch — und 22 Menschen am Tisch! Es ging weiter und ich kann nur wieder schreiben, wie schon manches Mal: Und sie wurden alle satt! Es hieß allerdings die Hände rühren. In den von Ingeborg auf der Domäne organisierten großen Milchkannen wurde morgens von Johannes und anderen willigen Helfern von den — allerdings von Russen sehr belagerten — Pumpen und vom Löschteich "In der Halde" das Wasser für den Tag geholt, von der Domäne Kartoffeln aus geöffneten Mieten und sauer gewordene Milch, die dort in großen Bütten stand.

Hannah v. Lüthmann kochte in der Waschküche mit auf der Straße gesammeltem Holz, ich kochte bei Schwarzens einen Beiguß dazu, das von Johannes und Hildegard aus Neutrebbin angeschleppte "schwarz" geschlachtete Schwein verarbeitete ich nachts heimlich bei heruntergelassenen Jalousien.

Es fiel uns alles zu: ein ganzer Kasten Margarine, eine große Kanne Öl, von Flüchtlingen, die ausgebombt und vertrieben zu uns kamen — wie auch ein junges, vergewaltigtes Mädchlein. Aber Dr. Dietrich, zu dem ich mit ihr ging, hatte schon keine Medikamente mehr.

Abends gegen 9 Uhr standen an der Gartentür hinten die Howaldt'schen Hausbewohner und andere Nachbarn mit Decken und Betten, um bei uns im Keller "sicherer" zu schlafen, denn überall suchten sich Nacht für Nacht die Russen ihre Opfer, deren Schreie wir oft durch die Fenster schallen hörten.

Dahlem war, nach Berichten über diese furchtbaren Russeninvasionstage (z. B. M. Boveri "Tage des Überlebens") einer der in dieser Beziehung am verheerendst heimgesuchten Bezirke. Es ist fast unverständlich, daß unser Haus voller Jugend so ohne jeden Schaden davongekommen ist! Aber auch wir hatten "Russenerlebnisse" — schlimme, manchmal auch humorvolle. Einzelheiten des Eindringens und Hinausbeförderns kann ich hier nicht ausführlich beschreiben, so beschreibenswert sie auch sind, — nur von einem besonders drastischen will ich erzählen.

Das Haus von Schwarzens hatte ich den Russen überlassen müssen. Vorher schleppte ich noch so viel Sachen wie möglich heraus. Dabei nahm ich heimlich

das Hakenkreuz-Abzeichen von Herrn Schwarzens Rock. Aber — da — der Russe kramt im Bücherbord und findet Hitlers "Mein Kampf"! Wütend hält er's mir entgegen "Du — Nazi!" — "Nein", sagte ich gleichmütig: "Manche Deutsche: Hitler! Manche Russen: Stalin! Nix gutt — nur Gott gutt!" Ich klopfte ihm freundlich auf die Schulter. Er lachte und schmiß Hitlers "Kampf" auf die Erde.

Das Wort "Gott" als Waffe — warum gebrauchen wir es so wenig? Mir war es wirklich ein Schild, wenn sie mir die Pistole auf die Brust setzten, um Bier oder Schnaps oder auch etwas anderes zu bekommen. So der kleine Leutnant, der sich höflich mit seinem Kameraden als "von der Kommandantur" vorstellte. Er hatte die sich wütend sträubende Bärbel schon gepackt. Wie man wohl Kindern zuruft: "Pst — man sieht dich!" ließ mein spontan erschrockenes: "Du etwa schießen? — Gott sieht dich!" ihn die Pistole wieder einstecken. Plötzlich anderen Sinnes geworden packte er mich am Arm und drängte mich zur Schlafzimmertür, hinter der Bärbel sich im Schrank versteckt hatte. Es entspann sich ein bedrohlicher Kampf um den Türschlüssel, bis ich spontan ablenkte: "Pötz Blitz — wo ist Kamerad geblieben?" — "Ja, Kamerad wo?" Ganz verduzt sieht er sich um. Ich muß wohl sehr gut Theater gespielt haben, denn meine erregte "Sorge" ließ ihn "schnell, schnell" mitkommen. Und als Klein-Martin auf meine ängstliche Frage, ob eben ein Soldat hier rausgegangen wäre, mit dem Kopf nickte, ging auch er.

Beim Zuknallen der Haustür kam ihm das Angeführt-sein wohl zum Bewußtsein, und, durch Schwarzens Haus laufend, versuchte er vom Garten aus durch's Eßzimmerfenster wieder hereinzukommen. Da sauste ihm aber die, gottlob noch heile, Jalousie vor die Nase, und bei seiner wilden Jagd um 's Haus vor jedem Fenster.

Was — wir sehen es vom Fenster aus — er öffnet gewaltsam die Klappe vom Kohlenschacht — er verschwindet darin. Kinder! Der Kohlenkeller hat keinen Schlüssel! Aus allen Verstecken und Winkeln strömt es — mit allen Kräften halten wir die Klinke der eisernen Tür hoch, so daß er nicht ins Haus kann! Nun ist er ja wohl unschädlich, der kleine Leutnant "von der Kommandantur". Aber wo ist der andere eigentlich? Wir suchen.

Plötzlich — Krach — bumm — aus dem Kohlenkeller entkommen, ist es dem ersten gelungen, die Jalousie des Eßzimmerfensters einzuschlagen. Über purzelnde Blumentöpfe stolpernd steht er wieder vor mir — wutschnaubend und — natürlich mit vorgehaltener Pistole, donnert er mich an: "Panje — da schau!" auf seine beschmutzte Uniform zeigend: "Ich von Kommandantur! Im Kohlenkeller!"

Angesichts meines nun wohl doch letzten Stündleins versuchte ich's mit Humor — diesem göttlichen Darüberstehen über einer Situation. Freundlich beflissen

klopfte ich den Kohlenstaub ab: "O weh — wie Maus in der Mausefalle? Kamerad im Kohlenkeller gefunden? Nein — armer Ruska!" und sehr geheimnisvoll: "Ich weiß, wo Kamerad, ich dir zeigen!"

Seine saubere Uniform war ihm wohl mehr wert als mein Leben! Er hatte die Pistole eingesteckt und ließ sich sogar an die Hand nehmen. An der verschlossenen Badezimmertür, hinter der sein Kamerad mit unserer sich opfernden Tilli verschwunden war, verhandelten beide eifrig. Und als ich einen von der Straße geholten russischen Oberst ankündigte — husch, husch, wie der Wind, verschwanden sie zum Garten raus!

Tags darauf soll ich nicht so "milde" mit einem anderen umgegangen sein, zu dem mich Hildegard angsterfüllt rief, als er Ingeborg vor sich her die Treppe nach oben trieb. Ich soll empört gewettert haben: "Ich denke Ruska gutt! Ruska nicht gutt! Ruska raus!!" Tür auf und rausgeschubst!

Milch bekam man später, wenn man genügend Wasser aus dem Löschteich für's Vieh gebracht hatte und selber melken konnte. Aber ich bekam nicht viel raus, wenn ich da unter der schwanzwedelnden Kuh saß. Das Ziegenmelken 1914 war leichter gewesen!

Ohnmächtiges Volk in Not

Als die Russen am 1. Mai zur "Feier der Eroberung" Berlins losgelassen wurden auf alles, was sich nicht wehrte, war der Krieg um Berlin noch lange nicht zu Ende. Die Siegermächte konnten sich nicht so schnell einigen, wer nun was behalten sollte. — Noch lagen für unsereinen die tieferen Werdegänge der Weltgeschichte nicht klar auf der Hand und die Zukunft lag dunkel vor einem. Es gab Menschen mit Angst und Menschen ohne Angst. Menschen die Deutschland "hoch in Ehren hielten" und "im Unglück nun erst recht", und Menschen, die — klug berechnend — sich verkauften; Menschen, die auch in der Niederlage höhere Führung sahen und solche, die Gott für alles verantwortlich machten. Es gab ja auch keinerlei Zeit zum Überlegen, zum Jammern oder Jubeln: die Aufräumarbeiten auf den Straßen, zu denen man beordert wurde, waren schwer, wenn wir Frauen auch nicht gerade tote Pferde zu begraben brauchten. Wilm konnte man zu Beutegängen auf die Domäne kaum mehr mitnehmen, nachdem er uns zweimal fast entführt wurde. "Du — Mann — komm!" und "Du — Frau — komm!" waren gefürchtete Worte. Mit alten Schürzen und Tüchern um den Kopf suchten sich die Mädels möglichst häßlich zu machen und wenn ich —

so blöde naiv und vertrauend, wie ich war, die hereinkommenden Russen im Keller nach einer begehrten Flasche Rum oder dergleichen suchen ließ, wollten sie ja oft ganz was anderes.

Emil mußte viel kredenzen — von jeder Flasche das erste Glas! "Nicht hier im Zimmer bei dem Kindergekrabbel!" befahl ich. "Ja: hirr im Zimmer!" befahl der Russe. Meist blieb ich Sieger. Dann entschwand Emil mit ihnen harmlos durch das Heckenloch im Garten, ins Schwarz'sche Haus nebenan, wo leider versäumt worden war, Weinflaschen auszugießen, und unter Emils versöhnendem Klavierspiel — (wohl nicht gerade die Mondscheinsonate!!) ging dann ein wüstes Gelage los. — Kopfschüttelnd stand ich dann am nächsten Morgen vor den Folgen: zerschlagenes Geschirr, Eingemachtes auf Polstermöbeln verschmiert, zertretene Eier auf dem Teppich, zerbrochene Gläser und zwischendurch überall die wie zur Auswahl ausgelegten Kleidungsstücke, Wäsche, Hüte aus den aufgebrochenen Schränken — bis wohl ein Marschbefehl ihre Orgie unterbrochen hatte.

Wenn Soldatentruppen kamen, um Töpfe und Teller zu requirieren und sich zum Essen auf die Rasenstücke am Straßenrand setzten, fragte man nicht: "Sind das Russen? sind das Amis?" man fragte nur: "Sind das anständige Menschen?"

Als jetzt — 1971 — unser heutiger Bundespräsident Heinemann bei einem Rückblick auf jene Zeit 1945 in seiner Rede die Worte gebrauchte: "erlöst" und "vernichtet" kann ich nur sagen: genauso fühlten wir uns wirklich — nach diesen Maitagen 1945. Keine Alarmer — keine Bomben — keine durchwachten Nächte mehr: das war Befreiung.

Aber schon beim befohlenen Aufräumen der Straßen fühlte man sich irgendwie gedemütigt, weil Deutschland nun zum zweiten Male in einem Jahrhundert "vernichtet" war.

Das Niedergetretensein von den Feinden, das einen 1918 so lähmte, mußte jetzt weitgehend als "Befreiung" empfunden werden. Die Landkarte mit dem zerstückelten Deutschland und dem zerrissenen Berlin sah man ja erst viel später. — Aber für den, der versucht, sein Volk zu verstehen, gab es im Vergleich zum 1. Weltkrieg noch eine andere Sicht als die "nur politische".

War der Versailler Vertrag, der nicht nur mich damals so sehr erregte, doch das Geschwür geblieben, das einmal zum Aufgehen kommen mußte? Und konnte man es einem noch nicht ganz fest verankerten Volk in seiner Sehnsucht nach Führung verdenken, daß es der Verführung verfällt, wenn nun einer kommt, der sich für berufen hält, die Mittel zum Aufstieg zu haben?

Ich kann das alles ja nur so aus eigener Erlebnissicht wiedergeben. Danach war nach 1918 ein Teil des "deutschen Volkes" deutsches Volk geblieben, wie es eh und je gewesen war und sein wollte. Der andere Teil, der vorhandene Mängel einer Monarchie erkannte, sah in der Beseitigung der Monarchie einen hoffnungsvollen Anfang zum Neuaufbau. Immerhin blieb es damals ein Volk, das sich in einmütiger Trauer um Verlorenes — (nicht nur verlorenes Land, sondern um verlorene Lebensgüter) zu einer guten Demokratie hin zu entwickeln bestrebt war.

Jetzt, 1945 — nach dem erneuten Umbruch des Reiches stand dies Volk vor der Frage: Wird es wieder Aufbau-Jahre geben? In den Furchtbarkeiten nach 1933 war es klar geworden — und manchem erst, als sich Hitler im Bunker erschoss — daß dieser "Führer", dieser "Heiler" ein Scharlatan war, der sich seine Mittel aus der Hexenküche geholt hatte und nun selber an den dämonischen Giften enden mußte.

An den Selbstmord im Bunker der Reichskanzlei konnte, soweit ich es sehe, ein großer Teil des Volkes in der ersten Zeit des Zusammenbruchs einfach nicht glauben.

Mein kluger Kon hatte wohl schon von der Jahrhundertwende an — (siehe unsere Gespräche in Onkels Studierstube) — geahnt, daß Deutschland als "Reichsstaat" gefährdet war! Und diese Ahnung hatte sich in der Hitler-Zeit immer mehr verdichtet.

Nun mußte ich mich ohne seine Vermittlung mit der Tatsache abfinden, daß Deutschland, mein Deutschland aufgeteilt zu werden schien. Nun würde statt der Hitlerdiktatur eine sowjetische Kommunisten-Diktatur beginnen! So sah es doch einfach damals aus!

Das Wort Kommunismus hatte noch nicht eine — ich möchte sagen — "aufgeweichte" Bedeutung. Und man unterschied noch nicht zwischen Kommunismus und Sozialismus.

1918 waren es die Spartakisten-Aufstände gewesen, bei denen unsern Hergts "Unter den Linden" die Steine in die Fenster flogen.

Jetzt blieb nur die Hoffnung, daß in unserer Zeit Männer in die Politik kämen, die — nicht parteigefesselt — in den Weltgedanken auch geistiger Sicht Raum gäben und — wie einst Bismarck — erkannten: "Je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Berechnen!"

Doch zurück ins Einzelschicksal! Man konnte sich — nach langer Zeit — wieder ausgezogen ins Bett legen. Man bekam wieder Kontakt mit Bekannten. Meineckes waren heil zurück. Man hörte, daß Röhrichts aus ihrer gefährvollen Lage im zerbombten Haus mit Russen zusammen, befreit waren — daß Frau Diestel erschossen wurde, als sie ihr Dienstmädchen vor der Vergewaltigung schützen wollte, — ebenso unsere Milchfrau, Mutter von neun Kindern. Man erfuhr von all den Selbstmorden. Man suchte den Garten ab nach Bomben — man pflanzte — die Vögel zwitscherten — der Frühling kam — man begann wieder "man selbst" zu sein.

Auch im Hause war es nun ruhiger geworden. Hannah v. Lühmann und Gertrud Barczewski suchten zu Fuß in ihr zerstörtes Buckow zurückzukommen, Johannes nach Neutrebbin. Mit Kochlöffel und Teller mußte jeder von vorn anfangen! Die Flüchtlinge gingen zu Verwandten. Frau Born starb. Frau Laues Freunde Stettens quartierte ich in das mit unendlicher Mühe gesäuberte Schwarz'sche Haus ein. Tilli blieb, bis endlich Platz in einem Altersheim wurde, wohin sie dann mit Schimmelfuhrwerk, bepackt mit Möbeln und sonstigem Haushaltskram übersiedelte. Sie war ja gänzlich ausgebombt und wir hatten alles behalten dürfen — selbst die im Garten vergrabenen Sachen — Konrads letztes Händewerk! Die absuchenden Stockspuren der Russen gingen haargenau bis an sein Grab. In den Nachbargärten fanden sie alles. Auch das von Bärbel und Wilm Vergrabene ging in Flammen auf, bis auf einige Fotoalben, die sie mir auf Bitten herausgaben. Nicht alle Soldaten waren "feindlich"; behandelte man sie gewissermaßen als Freunde, waren sie durchaus ansprechbar.

Das Dennoch-Schild bleibt hängen!

Da — Ende Juni — ein sonniger Sonntagmorgen — 9 Uhr. Es klingelt. Nanu? Ein amerikanischer Soldat zeigt seinen Ausweis: "This house has to be cleared by 12 o'clock!" — grüßt, geht weiter und bringt Haus bei Haus den gleichen Befehl. Ein Besiegter hat zu gehorchen — also in drei Stunden raus mit allem, was nicht niet- und nagelfest ist.

"Oh no, no — not allowed!"

Nichts? Na, das wäre ja gelacht! Rein in Ingrid's Kinderwagen, in Waschkörbe, Taschen und Koffer, was nur hereinging — hier noch ein Kissen, da noch ein Tablett, Puppen und Milchflaschen obenauf "for the children" — das ist doch einleuchtend! Der Aufpasser tut, als sähe er nichts. Alle schlepten alles in den Wirtschaftsweg, wo sich die verstörten Falkenrieder zusammenfanden. Professor Bartning, zur Kirche gehend, bleibt fassungslos stehen — hilft mit. Wir stehen vor

unserem schwarz-weiß-roten Dennoch-Schild. Nehmen wir's mit? Lassen wir's "dennoch" hoffnungsvoll hängen? "Mitnehmen" sagt Bartning traurig — "Hierlassen!" sage ich — und zu dem unter dem Schild stehenden Aufpasser: "Dies ist der Segen des Hauses. Auch You American are not allowed to take it down!"

Ich lache ihn an — er lacht zurück. Es blieb hängen.

Halbzwölf Uhr — wir schleppen noch immer aus Keller und Küche Vorräte. Es schlägt 12 Uhr auf der Lutheruhr. Langsam kommt der Aufpasser, um hinter uns die Balkontür zu schließen.

"Einen Augenblick noch!" Wir falten die Hände: "Hab Dank, Gott, für all das Gute, das du uns in diesem Hause gegeben hast." Noch ein Blick zum Kamin — — nun walte deines Amtes und schließ uns aus aus unserem Eigentum! Er tat es — mit einer fast zögernden Geste.

Später ging Liselotte noch einmal durch die unverschlossene Kellertür, um "Vergessenes" zu holen und Wilm pflückte — schnell, schnell — noch einen Eimer voll saurer Kirschen vom Baum.

Dann saß man "so rum" auf seinen Habseligkeiten — die Kinder legten wir bei Bartnings im Garten schlafen. Bei Meineckes aßen wir in der Gluthitze unsere Nudeln unter Emils Gejammere: Wohin nur? Ja wohin? "Versuch' durchzukommen zu Martha nach Wilmersdorf!" Das war nun nicht so einfach. Überall Posten — Absperrungen, Busse gingen noch nicht. Verdattert zieht der arme Kerl mit seinem Köfferchen los. Frau Laue — noch verdatterter — wird gottlob von ihrem Bruder abgeholt. Wir beraten weitere Verteilung bei "guten Freunden, getreuen Nachbarn und dergleichen."

So hat man das heutigentags so bekannte Flüchtlingsschicksal auch einmal erlebt — sechs Stunden lang — mehr nicht!

Wir sitzen — unfähig weiter zu denken (es ist ja auch genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe) — müde bei Bartnings beim Kaffee. Da bringt Schwester Karin, eine unserer Hausgenossen, einen Zettel mit der gar nicht zu fassenden Nachricht: Falkenried 10 und 12 wären freigegeben — sie wären nicht "comfortable" genug für die Besatzung!

"Heilige Ordnung — segensreiche Himmelstochter — " Schiller: das stimmt ja gar nicht! Unordnung kann viel segensreicher sein!

Wir fanden es wenigstens, als wir todmüde, aber überglücklich all unsern Krempel wieder hereinschafften in unser Häusel, wo unser "Dennoch" uns entgegenlachte!

Frau Schwarz hat uns verziehen, daß wir uns eine Büchse ihres Stangenspargels einverleibten — zu müde für irgend etwas anderes und mit "a good feeling" für die soo ordnungsliebenden Amerikaner!



Wie nun weiter?

Inzwischen standen wir wieder mit der Umwelt in Verbindung, mit Hellmut, der aus dem Felde zurück war, mit den Schwestern, die nach ihrem wochenlangen Treck aus Uthlede, einem Dörfchen in Niedersachsen geschrieben hatten. Aber von Hansel hatten wir seit Januar nichts gehört. Viele Jahre noch nach 1945 wurde auch sein Name von der langen Liste der Vermißten in den Fürbitt-Gottesdiensten in der St. Annen-Kirche verlesen. Bei jedem Klingeln an der Haustür flackerte die Hoffnung auf: es könnte doch sein, daß er dort unter dem Dennoch-Schild stände!

Nein — er kam nicht! Aber eines schönen Septembertages — wir sitzen mittags bei Tisch (man konnte ja wieder ruhig essen, sofern man etwas zu essen hatte) — da klingelt es. Bärbel geht an die Tür — ein überraschter Schrei — wir springen auf, hören Kinderstimmen. Da steht unsere Addi mit ihren Vieren vor unserer Tür!

Hildegard mit ihren Dreien wartete zwar schon seit einiger Zeit mit gepackten Koffern auf eine Gelegenheit, zurück nach Neutrebbin zu kommen. Aber noch war sie da. Damals entstand das Bild der sieben Enkel auf der Treppe vorm Haus, die sich fast zwanzig Jahre später, beim 50. Jubiläum, des Hauses, wieder der Kamera stellten!⁸⁶

Winfried und Hartmut lernten schnell, daß man in Deutschland nicht wie in Polen Brötchen klauen durfte, um zu leben, sondern Löwenzahnblätter und Eicheln suchen mußte. Rotraud sagte zu allem ihr zufriedenes "Jaa!" (gehörte also von klein auf zu unserem einst trotzig gegründeten "Verein der Lebensbejaher") — und Sibyllchens Windeln baumelten — winters dann — in der Küche, in der es durch das Kochen auf dem primitiven Kohlenherd wenigstens nicht eisig war.

Dieser Winter! Kohlen für die Zentralheizung gab es natürlich nicht, und ein Frosteinbruch kam besonders früh, als wir das Wasser aus den Heizkörpern noch nicht abgelassen hatten. Sibylles Waschkorb, ihr Bettchen, erwies sich als rettende Arche Noah: Wir fanden sie nach dem Rohrbruch in knietiefem Wasser schaukeln! Bei 20 Grad Kälte bildete sich bald eine schöne Eisbahn, so daß die Kinder gar nicht rauszugehen brauchten, um zu schliddern!

⁸⁶ Bilder hier zuvor.

Im nächsten Jahr hatte dann Addis Muttchen (Schur) nach dem Treck aus Westpreußen — zusammen mit Gustel und Gretel und ihrem Bruder Hugo — in ihrer ersten Unterkunft irgendwie Platz für Tochter und Enkel gefunden, sei es auch zeitweilig im leerstehenden Pferdestall. So erlebte Addi das Weihnachtsfest 1947 tatsächlich im Stall wie einst Maria und Joseph, nur daß Sibylle inzwischen zu groß geworden war, um in eine Krippe gelegt zu werden.

Liselotte, die nach dem Burckhardthaus zwei Jahre in der Staatsbibliothek Unter den Linden gearbeitet hatte, leitete seit 1937 die Zweigstelle Lichterfelde der Volksbücherei (jetzt Stadtbücherei) Steglitz. Welch ein Glück in den letzten Kriegsjahren, in denen man sich auf die öffentlichen Verkehrsmittel nicht mehr verlassen konnte! Als die Schlacht um Berlin im Norden schon tobte, als es keine richtigen Warnungen und Entwarnungen mehr gab sondern nur noch ein selten unterbrochenes Sirenengeheul hatte sie noch einmal Nacht-Bereitschaftsdienst im Rathaus Steglitz gehabt und war froh, daß sie am nächsten Morgen heil nach Hause kam und uns alle gesund vorfand. Als die Mitarbeiter Ende Mai wieder in die Bibliothek kamen, fing die Arbeit erst einmal mit Schuttfegen an, mit Aufräumen und Bücherordnen. Aber lange dauerte es nicht, bis die ersten Leser wieder nach Büchern fragten. Nicht nur der materielle Hunger war groß in dieser Zeit, auch der geistige!

Wie sehr sehnte man sich damals fort von der ständigen Frage: "was sollen wir essen, was sollen wir trinken, womit sollen wir uns kleiden?", nach einem Herausgehobenwerden in geistige Welten! So halfen wir uns selbst!

Die tägliche "Morgenwache" gab Kraft für jeden Tag. Damals wurde Pastor Denstaedt Niemöllers Nachfolger. Wir haben mit ihm viele gesegnete Jahre in lebendiger Gemeindearbeit erlebt. Niemöller, der zwar immer, wenn er kam, betonte, wie gern er auch noch heute Dahlemer Pfarrer sein würde, wurde nun an anderer wichtiger Stelle gebraucht.

Konrads Stube mit dem Kachelofen in der Ecke, in der wir (sieben Erwachsene und vier Kinder!) lebten, aßen, schrieben, z. T. auch schliefen und Klein-Sibylle aufs Töpfchen setzten, bekamen wir ja, wenigstens wenn es nicht 10 Grad Kälte war, einigermaßen warm.

Einen Adventsnachmittag mit Freunden hat es bei uns immer gegeben. Warum nicht in diesem Jahr? Sie kamen nur zu gern — Kerzen brannten auf den Tischen — Adventslichter, nicht Notbeleuchtung bei Stromsperre! Wir lasen zusammen eine Weihnachtsgeschichte und sangen Weihnachtslieder. Wer kann sich heute vorstellen, was für ein Aufatmen der Seele das damals war? Selbst wir, die es

erlebt haben, können es kaum noch glauben, daß wir es wagten, in ungeheizten Räumen ein Hauskonzert zu veranstalten! Eine junge Geigerin, die in der Russenzeit unser "Kellergast" gewesen war, kam mit ihren Kollegen. Oder Liselottes Freundin, Gisela von Foller, begleitete unsere Organistin, Adelheid Fischer. Die Zuhörer strömten, um sich durch Bach, Mozart und Beethoven in eine andere Welt führen zu lassen. Wohn- und Eßzimmer reichten nicht aus, sie saßen noch auf den Treppenstufen! Als ich einmal am nächsten Tag — innerlich noch ganz beschwingt — die Möbel wieder zurechtrücken wollte, knackte es plötzlich in meiner Wirbelsäule. Nach drei Wochen toller Schmerzen und Unbeweglichkeit ergab die Röntgenaufnahme: Wirbelbruch! Sechs Wochen Krankenhaus in Gips?

Nein, was sich schon drei Wochen ohne Gips hatte entschließen müssen zu heilen, kann das auch weiterhin tun! Und so geschah es! Und Hauskonzerte gab es weiter — wie bei uns auch in vielen anderen Häusern. So fing das kulturelle Leben überall wieder an!

Hunger und "Rosinenbomber"

Anders, ganz anders und viel schrecklicher als nach dem ersten Weltkrieg waren die nun kommenden Hungerjahre in der verzweifelten Suche, auch nur die allernotwendigsten Nahrungsmittel heranzuschaffen.

Peter Hermes, dessen Vater Andreas vom ersten sowjetischen Stadtkommandanten, Generaloberst Bersarin, zum Chef des Ernährungswesens der Stadt Berlin ernannt worden war, beschreibt das in seinem Buch "Kampf gegen Hunger" so:

"An Vorräten war nach den letzten Kampftagen und Plünderungen so gut wie nichts mehr vorhanden; was in privaten Haushaltungen und Einzelhandel da war, reichte höchstens für einige Tage."

(Auch unser nächtens eingewecktes Schwein aus Neutrebbin half uns bei den vielen Essern nur bis in den Juli hinein!)

"Das vorhandene Getreide konnte nicht gemahlen werden, da von den zehn Berliner Großmühlen nur noch drei vorhanden waren, die dann durch Hammermühlen der Kraftfutterwerke und anderer Betriebe (Sarotti, Trumpf usw.) in Anspruch genommen wurden ..."

Ab und zu erwischte man wohl im Zentrum der Stadt eine sowjetische "Gulaschkanone", die großmütig Buchweizengrütze ausgab. Aber — konnte

einem das schmecken, wenn man bedachte oder ahnte, daß im ersten Berliner Nachkriegsrat, in dem ja nun auch der aus Rußland gerufene Ulbricht seine Stimme erhob, die Kommunisten die bestimmenden Kräfte wurden?

Für den Einzelnen gab es allerdings nur die eine lebenswichtige Frage: "Wie hält man sich über Wasser?"

Die Beutezüge — alle Mann hoch zu Fuß oder per Rad — gingen nach Werder, Teltow, Großbeeren, in die Umgebung Berlins, wo nur irgend etwas Eßbares zu vermuten war. Wir sammelten Pilze, Löwenzahn, Sauerampfer, Topinambur, Hagebutten, Brombeeren. Für Mohrrüben, für ein bißchen "Schiebewurst" wurden Bettlaken und Tischtücher eingetauscht. Denn für Geld — selbst wenn man mehr gehabt hätte — gab es nichts. Die Währung war: Zigaretten und Kaffee!

Überall — an Zeitungskiosken und Bäumen — studierte man die Angebote und Nachfragen. "Tausche ... gegen ..." oder "Suche ... für ..." Liselotte kam auf diese Weise mit einer Schulkameradin wieder in Kontakt, die uns solche Kostbarkeiten wie Zucker und Nahrungsmittel beschaffen konnte.

Wenn wir nach Lobetal bei Bernau Pilze suchend durch die Wälder pilgerten, wo unser "Hochstapler", Herr Pau, uns der dortigen Gärtnerei ein paar Äpfel besorgte, wäre unser Gesang "Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin ..." nicht so ganz überzeugend gewesen, wenn wir nicht einen "Verein zur Lebensbejahung" gegründet hätten, in dem jeder Mitglied werden konnte, der das Ja-sagen, das ja damals wirklich oft recht schwer war, lernen wollte.

Nicht immer gingen die Beutezüge ganz harmlos ab. So warteten wir eines Tages auf Bärbel und Wilm bis nach Mitternacht. Sie hatten in Werder Johannesbeeren gepflückt und waren dabei von einer russischen Kontrolle als Spione verdächtigt und stundenlang verhört worden. Sie hatten gerade noch auf den letzten schon abfahrenden Vorortzug springen können.

Jeder dritte Mensch lief allmählich in blaukarierten Röcken oder Blusen rum, aus Restbeständen der Heeresleitung gefertigt. Anderes gab es noch nicht und diese knappe Zeit dauerte noch recht lange. Denn nun kamen die Jahre der Blockade! Der unerschütterliche Wille der Berliner, dem Angriff auf die Freiheit zu widerstehen beeindruckte die Amerikaner so, das sie über eine Luftbrücke die Bevölkerung mit allen notwendigen Lebensgütern versorgten. Alle 10 Minuten startete ein Flugzeug — vom Berliner Volksmund "Rosinenbomber" genannt.

Unser "good feeling" für die Amerikaner in der ersten Zeit nach dem Krieg wurde nun bestätigt!

Wir hatten noch besondere Beziehungen zu den Amerikanern, denn Ingeborg arbeitete als Dolmetscherin bei der Besatzungsbehörde (die es zum Glück unterlassen hatte, in den U.S.A. nachzufragen, wo sie wegen ihrer Beziehungen zu deutschen Vereinen im Kriege auf der "schwarzen Liste" stand). Zu ihrem Gehalt gehörte monatlich ein "Care-Paket", das Kaffee, Zigaretten, Wurst, Konserven und andere Kostbarkeiten enthielt. Später kamen dann noch von amerikanischen Freunden Pakete, auch mit Kleidung, so daß wir sogar von unserem Überfluß abgeben konnten.

1947 kamen die Quäker (A.F.S.C. — American Friends Service Committee) wie nach dem ersten Weltkrieg nach Deutschland. Damals hatten sie in Schulen die Quäkerspeisung eingerichtet. Diesmal gründeten sie Nachbarschaftsheime, in denen die Feindhaltung abgebaut, und überhaupt eine mitmenschliche Verbindung geweckt werden sollte. Ingeborg hat im "Nachbarschaftsheim Mittelhof" von 1948-1956 entscheidende Berufsjahre erlebt. Dann ging sie in den Senatsdienst als Sozialarbeiterin, zunächst in die Erholungsfürsorge, später als Bewährungshelferin.

Ihr Leitwort ist ein Ausspruch von Nathan Söderblom:

"Kein Mensch kann mir sagen, wozu ich berufen bin, aber wir finden unseren Beruf. Der Beruf ist der Lebensraum, den ein jeder erhält, um darin er selbst zu werden."

Und Hellmut, — wie wurde er in seinem Beruf als Pastor "er selbst"? Der Lebensraum — die Landgemeinde in Siek bei Hamburg, die Kölner Vorstadtgemeinde und zuletzt Düren im Rheinland gaben ja nur den äußeren Raum. Er hört es gar nicht so gern, wenn einer sagt: "Sie sehen aus wie ein Pastor." Lieber hört er: "Sie sehen aus wie ein Arzt." Das, was beide Berufe verbindet, ist ihm wichtig: das Helfen! So sah er den Schwerpunkt seines Wirkens immer im seelsorgerlichen Gespräch — einst bei der Jugend (aus eigenem Erleben im B.K.), zuletzt dann als Krankenhaus- und Gefängnisseelsorger. Die heilende Kraft des Evangeliums lag für ihn nie in frommen Worten. Sie ging vom Äußeren zum Inneren. Seelsorger wie Gesprächspartner waren oft erstaunt, in welche Tiefe und zu wem sie geführt wurden, wenn man auf Christus zu sprechen kam.

Wilms Buchbinderwerkstatt — in Elses früherer Wunder-Wohnstätte — vergrößerte sich so zusehends, daß Bärbel ihre Weberei an den Nagel hängte und seine Gehilfin wurde. Sie bewiesen, daß gehörlose Eltern für ihre hörenden Kinder sorgen und sie erziehen können!

Den selbständigen Handwerksbetrieb mußte er 1971 aufgeben, hatte aber das Glück im Geheimen Staatsarchiv — für das er bereits gearbeitet hatte — angestellt zu werden.

Feiertag! Freier Tag!

Dazu aus meinem Tagebuch:

Ist nicht ein Feiertag noch ganz etwas anderes, als ein "freier Tag", an dem man zwar auch ausschlafen kann?

Schon einen einfachen Sonntag nannte man früher einen "Tag des Herrn", also: einem Höheren gehörig.

Zum Kirchengang konnten wir als Kinder ja nicht angehalten werden, da es in Kensau noch keine Kirche gab.

Das 3. Gebot: "Du sollst den Feiertag heiligen" war trotzdem aus der Bibel selbst — in uns fest verankert: 2. Mose 20,9: "Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, aber am siebenten Tag ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk tun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd ... Und er segnete den Sabbath und heiligte ihn."

Man sah Jesus mit seinen Jüngern über das Feld gehen, hörte seine Antwort auf die Frage: "Ist es auch recht, am Sabbath zu heilen?"

Man sah ihn als Zwölfjährigen im Tempel sitzen und Gott — ach, so viel besser verstehen als all die klugen Leute da! Man freute sich, wie er später alles aus dem Tempel hinausschmiß, was nicht hineingehörte, und hörte seine Worte über Gottes Haus und Gottes Tag. Ja, Jesus lehrte den "Feiertag heiligen"!

Für uns Kinder fing der Sonntag schon an, wenn wir zum Frühstück statt der Alltagsuppe Milch und Honigbrot bekamen, auf dem Tisch über dem Wachstum eine Decke lag und Mutter in das Kinderzimmer ohne Schürze, mit ihrem Sonntagsgesicht ein frohes "Guten Morgen, meine Lämmer!" hereinrief. Dann sahen wir uns wohl erst verdutzt an, was entgegnet man denn da? Folgerichtig müßten wir doch nun sagen: "Guten Morgen, unser Schaf"! Nein, das ging doch nicht. Also nur ein ähnlich frohes: "Guten Morgen!" Dann war der Tag wie in ein Licht getaucht, wie es allemal ein froher Gruß tut.

Kein Wagen ratterte, keine Sense klirrte, keine Harke kratzte. Der Sonntag hob sich heraus aus den anderen Tagen — ja man konnte singen:

"Da gehet leise — nach seiner Weise —

der liebe Herrgott durch den Wald ... "

Ich ärgerte mich, wenn ich von den katholischen Mädchen so oft hörte: "Der Herr Pfarrer sagt ... " — nie aber: "Gott sagt!" — Doch wenn Stanislawa bei einer Bitte, den abgerissenen Knopf anzunähen sagte: "Hüt — am Sonntag? ! Da werd' ich mir ja in den Finger pieken ", — schien mir das sehr berechtigt.

Es ist auch äußerlich gesehen nicht sinnlos, den siebenten Tag als Feiertag zu begehen. Allemal, wenn versucht wurde, eine andere Ordnung einzuführen, hat sich das als Fehler herausgestellt.

Uns genügte als Beweis durchaus eine Erzählung Dryanders in der Konfirmandenstunde. Zwei Fuhrleute machten mit ihren Gespannen eine Wettfahrt von Berlin nach Köln. Nicht der, der ohne Pause gefahren war, kam zuerst an, sondern der andere, der sich und seinen Pferden am Sonntag Rast gegönnt hatte. Daß in Kensau die Sonntagskartoffeln schon am Sonnabend geschält im Wassereimer bereit standen, wagte ich einmal in meinem Gesundheitsfanatismus zu bemängeln, sah aber schnell ein, daß Metas Sonntagsfreizeit wichtiger war.

Keine Schularbeit durfte auf den Sonntag verschoben werden, nichts, was schon am Sonnabend getan werden konnte. Am Sonntag mußte jeder sein Bett selber machen, damit Fräulein Lisbeth freier war. Und meinem späteren Ehemann habe ich, schon als wir verlobt waren, abgewöhnt, seine zum Durcharbeiten mitgebrachten Akten an einem Sonntag vorzunehmen.

Es gibt kein Rezept für die Vater-unser-Bitte: "Geheiligt werde dein Name". Manchem genügen Rast und Ruhe dazu, ein gutes Buch oder ein Spaziergang. Andere brauchen einen besonderen Ort, sei es auch nur ein eigenes Eckchen, zu stiller Besinnung, oder "das Haus des Herrn", die Kirche, als eine "Stätte zum Beten."

Es ist etwas Geheimnisvolles um dies "Heilige", etwas Lebenwirkendes — aber so verborgen, daß man es gar zu leicht mit dem Staubtuch wegwischen oder mit dem Küchenmesser zerschneiden kann, wenn das Organ dazu erst mal verkümmert ist!

Also: alles in allem: Halleluja — schöner Sonntag!

Der "Bruder Esel"

So nannte Bodelschwingh die Körperlichkeit, die einem so oft zu schaffen macht, die man aber auch "zügeln" kann!

*"Nein — ich bin immer noch nicht im Ruhestand, Herr Dr. Grohmann!"
Theoretisch müßte ich's ja können — bei den Töchtern! Aber praktisch soll's mir
mal einer vormachen, der so eine Wesensart hat wie ich!*

*Direkt komisch ist's mir, noch zu erleben, wie alle meine einstigen jungen
Freunde beglückt von ihrem Ruhestand schreiben!*

*Verbraucht mich man so, wie ich bin — vielleicht lerne ich ja auch noch den
irdischen Ruhestand, ehe ich in den himmlischen komme!*

*Tausende, die jetzt stundenlang an den Übergangsstellen zum Ostsektor mit ihrem
Passierschein anstehen, um endlich einmal wieder zu ihren Verwandten in
Ost-Berlin zu können — was müssen die ihrem "Bruder Esel" an Strapazen
zumuten! Nur der Wille, die Freude auf das Wiedersehen, also das Stückelchen
Geist ist stärker als der Körper. Das spürt ja jeder, der mit Begeisterung etwas
erlebt oder tut.*

Liselotte hat mir einmal einen Roman geschenkt, in dem eine sehr beschäftigte Hausfrau und Mutter Zeit findet bzw. sich nimmt, ein Buch zu schreiben.

Als wir lachend davon sprachen, ich müsse halt meine Tür abschließen — (ich und Tür abschließen!!) — und mich um nichts kümmern, meinte Konni mit trockenem Humor: "Großmutter, dann mußt du aber vorher deinen Schreibblock rauslegen und die Klebe und den Bleianspitzer. Und deine Geldtasche und den Nähkorb — und dann auch die Ansichtskarten für meine Erdkundearbeit und deine Schere, dazu Leukoplast und Mullbinde und auch ein bißchen Schokolade wie manchmal, und die Bücher zum Aussuchen. Und — und — —"

Na — mit solchen Vorbereitungen — da lasse ich die Tür schon lieber offen!!

Die geistige Welt all meiner vielen Bücher könnte ich gar nicht verkraften ohne Humor zwischendurch als Erfrischung: mein lieber Mark Twain — oder Jörn Jakob Swehn, der Amerikafahrer⁸⁷ — oder auch Kinder-Aussprüche in "Großmutter, hopp mal!"

⁸⁷ JÖRN JAKOB SWEHN, DER AMERIKAFÄHRER ist ein 1917 erschienener Briefroman von Johannes Gillhoff (1861–1930). Er widmet sich der Problematik der deutschen Auswanderer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Und dann hoppt man in den guten Schlaf und unterhält sich mit dem lieben Gott, wie die Kinder in dem köstlichen Büchlein "Briefe an den lieben Gott" es taten.⁸⁸ Ja, der Schlaf, diese köstlichste Gabe aus unseres Herrgotts Apotheke!

In meinem Tagebuch steht nach einer kritischen Zeit mit sehr kritzeliger Schrift: *Wohin nur mit meinem Dank: ich hab' meinen Schlaf wieder — meinen eigenen echten, naturgemäßen! Nicht den geborgten! "Da steht Ihr Schlafmittel"! sagte die Schwester.*

"Nein — danke". Ich warte, bis der Schlaf "fällt auf die Leute" (Sirach) und wenn ich bis zum Morgen warten muß. Ich werd' doch meinem Prinzip "nie ein Betäubungsmittel" nicht untreu werden!"

Ich gebe zu, oft eine "schwierige Patientin" gewesen zu sein, mit recht eigenwilligen Vorstellungen über "richtige Behandlung" und bedauere jeden Arzt, der mit mir zu tun hatte!

Mein Dr. Petersen schmunzelte, als er im Entlassungsbericht eines Kollegen las, daß er die "Antipathie der Patientin gegen allopathische Mittel" dafür verantwortlich mache, wenn sie noch nicht als "geheilt" entlassen werden konnte. Aber ich glaube, wenn ein Immanuel Kant unter den drei Dingen, die "der Himmel den Menschen als Gegengewicht zu den Mühseligkeiten des Lebens gegeben hat" neben Hoffnung und Lachen auch den Schlaf nennt, wird er damit nicht einen mit Schlafmittelchen und Beruhigungspillen fabrizierten Schlaf gemeint haben!

Unaufhaltsam wird Neues entdeckt und entwickelt, aber verkümmert nicht dabei die der Natur entfremdete Innenwelt?

In Asien weiß man noch davon. Die indischen Träger einer Forschungsexpedition rasteten nach angestrengtem Marsch und erklärten: "Wir müssen warten, bis unsere Seelen nachgekommen sind."

In alter Zeit gab es einen viel zitierten Vers:

"Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
wer nie die kummervollen Nächte
auf seinem Bette weinend saß,
der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"⁸⁹

⁸⁸ Kurt David: BRIEFE AN DEN LIEBEN GOTT (Berlin/DDR 1959) – Ein DDR-Buch? – Allerdings gab es auch ein Buch dieses Titels von Lewi Heidemann (Gütersloh 1935) (laut DNB).

⁸⁹ Von Goethe. Der Spruch geht weiter: *"Ihr führt ins Leben uns hinein, / Ihr lasst den Armen schuldig werden, / Dann überlasst ihr ihn der Pein; / Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."*

Diese "himmlischen Mächte" waren es wohl, die mich in der furchtbaren Nachkriegszeit nach meiner schweren Fehlgeburt 1918, als tage- und nächtelang der Schlaf "nicht fallen" wollte, bei kargem Nachtlicht Zettel über Zettel vollkritzeln ließ mit Gedankensplittern und Gedichten, von denen ich mich noch eines Nachsatzes erinnere:

"War ich mal krank?? — Seele sag an:
hast du was davon gespürt?
Gott hat mich auf einen hohen Berg
voll lauter Sonne geführt."

Also: nicht die Seele — nur der "Bruder Esel" hat vom Kranksein etwas gespürt — und der läßt sich ja "zügeln"!

Ein halbes Jahrhundert später: Meinem "Bruder Esel" ging es recht gut. Im März erlebten wir noch einmal einen Winter "kernfest und auf die Dauer":

5. März 1970

*Es schneit und schneit! Die Schneeberge rechts und links werden immer höher.
Autos müssen ausgebuddelt werden. Die Welt scheint stiller. Weniger Fahrerei,
weniger Menschen.*

*"Palmström lobt das schlechte Wetter sehr,
denn dann ist auf Erden viel mehr Ruhe.
Ganz von selbst beschränkt sich das Getue
und der Mensch geht würdiger umher."*

*Ganz stimmt's ja nicht mit dem würdevollen Einhergehen, es sei denn, daß Besen,
Schippe, Schaufel zu den Dingen gehören, die der "Würde" keinen Abbruch tun.
Bei der zu erwartenden Schneematsch-Sintflut überlegen wir uns, ob wir nicht
eine "Arche" bauen sollen, um zur Silberhochzeit von Bärbel und Wilm am 12. 3.
überhaupt zur Kirche kommen zu können!!*

Nach dem Ostereierverstecken am Kamin (!) sangen wir an Konnis Geburtstag:
"Und droht der Winter noch so sehr mit trotzigen Gebärden / und streut er Eis und
Schnee umher! Es muß doch Frühling werden!"
Weidenkätzchen — Schneeglöckchen — eine frohe Kaffeerunde mit Rüblitorte,
Königskuchen und lustiger Kindergesellschaft. Dazu schmetterte unser "Singerle".
Aber dann kam an Bärbels Geburtstag, sieben Tage später, ein Fall: Ich mußte mit
einem Schenkelhalsbruch ins Oskar-Helene-Heim!

"... tja, — — in dem Alter!" hörte ich immer wieder von den Ärzten mit bedauerndem Achselzucken, "daß doch nun nichts mehr zu machen sei!"

Dazu fiel mir noch ein, daß meine "Kräutertante" vor Jahren, meine Handlinien beguckend, gesagt hatte: "O, haben Sie aber ein langes Leben! Sie werden 93 Jahre alt!"

So alt war ich gerade. Wenn ich auch auf solcherlei Prophezeiungen gar nichts gebe und mit meinem alten lieben Gesangbuchvers sage:

"Er weiß vor aller Ewigkeit,
wieviel mir nützen würde,
bestimmte meine Lebenszeit —
mein Glück und meine Bürde!"

so schloß ich doch mein Leben ab und zwar bereitwillig, denn die Schmerzen der großen wundgelegenen Stelle am Steißbein waren schier unerträglich. Aber als Pfarrer Jänicke bei seinem Besuch so zuversichtlich sagte: "Die Heiterkeit in Ihren Augen haben Sie noch nicht verloren" — konnte ich mir vorstellen, daß mich das Leben hier unten vielleicht doch noch einmal anlächeln könnte, was es dann bei der unwahrscheinlichen Liebesbetreuung meiner Töchter auch tat.

Ist der immer wieder aufsteigende Wille zum Leben, diese vielgerühmte Lebenskraft nicht auch eine Gabe Gottes? Ist das zu irdisch gedacht — in dem Alter? Warum nur manche Ärzte alten Menschen gegenüber so wenig Zuversicht zeigen, mit Jahreszahlen rechnen statt mit den unzähligen Kräften der Natur? Alter ist doch keine Krankheit?! Nicht darauf kommt es an, wie alt man ist, sondern wie man alt ist, nicht darauf, dem Leben Jahre zu geben, sondern den Jahren Leben!

So ganz einfach war es allerdings nicht, sich nach acht Monaten hilfloser Ruhe und Abhängigkeit noch einmal in dasselbe tätige Leben zu stellen. Da brachte mir Liselotte einmal einen Zettel, und ich konnte nur sagen: "Genau, lieber Picasso, genau!" Er betrachtete sein Weiterleben nach einer Operation als eine "gestundete" Zeit: *"Jeder Tag, der heraufdämmt, ist ein Geschenk für mich, und so nehme ich ihn hin. Ich bin dankbar für ihn, und ich versuche nicht, über ihn hinauszusehen. Ich vergesse vollkommen mein körperliches Leiden und alles Unerquickliche, was meine gegenwärtige Verfassung mit sich bringt. Ich denke mehr an die Freude, die Sonne wieder aufgehen zu sehen und fähig zu sein, ein wenig zu arbeiten, selbst unter so schwierigen Bedingungen."* Und ich fügte hinzu: "Ich denke nicht nur, sondern ich danke!"



Zeichnung Albert Louis Ulrich Henschel (1834–1883)⁹⁰

Sonne und Mond

"Es liegt nicht an Sonne, Mond und Sternen — und nicht auf Lichter und Lampen kommt es an, sondern daß wir Augen haben, Gottes Herrlichkeit zu schauen." Selma Lagerlöf

Tagebuch vom 24. Juli 1969⁹¹

Schauen wir Gottes Herrlichkeit, wenn wir jetzt schwer bepackte Menschen auf dem Mond herumstapfen sehen?! — Ich denke an eine Sonnenfinsternis vor Jahren. Wir hatten uns Glasscherben angeschwärzt, um sie beobachten zu können.

⁹⁰ Aus der Sammlung *Aus A. Henschel's Skizzenbuch*. Seine Skizzen aus der Alltagswelt waren seinerzeit sehr populär, auch als Postkarten. Abbildung auch in der Originalausgabe, jedoch ohne Hinweis auf den Künstler.

⁹¹ Am 21. Juli 1969 hatten zwei amerikanische Astronauten den Mond betreten.

Keiner hat ein solches Ereignis wohl schöner beschrieben als Adalbert Stifter:

"Es gibt Dinge, die man fünfzig Jahre weiß, und im einundfünfzigsten erstaunt man über die Schwere und Furchtbarkeit ihres Inhalts. So ist es mir mit der totalen Sonnenfinsternis ergangen, welche wir in Wien am 8. Juli 1842 in den frühesten Morgenstunden bei dem günstigsten Himmel erlebten. Auf Erden wird es immer finsterer und finsterer, bis wieder am anderen Ende die Sonnensichel erscheint und wächst und das Licht auf Erden nach und nach wieder zum vollen Tage anschwillt — dies alles wußte ich im voraus, und zwar so gut, daß ich eine totale Sonnenfinsternis im voraus so treu beschreiben zu können vermeinte, als hätte ich sie bereits gesehen. Aber da sie nun wirklich eintraf ... da geschahen freilich ganz andere Dinge, an die ich weder wachend noch träumend gedacht hatte, und an die keiner denkt, der das Wunder nicht gesehen. Nie und nie in meinem ganzen Leben war ich so erschüttert, von Schauer und Erhabenheit so erschüttert wie in diesen zwei Minuten. Es war nicht anders, als hätte Gott auf einmal ein deutliches Wort gesprochen, und ich hätte es verstanden. Ich stieg von der Warte herab wie vor tausend und tausend Jahren etwa Moses von dem brennenden Berge herabgestiegen sein mochte, verwirrten und betäubten Herzens.

Es war ein so einfach Ding: ein Körper leuchtet einen anderen an, und dieser wirft einen Schatten auf einen dritten ... Vor tausendmal tausend Jahren hat Gott es so gemacht. Durch die Schrift seiner Sterne hat er versprochen, daß es kommen werde, unsere Väter haben diese Schrift entziffern gelernt und die Sekunde angesagt, in der es eintreffen müsse. Wir, die späten Enkel, richten unsere Augen und Sehrohre zu gedachter Sekunde gegen die Sonne, und siehe: es kommt. Der Verstand triumphiert schon, daß er ihm die Pracht und Einrichtung seines Himmels nachgerechnet und abgelernt hat, ... aber was wir nicht vorausgewußt, und was millionenmal mehr wert ist, als es der Verstand begreift oder vorausrechnen könnte: das Wort gab er ihm mit "Ich bin!" — nicht darum bin ich, weil diese Körper sind und diese Erscheinung, nein, sondern darum, weil es euch in diesem Moment euer Herz schauernd sagt, und weil dieses Herz sich doch trotz der Schauer als groß empfindet. Das Tier hat gefürchtet, der Mensch hat angebetet."⁹²

Und nun wieder mein Tagebuch:

Wollten wir statt des Wortes "frommer Schauer" das etwas nüchternere "Staunen" setzen (nach Calvin: "Der wandelt recht in Gottes Wort, der nicht aufhört zu staunen") — so ist das wohl dasselbe, was der Raumfahrer Irvin beim Anblick der im Sonnenlicht liegenden Mondapenninen fühlte, als er hingerissen das Psalmwort zitierte: "Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir

⁹² Stifter war Zeuge der totalen Sonnenfinsternis vom 11. August 1842 über Wien.

Hilfe kommt ... zu dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!" Also Ehrfurcht! Die heilige Ehrfurcht — der freudige Überschwang! Bei mir kam — nach der Sonnenfinsternis damals die Dankbarkeit dazu, daß es noch etwas gibt, was nicht durch Menschenintellekt und Menschenhände gelenkt, verhindert oder hervorgerufen werden kann — eine wortlose, eine eindringliche Predigt, dies: "Ich bin da! Siehst du mich hinter dem Geschehen?

Spürst du mich, nicht nur so — nein, tief drinnen in deiner Seele?" Ja —: wie denn? Bei der Mondfahrt heute ist doch aber das Geschehen durch Menschenintellekt und Menschenhände gelenkt und geworden! Ein Triumph des Forschergeistes und menschlicher Leistung! Aber die Ausweitung der äußeren Möglichkeiten ins Unendliche darf den Menschen ja nun nicht das Gleichgewicht zwischen außen und innen verlieren lassen.

Erinnern wir uns an die wundervolle Scene auf der Sternwarte in "Wilhelm Meisters Wanderjahre": Der Astronom läßt Wilhelm Meister den Jupiter durch ein Fernrohr betrachten. Aber der Schauende sagt: "Ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken soll, daß Sie mir das Gestirn so über alles Maß nähergerückt haben. Die schärfer gesehene Welt harmoniert nicht mit meinem Innern."

Ja, unser Forschergeist gewinnt den Weltraum, aber die politische Ordnung der Völkerwelt will kaum gelingen, und die Ordnung in den engsten menschlichen Bereichen der Familie und der Generationen, die im Goetheschen Sinne auf Ehrfurcht gegründet sein muß, scheint immer hoffnungsloser zu zerfallen. Was fehlt uns? Wernher von Braun meint: "... Ohne Unmündigkeit — Demut (die nach Jesus den Weisen und Klugen verborgen ist) werden alle Erkenntnisse letzten Endes stecken bleiben wie eh und je!" Der Schauer (nach Stifter) muß bleiben! Ihn zu verlieren — das ist die Gefahr! Also: Hoffentlich, hoffentlich wird all das Dämonische, das heutzutage so übermächtig in alles reinfunkt, sich nicht auch dieser Gefahr bemächtigen!

Hinter diesem Tagebucherguß steht: *Was fällt mir eigentlich ein? Will ich vielleicht eine wissenschaftliche Arbeit über Raumflüge schreiben?? Oder wozu habe ich mir dies alles, wie ich eben entdecke, aufgehoben und Auszüge gemacht?*

Sogar den Schluß des Romans "Der große Flug" von Nigel Balchin, dessen Sätze mir beachtlich erschienen: *"Mag man meinetwegen die Unendlichkeit zurechtschneiden, daß sie unserm Geist paßt— ich hoffe nur, sie wird nach einem intelligenten, und nicht bloß nach einem intelligenten Maß zurechtgemacht. Wenn wir Könige des Weltraums werden wollen, ist es mit einem Ingenieur-Diplom*

*nicht getan, sonst lacht uns der Weltraum vielleicht aus. Ich glaube fast die Stille dieses unendlichen Gelächters zu hören ...!"*⁹³

Als Abschluß habe ich eine Postkarte ins Tagebuch geklebt. Eine schöne Mondlandschaft — von einer Mutter mit drei Kindern betrachtet. "Guter Mond, du gehst so stille durch die Abendwolken hin ..."

Darunter schrieb ich: *"Dabei bleibt's ja doch!"*

Wie oft habe ich dieses alte Lied vor mich hingesungen, wenn ich in der Kriegszeit im Stockfinstern ging, damit ich nicht einen Entgegenkommenden anrampelte!

"Leuchte freundlich jedem Müden
in das stille Kämmerlein —
und dein Schimmer gieße Frieden
ins bedrängte Herz hinein."

Diesen "Schimmer von da oben" konnte ja keine "Verdunkelungs-Vorschrift auslöschen!

Ein junger und ein alter Staatsmann

Millionen haben mit Bewunderung und brennendem Interesse für den technischen Fortschritt Start und Landungen der ersten Weltraumflüge am Fernsehschirm miterlebt. Wie gewohnt saßen am Abend des 22. November 1963 wieder Millionen am Fernseher, um den Staatsbesuch Kennedys in Texas zu verfolgen. So wurden sie Zeugen, als — wie ein Blitz aus heiterem Himmel im politischen Weltgeschehen — die tödlichen Schüsse in Dallas fielen.

Am nächsten Abend schrieb ich ins Tagebuch:

Es sterben viele Menschen — jeden Tag, jede Stunde. Aber wenn der Tod so wie bei unserem — ja, unserem — Kennedy so grauenvoll plötzlich kommt, daß die ganze Welt den Atem anhält, dann ist das doch ein Anruf an die Menschheit.

Da fragt man "Warum?" — "Warum gerade der, der uns Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden bringen sollte?" — "Ich sehe den Sturm kommen", so hatte er am Anfang seiner Regierung einmal gesagt. "Und ich weiß, daß Gottes Hand darin ist. Wenn er einen Platz und eine Arbeit für mich hat, so glaube ich, bereit zu sein." So sagt nur ein Mann, der Gottes Hand sieht und sich unter sie stellt.

⁹³ Von dem noch immer lesenswerten Autor Nigel Balchin habe ich kein Buch dieses Titels gefunden. Gemeint ist vermutlich KÖNIGE DES WELTRAUMS (1969), original KINGS OF INFINITE SPACE (1967). Da dieses Buch gerade zur ersten Mondlandung in Westdeutschland erschien, wurde es vermutlich in den Medien rezensiert.

*Und da stehen nun Tausende bei der Trauerkundgebung vor dem Schöneberger Rathaus, da steht Berlins Jugend mit weit offenen Herzen, hören ergriffen Worte von Tod und Trauer, von Mut, Verstand und Fleiß, von Härte und Liebenswürdigkeit, von Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden — —
Und nicht ein kleinster Fingerzeig nach oben, kein Ewigkeitswort! Es sollte doch nicht allein der Kirche überlassen bleiben, angesichts des Todes von Gott und vom Leben des Geistes zu sprechen! Hier wurde eine Chance vertan!*

So hieß es auch in einer Leserstimme im "Tagesspiegel": "Ich war in der Trauerkundgebung vor dem Schöneberger Rathaus. Das angestrahlte Bild des Präsidenten — die Kerzen in den Fenstern — das Lied vom guten Kameraden — das Geläut der Freiheitsglocke — das Trompetensolo — vor allem, daß sich so viele Menschen in ehrlicher Trauer zusammengefunden hatten — all das war feierlich und erhebend. Nur eins hat gefehlt: man ist John F. Kennedy, von dem wir alle wissen, daß er ein tief gläubiger Christ war, etwas schuldig geblieben, nämlich ein gemeinsames Gebet! Warum schämt man sich in solcher Stunde der Gemeinsamkeit vor dem Wort Gott — Gebet?"

Einen Monat vorher hatte Adenauer sein Amt als Bundeskanzler niedergelegt.

Adenauer zum Abschied in Berlin zu Besuch!

Er sprach hoffnungsvoll von "baldiger Wiedervereinigung — so Gott will — wußte von keinen Konflikten mehr, zwischen Brandt und ihm. Übrigens sagte er: "wer keine Konflikte hat in der Politik — nun — der taugt nichts!" Alles im Senat lachte und klatschte dazu!

Ich muß an die von mir mit so wachem Herzen miterlebte "Ära Bismarck" denken! Auch jetzt ist es ein "eiserner Kanzler", der abtritt! — — Wer folgt?? Ich notiere ihn als den großen Menschen: Adenauer nahm alles, auch die beiden Entlassungen mit der ihm eigenen Gelassenheit auf: "Ich gehöre zu den Menschen, die keine Angst haben. Dat ist ein Gottesgeschenk!"

Dieses Zeitungszitat zeigt, daß "keine Angst haben" in Schicksalsschlägen und Entscheidungen ein Teil seines Lebenserfolges war. Er lebte aus und mit diesem Gottesgeschenk.

Adenauer — mein Jahrgang — hatte sich aus der aktiven Politik zurückgezogen und schrieb seine Memoiren.

Hoffentlich wird sich mein Interesse am weiteren Weltgeschehen nach und nach auch zurückziehen und auf aktives Einzelleben beschränken: "Soll ich noch leben — so leb' ich noch gern!"

Demonstrationen und Halali

Januar 1967

Daß an diesem Weihnachtsfest zur Christvesper ein dunkler Tannenbaum in unserer Annen-Kirche stand, nicht wie eh und je mit Lichtern besteckt, das mochte noch angehen, denn in Bethlehem damals brannten auch keine Lichter.

Aber die Begründung: "weil im vorigen Jahr in Neukölln etwas passiert ist!" Du meine Güte, muß darum bei uns in Dahlem auch etwas passieren? Gibt es kein Vertrauen mehr — kein Verständnis für die Kirchenbesucher, die ihre Weihnachtslieder unter dem Lichterbaum singen wollen? O — ihr Kleingläubigen Wir Alten hätten am liebsten demonstriert wie die Jungen! In der Frauenhilfe hatten sie mich alle gestupst: "Sprechen Sie doch — das ist doch heidnisch: Apfel statt Lichter!" — "Ich war so enttäuscht! Die ganze Adventszeit freue ich mich auf den Lichterbaum in der Kirche!" Also — "Reden Sie doch!" Tut doch selber den Mund aufs Ich habe mir meinen schon oft verbrannt! Was nützt unser Singen: "Christ, der Retter ist da?" — wenn man dem "Retter" nicht zu trauen vermag?!

Nun: unsere Demonstration nützte beim Gemeinde-Kirchenrat nicht die Bohne, und ich gehe fortan zur Christvesper in die Jesus Christus Kirche, wo noch Lichter am Baum leuchten.

20. April 1967

O — diese Studenten-Demonstrationen überall!

"Dämon-strationen" sagt man schon besser, denn dämonisch ist doch all diese Verwirrung jetzt wirklich! Niemand nämlich will sie: die Jugend will nur "ihre Meinung sagen", — die Polizei will "nur Ordnung halten" — der Senat will "nur den Schah beschützen" — — na und? dazu ein Toter!⁹⁴

Im Grunde verstehe ich euch so gut, Sabine und Konrad und die ganze Jugend — in eurem radikalen Drauflosgehen und dem kühl und sachlich bleiben und sich doch aussprechen wollen. Mit Konni läuft die Rederitis einfach weg, Sabine verschluckt ihre Erregung.

All das Revoltieren — Räsonnieren — Attackieren — Demonstrieren — würde man ja getrost akzeptieren, sich vielleicht sogar darüber amüsieren, wenn man

⁹⁴ Benno Paul Johann Ohnesorg (* 15. Oktober 1940 in Hannover; † 2. Juni 1967 in West-Berlin) war ein vielseitig kulturell und politisch interessierter Student, Pazifist und Mitglied einer evangelischen Studentengemeinde. Er war Teilnehmer an der Demonstration am 2. Juni 1967 in West-Berlin gegen den Staatsbesuch von Schah Mohammad Reza Pahlavi. Dabei tötete der West-Berliner Polizist Karl-Heinz Kurras den 26-Jährigen mit einem Pistolenschuß aus kurzer Distanz in den Hinterkopf.

die gegenseitigen Standpunkte mehr respektieren würde! Es darf ja nicht etwa ein Stagnieren kommen!

Was für eine Schaffenskraft zu ruhigem Korrigieren und Re-organisieren würde im Volk erwachen, wenn man es riskieren würde, sich auch mal zu blamieren! Nun, ich bin ja noch aus dem vorigen Jahrhundert — da brauche ich das alles nicht mehr zu kapieren, und sollte statt zu monieren lieber jubilieren, daß die Jugend versucht, alles, was sie nicht akzeptieren kann, besser zu formulieren! Möge ihr bei dem Wirrwarr jetzt nur nichts passieren! (Erna, Erna — jetzt aber schleunigst — wie Gärtner Möllenhoff sagen würde — "rückwärts avancieren!")

Deutschland — wo bist du?

Mai 1973

Nun laß doch bloß mal die Politik beiseite, Erna Saenger, geb. Wehr — von der du doch nichts verstehts — jetzt bei dem heißen Ringen um die Ratifizierung der Moskauer und Warschauer Verträge! Mach's wie Adenauer und schreib deine "Memoiren"! Nach Berliner Mundart soll man aber nicht nur — (passiv) "ein guter Bürger sein, sondern auch wirklich eener sint" — also: aktiv mitdenken!

Und als solch ein "Volksbürger" fragt man sich doch: warum wird denn eigentlich nicht das Volk zur Abstimmung gerufen, wenn es doch heißt: "Volkes-Stimme ist Gottes Stimme?" — O — wenn es doch mehr Zusammenhalt (Solidarität) gäbe statt des sturen Parteistreits, in dem ja doch nur einer den anderen mit Vorwürfen bewirft.

Die Zeit ist im Wandel — das muß man sehen, ohne gleich als "links" abgestempelt zu werden, aber in jedem Wandel einer Geschichtsepoche ist ein Festhalten an Rechtslinien und Grundwahrheiten notwendig: das muß man auch sehen, ohne dafür gleich als "rechts" verketzert zu werden.

Nur kein Schielen nach rechts und links! "Geradeaus ist der beste Renner!" heißt es doch.

Dann sähe man klarer die Gefahr des "Grünes-Lichtgeben" für all die ... ismusse — Kommunismus — Sozialismus — Terrorismus — die Deutschland noch nie Glück gebracht haben, aber der Wunschtraum von Sowjet-Rußland geblieben sind.

Wie unterscheidet sich eigentlich die Diktatur der DDR von der Hitlers?! Die Jugendfestspiele jetzt in der DDR mit der international überzuckerten Atmosphäre

von "Einigkeit" und "freiem Austausch"! Ist doch blendendes Täuschungsmanöver: Ost-Berlin soll unter allen Umständen als "Hauptstadt" herausgestellt werden.

23. Oktober 1973

Also: zwei deutsche Staaten in der UNO! Ist das ein Fortschritt? Ich sehe ein Ende! Ende von einem Deutschland, wie es schon ein Ende von Preußen gab. Es gab zwar auch ein Ost- und ein Westpreußen. Aber die Trennung von Ost und West wurde nie so herausgestellt, wie es Winzer aus der DDR wieder und wieder tut! Im Augenblick mag die "Ostpolitik" entspannend sein. Ich kann mir aber nicht helfen und sag's nur ganz heimlich meinem Tagebuch: Darf denn lächelndes Kopfnicken und Nachgeben all die Argumente übertönen, die eisern festgehalten werden müssen, um nicht Stück für Stück von einem Deutschland herzugeben, das — wie doch jedes Land ringsum — eine Nationalität bewahren will — und darf? (Siehe Polen, das sein "Daran festgehaltenhaben" jetzt "genießt"!)

Heute, wo zwei Staaten und zwei Gesellschaftssysteme "Realität" geworden sind und gemeinsame Aufgaben ins Europäische greifen, ist doch wohl das, wofür wir uns im Grundgesetz entschieden haben, immer noch dasselbe — oder etwa nicht! Gewissensfreiheit — Redefreiheit — Versammlungsfreiheit — Freizügigkeit!

Wer 1919 das Unterschreiben des Versailler Vertrages erlebt hat — mitsamt seinen Folgen — der kann sich einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren bei den Unterschriften unter die Moskauer und Warschauer Verträge und unter das Berlin-Abkommen!

Sehe ich das zu sehr mit der Brille aus dem vorigen Jahrhundert? Ein verschlafenes Deutschland hat es vor dem ersten Weltkrieg gegeben, ein in Trance irre-laufendes im zweiten. Ob mit der Regierung Brandt-Scheel ein dritter Sturz in den Abgrund vermieden werden kann — das muß nun die Weltgeschichte erweisen. Das Wort "Friede" im Mund nützt da wohl gar nichts, und ebenso wenig Breschnews verführerisches "Seid umschlungen Millionen — einen Kuß der ganzen Welt!"

Hier gelüstet es mich eigentlich, das Lutherwort zu schreiben: "Wenn ich hinter mich blicke, dann kann ich nur staunen, welch ein mächtiger Geist der Teufel ist, daß er so viel gelehrte Leute mit solcher faustdicken Blindheit schlagen konnte!"

September 1974

Kann man jetzt wirklich mal wieder nach Potsdam? Meine letzte Erinnerung ist die "Weihe" des 3. Reiches bei Hitlers Machtergreifung in der Garnisonskirche. Generalsuperintendent Dibelius sprach, und Hindenburg und Hitler legten am Grab Friedrichs des Großen einen Kranz nieder. (Propaganda?) Probst Grüber hatte vorher zu seinen Angestellten gesagt:

"Diese Veranstaltung — auch wenn sie mit kirchlichem Segen vollzogen wird — halte ich für einen großen Volksbetrug. Ich kann Sie nicht hindern, teilzunehmen. Aber: Urlaub gebe ich dafür nicht!" ⁹⁵

⁹⁵ Der Pastor (in Berlin-Kaulsdorf) Heinrich Grüber (1891–1975) wandte sich im Laufe des Jahres 1933 gegen die nun offen erkennbare nationalsozialistische Diktatur und schloß sich dem Pfarrernotbund an, nicht zuletzt, da der Arierparagraph auch Christen jüdischer Herkunft betraf. Er baute in Kaulsdorf eine Bekenntnisgemeinde auf. Er war eng befreundet mit Martin Niemöller. 1936 wählte die Calvinistische Gemeinde in Berlin lebender Niederländer Grüber zu ihrem Pastor, was er bis zu seiner Verhaftung 1940 blieb. 1937 wurde Grüber erstmals von der Gestapo verhaftet. Seit Mitte der 1930er Jahre war Heinrich Grüber in seiner Eigenschaft als Seelsorger der niederländischen evangelischen Christen in Berlin immer wieder um Hilfe bei der Auswanderung gebeten worden. So wurde ihm die Not vor allem der Christen jüdischer Herkunft deutlich, für die er sich sowohl bei den Behörden als auch in der eigenen Kirche einsetzte. Die offiziellen evangelischen Landeskirchen versagten ihren als Juden verfolgten Mitgliedern fast jede Hilfe. Aber erst 1938 gelang es, das "Büro Pfarrer Grüber" – wie es zunächst nur die Gestapo nannte – einzurichten. In der staatlichen Anerkennung als Organisation zur Förderung der Auswanderung der als Juden verfolgten Deutschen erscheint das Büro unter dem Namen "Hilfsstelle für nichtarische Christen". In der Nacht des Novemberpogroms vom 9. auf den 10. November 1938 flohen Männer vor drohender Verhaftung auch zu den Grübers ins Pfarrhaus in Kaulsdorf. Er organisierte ihre Verstecke in Lauben der Kleingartenkolonien im Pfarrgebiet. Zentrale Aufgabe des "Büro Grüber" wurde die Beschaffung von Visa für Christen mit jüdischer Herkunft, die festgenommen worden waren und nur dann freigelassen wurden, wenn sie Deutschland umgehend verließen. Um 1939 protestierte Grüber bei NS-Dienststellen gegen Deportationen. Am 22./23. Oktober 1940 deportierten NS-Schergen – im Rahmen der Wagner-Bürckel-Aktion – 6500 Personen aus Baden und der Pfalz nach Gurs, Frankreich. Grüber besorgte sich mit Hilfe von Dietrich Bonhoeffers Schwager Hans von Dohnanyi von der Abwehr einen Reisepass, um die Deportierten im Camp de Gurs aufzusuchen. Die Gestapo verhaftete Grüber am 19. Dezember vor seiner Abreise. Vor allem durch Grübers unentwegten Einsatz konnten zwischen 1938 und 1940 wahrscheinlich 1138 zum Christentum konvertierte Juden und deren Ehegatten oder Nachkommen auswandern. Auf Befehl Heydrichs wurde Grüber am 19. Dezember 1940 verhaftet und zwei Tage später ins KZ Sachsenhausen verschleppt. Von 1941 bis 1943 war Grüber Häftling im KZ Dachau mit der Nr. 27832. Bei einer Razzia wurde Grüber durch zwei Wärter so lange geschlagen, bis er alle Zähne verlor. In Dachau erlitt er mehrere Herzinfarkte und wurde am 23. Juni 1943 freigelassen. Grüber übernahm unter strengen Auflagen wieder seine Pfarrstelle in Kaulsdorf. Er berichtete in geschlossenen Veranstaltungen der Bekennenden Kirche im Kirchenkreis Berlin Land I ihren Anhängern von seinen Erfahrungen in den Konzentrationslagern. Am 22. April 1945 sammelte Grüber Unerschrockene um sich, um der einmarschierenden Roten Armee mit weißen Fahnen entgegenzugehen, in der Hoffnung, Blutvergießen verhindern zu können. – Während der massenhaften Vergewaltigungen durch sowjetische Soldaten in den Wochen und Monaten nach dem Krieg half Grüber, Frauen und Mädchen vor den Soldaten zu verstecken. Grüber sprach bei dem sowjetischen Stadtkommandanten Bersarin vor. Nach einer kurzen Amtszeit als Kaulsdorfer Bürgermeister, seit 1945 Teil des sowjetischen Sektors von Berlin, berief ihn am 18. Mai 1945 der von den Sowjets eingesetzte provisorische Magistrat der Stadt Berlin zum stellvertretenden Leiter des Beirats für Kirchenfragen. Grüber eröffnete wieder sein Büro, jetzt um den Überlebenden der Shoah, den heimkehrenden Deportierten, den in die Öffentlichkeit zurückgekehrten Untergetauchten und den befreiten Ex-Diskriminierten zu helfen. Grüber gehörte jetzt als Probst zur Kirchenverwaltung und zu den Gründungsmitgliedern der CDU. 1949 fand Grübers Büro, das mittlerweile offiziell den Namen Evangelische Hilfsstelle für ehemals Rasseverfolgte führte, geeignete Räume in der Waltraudstraße 4a in Zehlendorf, Berlin (West). Die Grübers zogen im gleichen Jahr nach Dahlem. Grüber pendelte seither morgens zur Arbeit ins Gemeindehaus der Marienkirche in der Bischofstraße. 1957 wandelte Grüber die Hilfsstelle in eine Stiftung um, die seither ihre baulichen Einrichtungen und Heimangebote ausgeweitet hat, um dem steigenden Bedarf an Wohnheimplätzen, Fürsorge und Pflege von oft auch verarmten ehemals Verfolgten entsprechen zu können. – Durch eine politische Predigt 1953 fiel Grüber nachteilig auf, sodaß nach dem Tode des ersten Leiters der DDR-CDU Otto Nuschke 1957 seine politische Stellung wieder einmal gefährdet wurde, bevor die DDR-Regierung ihn im Mai 1958 endgültig fallen ließ. Nach dem Mauerbau 1961 ließen die DDR-Machthaber Grüber nicht mehr einreisen, so daß er seine Aufgabe als Propst nicht mehr erfüllen konnte. (In der ersten DDR-Ausgabe des TAGEBUCHS DER ANNE FRANK, 1957, befindet sich ein Nachwort von Heinrich Grüber, auf Seite 307-309. In der 4. Auflage 1961 fehlt dieses Nachwort.) →

Für Deutsche, besonders für Preußen, ist der Name "Potsdam" mit der höchsten Höhe und mit der tiefsten Erniedrigung unseres Volkes verknüpft. So zu denken ist nicht nationalistisch sondern einfach — Vaterlandsliebe, meine ich. Schwer wurde es ja auch Bundeskanzler Brandt, bei der UNO in Amerika bekennen zu müssen, daß er nicht das geeinte Deutschland vertreten kann.

Alte und neue Zeit begegnen sich

Eigenartig ist es, einst Miterlebtes jetzt im Fernsehen mit Kindern und Kindeskindern wiederzusehen:

"Der Hauptmann von Köpenick"!

Es war 1906. Mein junger Mann war auch gerade Hauptmann der Reserve. Da ging durch alle Zeitungen die schier unglaubliche Geschichte von dem 57jährigen Schuhmacher Wilhelm Voigt, der aus Langeweile in einer Haftzeit ein Offiziersreglement gelesen hatte.

Als er nach seiner Entlassung weder Arbeit noch Unterkunft fand, kam ihm ein Gedanke: er erstand bei einem Trödler eine Hauptmanns-Uniform und konnte nun befehlen statt betteln. Einen Trupp von zwölf vorüberziehenden Grenadiern stellte er unter sein Kommando, führte sie zum Rathaus Köpenick, überrumpelte und verhaftete den Bürgermeister und beschlagnahmte die Staatskasse.

Selbst Kaiser Wilhelm II. soll über dieses Husarenstück gelacht haben, als er das Gnadengesuch, von einer Bestrafung abzusehen, unterschrieb.

Ja, damals gab es noch Humor im Staat!

Im Westen Berlins und auf seinen zahlreichen Reisen setzte er sich weiter für die christlich-jüdische Verständigung ein. Er predigte gegen den Rüstungswettlauf und den Kalten Krieg samt seiner atomaren Bedrohung. Grüber war Gründungs- und Kuratoriumsmitglied der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Berlin e. V. Beim Eichmann-Prozess 1961 sagte er als einziger Nicht-Jude öffentlich gegen den Angeklagten aus.

Auf der anderen Seite: Grüber lehnte eine Gedenkstätte am Ort der "Wannseekonferenzen" ab. Bei Wikipedia heißt es dazu: Grüber bediente sich dabei antisemitischer Vorurteile. Er warf beispielsweise dem für sein Projekt um Spenden werbenden Wulf Geschäftstüchtigkeit vor und transportierte das Klischee, die Einwanderung galizischer Juden – Wulf war in Krakau groß geworden – habe seinerzeit zum Anwachsen des Antisemitismus in Deutschland beigetragen, sei also von Juden mit zu verantworten. In einem Interview, das Grüber Anfang 1939 einem niederländischen Pressebüro gab, heißt es: "Die meisten Juden, die in Deutschland gewohnt haben, waren wurzellos. Sie verrichteten meistens keine produktive Arbeit, aber sie machten Geschäfte. [...] Diese Juden waren es, die in der Zeit von 1919 bis 1932 Deutschland in finanzieller, ökonomischer, politischer, kultureller und journalistischer Hinsicht beherrschten. Dies war in der Tat eine jüdische Vorherrschaft. Die Reaktion hierauf war der Antisemitismus." Noch 1961 sagte er in einem Interview, der Kampf gegen den Antisemitismus sei dadurch erschwert, daß Juden und Jüdinnen bereits wieder starken Einfluß in Banken und der Presse hätten und Bordelle und Nachtclubs betrieben. (Alles vorrangig nach Wikipedia; Abruf 14.10.23, 10:15)

Auch *"Das Geheimnis der alten Mamsell"*, den einst so verpönten Roman von der Marlitt, haben wir uns angesehen. Da mußte ich ganz erschrocken ausrufen: "Kinderleuts — das durften wir ja in unserer Jugend nicht einmal lesen!" — "So mußt du also erst fast 100 Jahre alt geworden sein," platzten die Töchter los, "jetzt darfst du es sogar sehen!"⁹⁶ Ich glaube, selbst Mutter, die so kultivierte, würde die Romane der Courths-Mahler und der Marlitt jetzt nicht so verurteilen, wie sie es damals tat, sondern sie im Vergleich zu vielem anderen, was uns jetzt zugemutet wird, als für durchaus "anständig" ansehen.

Allerdings, daß diese Romane jetzt als "unsterblich" gepriesen werden — ist das nicht eine Verirrung der nostalgischen Welle? Ich frage mich ganz leise: sind wir mit diesem Begriff höher gekommen oder gar in die Tiefe gerutscht?

4. Juni 1971

Gerhard Hauptmanns "Die Weber" im Fernsehen! Um die Jahrhundertwende hatte es die Gemüter erregt und Kaiser Wilhelm hatte die Aufführung verboten als "Gefahr für das Volk", aus Angst vor Volksaufstand! Heute sah ich es mir von A bis Z an, fasziniert durch Worte und Gesten, die dem damaligen Zeitgeist entsprechen. Irre ich mich, wenn ich neben dem — damals wohl sehr berechtigten Demonstrieren gegen die wirtschaftliche Not der Weber — doch eine Tiefe der Lebensanschauung fand, die wir jetzt weithin verloren haben? Doch aber letzten Endes wieder suchen?

1. September 1972

Eigentlich macht's Spaß, so alt zu werden! Immer wieder erlebt man Wiedersehen und Wiederhören fast hundert Jahre alten Geschehens. Sang da doch gestern Anneliese Rothenberger im Fernsehen das alte, für uns damals schon alte Lied:

*"Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
daß ich so traurig bin?
Ein Märchen aus uralten Zeiten,
das kommt mir nicht aus dem Sinn."*

Es klang gar nicht so "schmalzig", wie wir es als Kinder abzuurteilen liebten und wohl auch sangen.

Und Opernsänger Schock, idyllisch mit seiner Familie am Bach auf sonniger Wiese lagernd, sang stimmungsvoll:

"Im schönsten Wiesengrunde steht meiner Heimat Haus ... dich mein stilles Tal, grüß ich tausendmal ... "

Ja, ich grüße dich! Ich — aus dem vorigen Jahrhundert!

⁹⁶ <https://youtu.be/8WOznR8n428?si=fDm8mWwbPy63kIcn>

21. Dezember 1972

Lebendig bin ich noch — ja, aber nun muß ich mich doch wahrhaftig totlachen! Hildegard rief eben an, ob ich nicht noch einen Puppenstuben-Papa (!) hätte — für Margits Puppenstube! Puppen, ja, die Käthe-Kruse-Puppe, das kostbare Lederbalg, ist sogar noch da, aber Puppenstuben-Puppen — nee — die sind schon längst in eine andere Urenkel-Puppenstube ausgewandert!

Aber Großmutter — du hebst doch sonst so allerhand auf! Ja, hätte ich nur! Nicht gerade 'nen Puppenstuben-Papa, aber z. B. die alten Bierseidel mit Deckel, nach denen die Amerikaner so her waren — bauchige Kannen, alte Krüge, Zinnsachen, Schmiedeeisen: all so etwas ist ja jetzt wieder "modern", goldwert und begehrt! Geduld — Geduld — einmal kommt alles wieder! Ich feiere jetzt schon oft frohes Wiedersehen mit meiner "alten Zeit": Federhüte, Boas, Puffärmel, Locken, Bärte, Schaukelstuhl — (unserer stammt noch aus Kensau!) Die alte Kuckucks-Uhr von Tante Martha hängt noch als gemütlicher Bote aus alter Zeit in unserem Fernsehzimmer. Denn "um des Lichts gesell'ge Flamme" sammeln sich auch heute noch gern die Hausbewohner, wenn auch nicht mit Strümpfstopfen, Wäsche flicken und Häkelei, sondern ganz keck mit den — damals so arg verpönten — verschränkten Annen.

In politischen Krisenzeiten ist das Fernsehen gar nicht so übel: man bleibt im Bilde! Aber sonst —! Potz Blitz, was braucht es für eine Standhaftigkeit, wenn man solch einen "Götzen" im Hause hat, der immer stärker sein will als das eigene Denken, der Spielen, Raten und dergleichen lahm legt! Bleibt nur die Gemeinsamkeit bei guten und belehrenden Sendungen, dazu Bärbels und Wilms Freude, wenn ein hörender "Kommentator" mit ihnen in die Mattscheibe starrt.

15. November 1973

Prinzessin Annes Hochzeit im Fernsehen! Wenn man diesen Prunk sieht — muß man ihn nicht eigentlich heute, wo so viel Hunger auf der Welt ist, als unzeitgemäß verurteilen? Wie kommt es nur, daß man nicht umhin kann, so etwas wie Achtung vor Altehrwürdigem zu spüren? Zeit an sich ist weder veraltet noch modern, weder gut noch schlecht. Der Begriff Zeit hat etwas Zeitloses an sich.

Der alte Salomo schreibt uns eine ganze Seite über den einen Satz: "Alles hat seine Zeit..."

Jede Zeit hat etwas Abgerundetes und Fertiges. Und wenn in einer Monarchie mit allem Drum und Dran etwas Urwüchsiges aus alter Zeit erhalten blieb: das eben ist ehrwürdig.

Meiner Weisheit letzter Schluß

So — nun mach' aber mal 'nen Punkt, liebe Erna! Der durch den Bürstenmann heraufbeschworene Zeitgeist mahnt, daß auch die Schreiberei ihre Zeit hat, — und die sei jetzt abgelaufen.

Herr Orth, mein treuer Berater, fragte, ob ich schon einen Lektor hätte! Hilf Himmel — was kommt da auf mich zu!!

Wenn Albrecht Dürers Wort stimmt, daß man "für die Kraft des Geistes lebt und alles übrige dem Tod verfallen ist" — dann müßte man ja wirklich vieles im Weltgeschehen — und erst recht all diese vollgetippten Seiten — als absolut unwichtig verfallen lassen, und nur der Kraft des Geistes leben.

Aber —: Moment mal: in der Schöpfungsgeschichte steht zwar: "Der Geist Gottes schwebte über den Wassern —", aber nicht: "lebt der Kraft des Geistes" — sondern: "machtet euch die Erde untertan." Das hörten die ersten Menschen als Auftrag zur Forschung und Weiterentwicklung.

Auch heute stürzt sich unsere fortschrittsfreudige Welt geradezu auf diesen Auftrag. Auf allen Gebieten — Physik, Chemie, Biologie, Psychologie — macht Wissenschaft und Technik sich die Erde untertan und vollbringt Leistungen, die ans Wunderbare grenzen. Man gibt schon zu, an die Grenzen des Machbaren und Errechenbaren zu stoßen und sieht, daß mit den Gütern der Erde Raubbau getrieben wird.

Im Garten Eden gab es zwei Bäume: neben dem Baum der Erkenntnis, von dem die Schlange Adam und Eva das "Klugsein wie Gott" versprochen hat, stand auch der Baum des Lebens.

"Du hast ihn (den Menschen) wenig niedriger gemacht als Gott" singt David im 8. Psalm: "Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!"

Wernher von Braun, der bekannte Weltraumforscher sieht es so: *"Ich möchte den Schöpfer und seine Schöpfung als eine Einheit betrachten können. Für mich sind Wissenschaft und Religion gleichsam zwei Fenster eines Hauses, durch die wir auf die Wirklichkeit des Schöpfers und die in einer Schöpfung manifestierten Gesetze hinausblicken. Solange wir durch diese zwei Fenster zwei verschiedene Bilder sehen, deren Bedeutung wir nicht miteinander in Übereinstimmung bringen können, solange müssen wir bemüht bleiben, durch Verbindung der wissenschaftlichen und religiösen Erkenntnisse ein vollkommeneres, harmonischeres, besser integriertes Gesamtbild der "letzten Realität" zu erhalten.*

Wenn wir dieses noch nicht können, so ist menschliche Unzulänglichkeit, sicherlich aber nicht Gott dafür verantwortlich zu machen... Wir Heutigen müssen uns bemühen, uns vor unserem erdgebundenen Provinzialismus zu befreien und Gott als den Herrn einer weit größeren Welt als unserer kleinen Erde anerkennen."

Diesen Zusammenhang haben die Menschen wohl früher besser verstanden. Sie gaben dem, der den Auftrag gab — Gott — die Ehre.

Heute erinnert man sich zwar noch an die gute Schöpfung im Anfang, aber man lebt in Angst vor einem bösen Ende.

Warum Angst?

Dürfen wir uns nicht all des Geschaffenen freuen und auch uns dafür loben?

Warum nicht?

Aber zum Loben gehörte für die Alten auch Dank und Anbetung. Anbeten — wen denn?

Wer das nicht mehr weiß, lebt in Angst — resigniert. Fernsehen und Presse melden in lautstarken Tönen von allem, was die Menschheit erreicht hat, sie aber ebenso bedroht. Ohne Vertrauen auf den Schöpfer, ohne Hoffnung verhallt all unser Loben und Preisen.

"Das Tier fürchtet, der Mensch betet an", sagte Stifter im Schauer der Erkenntnis des Unbegreiflichen in der Natur. Die ganze Wahrheit liegt ja doch erst jenseits unseres Fassungsvermögens.

Das, was wir so leichthin "Segen" nennen, hat ein sehr schweres Gewicht für unsere Lebenszeit.

Ich habe die Flügel meines Schutzengels nicht rauschen hören, habe sie auch nicht auf ihre Zusammensetzung hin untersuchen wollen. Aber sie waren mir erlebte Wirklichkeiten, Ahnung von einer Allmacht, mit der ich unbedingt rechnen — ja "rechnen" durfte. Ich bin so töricht zu glauben, daß sich in zehn, zwanzig Jahren ein Tor für das "Begreifen" jenseitiger Gewalten und Verborgenheiten zu "seiner Zeit" ganz von selbst wieder öffnet.

Ob man sich dann an den Kopf fassen und feststellen wird, daß man sich in dem hektischen Tempo unserer Zeit vergaloppiert und eine kleine, aber wesentliche Wichtigkeit überrannt hat?



Warum mußte ich eigentlich von jeher so viel schreiben? Ich weiß es nicht!

Ich schrieb im Zimmer und draußen, am Tisch und auf den Knien, auf Baumstümpfen und im Wartesaal, in Bahnen, Luftschutzkellern und Vortragspausen, bei Tage und des Nachts. Ein weißes Stück Papier, in das alles ungestört hineinfließen kann: von eh und je hat mich das angezogen — berauscht — bezwungen.

Ich schrieb Briefe — Tagebuch — Gedichte — Erlebnisse und Phantasiegeschichten — Stimmungsbilder und Gedanken über Gesundheit, Natur und Charaktere, — Lustiges und Trauriges — wie es sich gerade bot. Es schriftstellerisch auszunutzen —: dazu war mir die Zeit zu schade und der Inhalt zu nichtig. Ich schrieb und schrieb aus reiner Lust am Schreiben und Gestalten. Und unterdes gestaltete das große Etwas mein Leben.

Das einfältige Landmädels von einst, mit dem begeisterten Blick auf den stillen, glitzernden See, auf die Dorfstraße mit dem Storchennest auf Krämers Dach hätte

ein Preisgeben des Geschriebenen, den "Gang Gottes" durch ein winziges Stückel Menschenleben voller Schwächen und Fehlern als völlig unnatürlich und abwegig abgetan. Schon gegen das öffentliche Vorlesen einer erdachten Kindergeschichte im Pestalozzi-Fröbel-Haus hatte ich mich so empört gewehrt, daß Frau Richter es als "Unterschlagung einer Gottesgabe" gebrandmarkt hatte. Und als ich einmal ein Honorar von ein paar Mark für ein "Eingesandt" kassieren mußte, fand ich es entwürdigend, ein Geisteserzeugnis zu verkaufen.

Die alte Weisheit, daß jede Arbeit durch das geweiht wird, was unbezahlbar an ihr ist, galt mir erst recht für Geisteserzeugnisse: Sie preisgeben?! Nein!

Warum tue ich es nun doch?!

Am Ende meines Lebens wäre es eine Verleugnung, wenn ich das geliebte "Etwas", das mir das Leben schön und reich gemacht hat, dem ich mich bedingungslos anvertraute, undankbar in die Schublade verbannen würde. Also — raus damit als mein "geistiges Testament", das zu schreiben Kinder und Kindeskinde mich immer wieder angetrieben und mir dabei geholfen haben! Auch ihnen gegenüber darf ich es nicht undankbar verschließen — gehört doch jeder Einzelne mit zum Reichtum meines langen Lebens.

Unser Deutschlehrer gab uns Schülerinnen für Aufsätze den Rat: "Machen Sie keinen Anfang — fangen Sie einfach an!"

So will ich jetzt auch keinen "Schluß machen", sondern einfach schließen mit einigen früheren Poesie-Ergüssen:

Wie ich es hier beschrieb, so war es alle Tage.
Wie es dann weiterging, kam nie in Frage!
Denn immer schöpften wir aus vollen Lebenstiefen,
wo die Quellen sprangen, wo die Geister riefen,
wo das liebe All uns heiß umarmte,
und man flink und froh sich jeder Not erbarmte.
Wo ein Geist von oben uns're Hand beseelte,
und es deshalb nie an nöt'ger Liebe fehlte!
Wo die unbeirrte Zuversicht ans Leben
frohen Mut für jeden Tag gegeben!

Für die zweite Lebenshälfte erinnere ich an den "silbernen Faden", der sich vom Urahn Daniel bis heute durch mein Leben zog: an das "Dennoch":

Klagen die Menschen, wie trübe die Zeiten —
Hör nicht drauf! — Frohgläubig weiter schreiten!
Freu du dich dennoch!

Heißt es: auf niemand kann man mehr bauen —
Glaub's nicht! — Es ist ein groß' Ding um Vertrauen!
Du traue dennoch!

Steht man verzagend vor trübem Geschehen —
Warte nur! — Suche den Sinn zu verstehen!
Gedulde dich dennoch!

Und ist dir dein letztes Stündlein beschieden —
Zage nicht! -- Jauchze, und rufe voll Frieden:
Ich lebe dennoch!



Nachwort 2023

"Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist."
(Matthäus 22, 21)

"Was beten wir denn nun? " fragen die Kinder. Ja, Sieg, Frieden, Kaiser — es paßt ja alles nicht mehr.

"Alter ist doch keine Krankheit?! Nicht darauf kommt es an, wie alt man ist, sondern wie man alt ist, nicht darauf, dem Leben Jahre zu geben, sondern den Jahren Leben!"

Erna Wehr, geboren im September 1876 in Kensau (Westpreußen)⁹⁷, gestorben im November 1978 in Berlin, stammte aus einer großbürgerlichen Gutsherrenfamilie. Bestimmend für ihr Leben war ihr alltäglich gelebtes Christentum sowie ihr Engagement für Kindererziehung und Sozialarbeit: "Alles in mir drängte zu sozialer Tätigkeit." So absolvierte sie ab 1896 eine Berufsausbildung im Pestalozzi-Fröbel-Haus (P.F.H.) in Berlin, einer der ersten Ausbildungsstätten für das damals neue Berufsbild Sozialarbeit. Bereits zuvor hatte sie in Kensau mit der Schwester Gustel (als "Gnädige Fräuleins") die deutschen, polnischen und kaschubischen Vorschulkinder des Dorfes in einer christlichen "Sonntagsschule" unterrichtet und die Bevölkerung als ehrenamtliche Gemeindeschwester unterstützt – teilweise zum Mißvergnügen mancher Erwachsener. Ihre neuen Qualifikationen nutzte sie zur Organisation einer dörflichen "Arbeitsschule" mit Hausaufgabenbetreuung und Spielen sowie weiterhin bei der Unterstützung der erwachsenen Landbevölkerung.

⁹⁷ Kurfürst Friedrich III. erhob das 1657 souverän gewordene Herzogtum zum Königreich Preußen, als er sich in dessen Hauptstadt Königsberg 1701 zum preußischen König Friedrich I. krönte. Als gemeinsamer Name für alle hohenzollerschen inner- und außerhalb des Heiligen Römischen Reiches (HRR) liegenden Länder bürgerte sich später die Kurzform Preußen ein. Als Preußen 1772 das westlich anschließende Polnisch-Preußen unter der Bezeichnung Westpreußen annektiert hatte, ordnete König Friedrich II. für den nordöstlichen Landesteil 1773 den Provinz-Namen Ostpreußen. (WP)

Durch ihre Ehe mit dem preußischen Staatsbeamten Konrad Saenger (einem Vetter) lebte sie ab 1911 in Berlin in bildungsbürgerlichen Verhältnissen. Im Mittelpunkt ihres Lebens stand von nun an die Familie, mit 6 überlebenden Kindern (ein Kind starb im Säuglingsalter, dazu kamen 2 Fehlgeburten) und der umfangreichen Verwandtschaft, darunter drei Geschwister, die weiterhin in Westpreußen ansässig blieben und zu denen reger Kontakt bestand.

An ihren Lebenserinnerungen schrieb Erna Saenger mindestens seit 1970⁹⁸. Kern des Buches waren Auszüge aus ihrem (lebenslang geführten) Tagebuch. Sie wurden von der Autorin organisch eingebunden in die direkt für das Erinnerungsbuch verfaßten Passagen. Für diese Neuausgabe (50 Jahre später) wurden allzu privat-familiäre Absätze und weitschweifige Assoziationen (auch einige Gedicht- und Liedzitate) gestrichen, einige der Abbildungen wurden weggelassen.

Dieses Buch ist ein Dokument der bürgerlichen Gesellschaft jener Zeit: zur Situation der Gutsherrschaft in Westpreußen und zugleich zum Lebensgefühl preußischer Staatsbeamten und etablierter Akademiker in Berlin. Deutlich wird eine wie selbstverständliche Amalgamierung von preußischem Nationalismus (einschließlich des Glaubens an "das Urdeutsche") und christlichem Ethos mit Momenten der nazistischen Ideologie. So ist das Buch ideologiegeschichtlich möglicherweise repräsentativ für die entsprechende Schicht von Großbürgern, Beamten und Adligen in Deutschland (vom Kaiserreich über die Weimarer Republik, im Nationalsozialismus sowie dann noch einmal aufflammend in den ersten Jahrzehnten der BRD).

Das Einzigartige liegt in der bis ins hundertste Lebensjahr ungebrochenen vitalen Reflexionsfähigkeit der Autorin, in die ihre lebenslang geführten Tagebücher einbezogen werden. Es entsteht ein seltenes Gleichgewicht der reflexiven Präsenz ihrer Lebenserfahrung, dies nicht als nostalgisch orientierte Rückschau, vielmehr nimmt die Autorin damalige Blickwinkel, Erfahrungen, Einschätzungen mit in die Gegenwart, konfrontiert heutige soziale, gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten mit ihnen und lädt ihre Leser*innen ausdrücklich zum Mitdenken ein. Dabei gelingt ihr ein "beidäugiges Sehen", aus dem wir viel lernen können. Dies wäre kaum möglich ohne eine ungebrochene Lebenszugewandtheit, die bei ihr viel mit ihrer Beheimatung im christlichen Glauben zu tun hat, aber auch in der Verbundenheit mit der Familie liegt.

⁹⁸ Entsprechende Anmerkung im Original S. 28 und 322.

Kostbare Zeitzeugin ist sie auch, weil sie (subjektiv, mit Herz und Verstand) das politisch-soziale Leben spiegelt – einschließlich der Ideologeme und Verirrungen, denen auch sie unterworfen war.⁹⁹ Erna Saenger hat lebenslang weitergelernt, jedoch ohne ihre Vergangenheit (wie sie in den Tagebüchern dokumentiert war) retrospektiv umzuinterpretieren.

Schwerpunkte der Lebenserinnerungen sind Kindheit und Jugend auf dem westpreußischen Gutshof – Aufenthalte in Berlin – Erster Weltkrieg (nationalistisch-preußischer Taumel) – tätige Nächstenliebe in Kensau – Leben in Berlin (Dahlem) – Kirchenkampf im NS – lebendige Christlichkeit – Alltag im Zweiten Weltkrieg – Familienleben.¹⁰⁰

Saenger erwähnt Momente zur Geschichte der Sozialarbeit in Berlin. Bei der retrospektiven Recherche zeigen sich auch in diesem Bereich Verbindungen von menschenfreundlichen, christlichen und sozialen mit chauvinistischen, rassistischen, nazistischen Ideologemen und Intentionen. Alice Salomon, eine der bedeutendsten Initiatorinnen der Sozialen Arbeit, wurde 1920 (!) wegen ihrer jüdischen Herkunft aus dem Bund Deutscher Frauenvereine (BDF) ausgegrenzt (obwohl sie Jahre zuvor zum christlichen Religion "übergetreten" war); Hedwig Heyl, kaum weniger bedeutsam für die aus der Frauenbewegung entstehende Soziale Arbeit, engagierte sich in rassistischer Kolonialpolitik. Bei Saenger wird derlei allerdings nicht erwähnt.¹⁰¹

Saengers einfühlsame, genuin sozialarbeiterische Haltung zeigt sich nicht zuletzt in der nuancierten Darstellung des dörflichen Lebens in Kensau. Leid und Freude, Probleme, Begrenztheiten und persönliche Ressourcen der Kleinbauern und Landarbeiter werden in den skizzierten Dialogen vorstellbar.

Gespensstisch alltäglich liest sich der Bericht vom kollektiven Wahn zu Beginn des Ersten Weltkriegs, einem Wahn, mit dem die Autorin offenkundig noch 60 Jahre später identifiziert ist. Nachvollziehbar wird auch, wie die affektiv besetzte Deuschtümelei in den Kriegsjahren weiterging und, entsprechend pointiert, die Verinnerlichung der nazistischen Ideologie im Volk begünstigte und stabilisierte.

⁹⁹ An einer Stelle offenbart die Autorin, daß sie von der Existenz "überirdischer Mächte aus der okkulten Welt" überzeugt ist. "Das Organ, dergleichen aufzunehmen, fehlt uns."

¹⁰⁰ Übrigens gab es auch eine Broschüre (32 Seiten) von Erna Saenger: UNSER DAHLEM EINST UND JETZT. SEIT 1914 MITERLEBT (Eigenverlag), die ich jedoch nicht in Händen habe.

¹⁰¹ "Jetzt — ein halbes Jahrhundert später — bin ich mir gar nicht sicher, ob ich unter Tante Hedwig Heyls Führung und in ihrem Fahrwasser nicht ganz anders, wohl gar öffentlich, hätte wirken können." – So Erna Saenger. Dabei hatte diese zweifellos keine rassistische Intentionen.

Politik wird in Saengers Buch jedoch nicht problematisiert; sie schreibt: "Politik also nicht — historisches Geschehen umso mehr." Diese eigenartige Abgrenzung zieht sich durch Erna Saengers Buch. Politik ist das Parteiengerangel, menschliches Irren und Wirren, historisches Geschehen ist das Dauerhafte, womit "man" sich identifizieren möchte.¹⁰²

Tiefgründige Liebe zu den Menschen spricht aus Erna Saengers Buch, viel Weisheit und ehrlichste christliche Haltung. Aber ihre Erinnerungen dokumentieren auch Ideologeme, die (weil eine Majorität der Menschen ihnen anhängen) politisch-gesellschaftlich wesentlich beigetragen haben zu großem Unheil. Anlässlich des Kapp-Putsches 1920 schrieb sie in ihr Tagebuch: "Daran muß man festhalten, daß das Volk zur rechten Stunde nur des rechten Führers bedarf, um wieder das zu sein, was es sein will und sein kann." Retrospektiv kommentiert sie immerhin dieses Sätze: "Dies war die Atmosphäre, die dem Sehnen nach einem Führer entgegenkam und dem Hitlerreich die Wege bahnte."

"Für uns war ein Krieg gottgewolltes Schicksal. Berichtete doch auch die Bibel von Kriegen, die Gott zuließ oder verhinderte." Andererseits findet sich bei Erna Saenger keine Andeutung jener nicht nur in Deutschland früher verbreiteten Haltung, daß "Gott" in politischer Hinsicht speziell auf der eigenen Seite stehen müsse. "Ich kann mir aber wirklich keinen politischen Gott vorstellen, wie sie ihn mir anhand der Bibel beweisen wollen!" zitiert sie aus ihrem Tagebuch vom Oktober 1919.

Kriege werden wohl bei einer Mehrheit von Menschen aller Zeiten letztlich bruchlos in den Ablauf des Lebens integriert — das zeigt sich auch bei Erna Saenger in den Alltagsberichten vom Erstem wie vom Zweiten Weltkrieg. Kriege sind Phänomene, die eben geschehen, wie Unwetter, Brandkatastrophen, Erkrankungen und Sterben: kein Grund, die eigene Haltung zu irgendwas zu ändern, fast im Gegenteil: manchmal zeigen sich (nicht nur bei Männern) kriegsbedingte Umstände sogar als Kraftquelle: "Lebensnahes aus der Tiefe schöpfen. Wie anders als sonst so Taufen zu Allerweltszeiten!"¹⁰³

Daß Religion Opium des Volkes sei, wie Karl Marx schrieb¹⁰⁴, ist selbstverständlich nur ein Aspekt der Wahrheit — aber bei der Lektüre der vorliegenden Erinnerungen drängte er sich mir doch immer wieder auf.

¹⁰² "Große Männer bleiben große Männer — Weltgeschichte bleibt Weltgeschichte — auch über Parteigeklüngel hinaus."

¹⁰³ Es ging um die Taufe eines Familienmitglieds.

¹⁰⁴ "Das religiöse Elend ist in einem der Ausdruck des wirklichen Elendes und in einem die Protestation gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüth einer herzlosen Welt, wie sie der →

Während der NS-Zeit war Erna Saenger eingebunden in den Dahlemer Kreis der "Bekennenden Kirche" (um Martin Niemöller). Nicht nur in diesem Zusammenhang dokumentiert sie christliche Diskussionsprozesse und Kontroversen, so zwischen deutsch-völkischen ("heidnischen"), deutsch-christlichen und traditionellen christlichen Haltungen und den Positionen des "Kirchenkampfs".¹⁰⁵ Die Bedeutung dieses Zeugnisses liegt nicht zuletzt darin, daß Erna Saenger sich auch hier ihr Selbstdenken erhalten hat und sich offenbar keiner der Gruppierungen pauschal angeschlossen hat. Selbst die "einseitige, prinzipielle Verurteilung der DC" (NS-nahe, antisemische Gruppierung *Deutsche Christen*) wollte sie "nicht mitmachen".

Deutlich wird in den Auszügen aus Saengers Tagebuchauszügen nach 1914 und bis in die NS-Zeit, daß für sie vielleicht vorrangig die emotional fundierte christliche Moral (manifestiert in Gebeten, Liedern, Sprüchen und entsprechenden Bestätigungen durch andere) Gegengift war gegen nationalistischen Idealismus und Überlegenheitswahn (Chauvinismus). Nachvollziehbar wird für mich, wieviel Kraft (Ressourcen) es Menschen gegeben haben kann, für die der christliche Glaube, die Orientierung an christlichen Texten, Sprüchen und Liedern tatsächlich das alltägliche Leben mitbestimmt hat.

Sinnlich nachvollziehbar wird allerdings auch die Kehrseite dieser Christlichkeit. Mit den Ideologemen des christlichen Weltbild läßt sich alles menschlich Verwerfliche integrieren – nämlich als das zu Überwindende, wofür die christliche Religion die Werkzeuge selbstverständlich zur Verfügung stellt; das Böse, das sind Aufgaben Gottes. Auch das christliche Weltbild ist ein geschlossenes System, in dem alles seinen Platz findet, sobald es einmal geschehen ist: auch der Nazismus, der Stalinismus, jedes Verbrechen. (Abgesehen davon hat ja auch das Christentum selbst seine mörderischen, ja völkermörderischen Zeiten gehabt.) Für jede Lebenssituation gibt es ein Bibelzitat, wodurch das entsprechende Phänomen in den Gesamtzusammenhang des christlichen Weltbilds gestellt werden kann; es liegt dann nur noch am Einzelnen, eine biblisch legitimierte Umgangsweise dafür zu finden; die Autorin macht es uns vor.

Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volks." (Karl Marx: ZUR KRITIK DER HEGEL'SCHEN RECHTS-PHILOSOPHIE; Einleitung (1844).

¹⁰⁵ Ich habe mich in meinen Fußnoten auf wenige Protagonisten beschränkt, um das Buch nicht zu überfrachten. Im Netz läßt sich viel dazu finden.

Analoges gilt wohl für jedes philosophische Weltbild. Der Philosoph und Pädagoge Eduard Spranger (Freund der Familie Saenger) fand in der Rhetorik seines "geisteswissenschaftlichen" Weltbildes zunächst Argumente, das nazistische System zu begrüßen. 1933 trat er, der Hochschullehrer, dem republikfeindlichen Kampfbund Stahlhelm bei, der im gleichen Jahr in die SA integriert wurde. In einer Erklärung der Hochschulen begrüßte er im selben Jahr die nationalsozialistische Revolution. Erna Saengers Ehemann Konrad (hochrangiger preußischer Ministerialbeamter) stimmt Spranger begeistert zu wegen dessen Hoffnung, "daß Deutschland nach langer Erschöpfungsperiode nach dem 1. Weltkrieg endlich erwacht".¹⁰⁶ Dazu erwähnt die Autorin: >Nach der Katastrophe des 2. Weltkrieges aber charakterisiert Eduard Spranger das "Dritte Reich": daß sich in ihm ein "flacher Aufklärungsgeist" mit der Sehnsucht nach der "mythisch-magischen" Kraft einer rettenden Persönlichkeit vermischt habe."¹⁰⁷ Abgeschlossen wird das Thema Spranger mit einer deutlichen Ehrenrettung: "Was Konrad an Spranger so besonders gefiel, an seinen Vorlesungen wie auch im persönlichen Verkehr, war seine Sorge um das Schicksal der abendländischen und der Weltkultur überhaupt, und daß er immer wieder zur Verantwortung für die Zukunft aufrief." – Die flexible Rhetorik der bildungsbürgerlichen Moral kann eben für alles dienen.¹⁰⁸

In Erna Saengers Buch entsteht der Eindruck, daß die Ablehnung der Nationalsozialisten in ihrem Kreis (auch innerhalb des sogenannten "Kirchenkampfes") zunächst vorrangig damit begründet wurde, daß die Nazis die beiden Amtskirchen nicht anerkannten.¹⁰⁹ "Dem Nationalsozialismus stand Saenger ablehnend gegenüber. Insbesondere missfiel ihm, dass der Staat die evangelische Kirche immer mehr beeinflusste", heißt es in einer ausführlichen Würdigung Konrad Saengers.¹¹⁰ War das nun wirklich das Schlimmste, was den Nazis vorzuwerfen wäre? Bei all ihrer Weisheit, ihrem bildungsbürgerlichen

¹⁰⁶ So von Erna Saenger aus ihrem damaligen Tagebuch zitiert; allerdings wurde der Ausdruck "1. Weltkrieg" im Jahr 1933 natürlich noch nicht verwendet.

¹⁰⁷ Dies allerdings ließ sich in allen Einzelheiten bereits ab 1927 Hitlers Buch MEIN KAMPF entnehmen!

¹⁰⁸ Bereits 1946 veröffentlichte der Historiker Friedrich Meinecke sein Buch DIE DEUTSCHE KATASTROPHE (Wiesbaden 1946). Auch Meinecke war befreundet mit Familie Saenger. In einem Brief an Eduard Spranger schrieb er: „Daß Sie dem Begriff Demokratie darin [in einem Tagesspiegel-Artikel vom 9.10.1945] einen tieferen, humanen Sinn zu geben versuchen, habe ich besonders begrüßt. Man müßte das überhaupt jetzt aufgreifen und populär wirksam machen, um unseren Übergang zur Demokratie vor uns selber tiefer zu begründen und zu rechtfertigen.“ (Zitiert im Berliner TAGESSPIEGEL v. 3.12.2018 aus Anlaß einer Neuauflage des Werkes.) – *Die flexible Rhetorik...*

Vgl. <https://www.tagesspiegel.de/wissen/wie-der-fu-grundungsrektor-1945-die-ns-zeit-analysierte-4017154.html>

¹⁰⁹ Martin Niemöller, der bis heute bekannte Protagonist des "Kirchenkampfes", erklärte nach der Befreiung vom NS, sein Widerstand gegen den Nationalsozialismus sei in erster Linie religionstheoretisch motiviert gewesen (Quelle bei Wikipedia, Abruf 8.12.23, 08:50)

¹¹⁰ <https://rheinische-geschichte.lvr.de/Persoenlichkeiten/konrad-saenger/DE-2086/lido/57c94184af02a8.98051199>

Vgl. auch Liselotte Saenger: DR. KONRAD SAENGER. EIN PREUSSISCHES BEAMTENLEBEN (Berlin 1991). Liselotte Saenger ist die älteste Tochter Erna und Konrad Saengers.

Hintergrund, ihrer christlichen Haltung, ihrer tätigen Menschenliebe: Noch im Oktober 1944 hofft die 70jährige Erna Saenger, seit 30 Jahren in Berlin lebend, auf den Sieg NS-Deutschlands.

Hitlers Buch MEIN KAMPF (1925/27) wurde offenbar weder von dem professoralen Philosophen Eduard Spranger noch im Umkreis der hochgebildeten Familie Saenger rezipiert. "Unmöglich war es auch, damals schon klar zu erkennen, welches entsetzliche Schicksal den Juden droht!" merkt Erna Saenger an im Zusammenhang mit ihren Tagebuchzitate von 1936, zur Olympiade in Berlin.¹¹¹

Zu ihrem Ehemann Konrad Saenger (Jurist, 1914-1934 Präsident des Preußischen Statistischen Landesamtes) betont die Autorin, daß er "alles, ja einfach alles in seinem Bücherschrank und stets zur Hand hatte", eine "Fülle von tief durchdachter, philosophischer und geistiger Intelligenz und Wissenschaft, (...) wo Ethik, Christologie, Mystik, Sozialismus und die Namen Seeberg, Harnack, Nietzsche, Marx, Friedrich Naumann, Spranger nur so um die Köpfe schwirrten", nicht zuletzt "aktuelle Werke der Gegenwart. Im Bücherschrank und in den Regalen nahm die geschichtliche Literatur einen breiten Raum ein, aber auch Philosophie und Geisteswissenschaften: Treitschke, Bismarcks Reden, Ranke, unser Freund und Nachbar Prof. Meinecke, aber auch Karl Marx — neben Kant und Nietzsche Spenglers Untergang des Abendlandes. Naturwissenschaftliche Werke waren vertreten (Darwin, Haeckel, Dacqué u.a.) Nietzsche, Schopenhauer...".

Von Erna Saengers eigener Reflexion über Positionen christliche Ethik zeugen ihre Erinnerungen auf fast jeder Seite: Bibelzitate und Lieder werden memoriert, nachgeschlagen, zitiert, erinnert, aufgegriffen, bei ihr selbst und in ihrer Familie.¹¹² —

Und dann entsteht eine ganz und gar neuartige, in ihrem Auftreten für die bürgerliche Gesellschaft zweifellos irritierende politische Bewegung, die sogar zur Regierungswelt kommt. Ihr Anführer hat (bereits 1925 bzw. 1927) ein Buch geschrieben: "MEIN KAMPF". Nach heutigem Kenntnisstand wurde es von Anfang

¹¹¹ Andererseits erwähnt sie "Einsatz für Juden" und "Widerspenstigkeit gegen Nazimaßnahmen" ihres Ehemannes, der dadurch berufliche Schwierigkeiten hätte bekommen können.

¹¹² Siehe auch insgesamt die Kapitel *Jugend – Heiden und Christen – Die Zeit des Kirchenkampfes*.

an lebhaft gekauft und gelesen.¹¹³ – In der Familie Saenger (und bei vielen Akademikern, bürgerlichen Künstlern) offenbar nicht. Wie ist das zu erklären?

Niemand erwartet aktive Widerstandarbeit – aber es verwundert doch (zumindest mich), daß in diesen nuancierten, von christlichem Ethos geprägten Lebenserinnerungen nichts deutlich wird zumindest von nachträglichem Erschrecken über die eigene Blindheit in dieser Zeit.

Hitlers MEIN KAMPF: Ein Buch, von dem oft beteuert wurde, daß damals kaum jemand es wirklich gelesen hat, dessen Dummheit und Unlesbarkeit behauptet wurde, ist im Gegensatz dazu eine in sich im wesentlichen schlüssige und auch von der Diktion gut nachvollziehbare programmatische Darstellung der politischen und gesellschaftlichen Konzeption Hitlers. In vieler Hinsicht knüpft es an traditionelle bildungsbürgerliche Überzeugungen, Ideologeme, Vorurteile und Ressentiments an. Schon bei der cursorischen Lektüre wird deutlich, daß sich die Behauptung gesellschaftlich schädlicher jüdischer Einflüsse in nahezu sämtlichen Einzelthemen des Buches findet: Das "Rasse"-Prinzip (mit dem Feindbild des "Juden") ist roter Faden der nazistischen Ideologie und bestimmt explizit bereits Hitlers Buch von 1925 (Band I) und 1927 (Band II). Grundlage der Argumentation sind dabei meist darwinistische Versatzstücke. Dies alles ist bereits bei einer Stunde aufmerksamer Lektüre unverkennbar, einer Lektüre, die sicherlich von bestimmten Bevölkerungsschichten nicht erwartet werden konnte, aber doch unbedingt von Akademikern mit juristischer und Verwaltungstätigkeit in höheren Positionen oder mit lebenslanger Affinität zu Sozialarbeit und Volksbildung, wie es bei Konrad und Erna Saenger gegeben war.

Im Anhang des Nachworts werden beispielhaft einige Passagen aus Hitlers programmatischer Schrift dokumentiert. Ihre gnadenlose, wahnsinnige, in der Konsequenz mörderische Rationalität war die Kehrseite einer an christlicher Nächstenliebe und unbedingter Lebenszugewandtheit orientierten Gutbürgerlichkeit, von der Erna Saenger glaubwürdig und sympathisch erzählt.

Mondrian Graf v. Lüttichau

¹¹³ Das Buch fand Resonanz beispielsweise in der Geschichtswissenschaft, in Feuilletons und in der evangelischen Kirche. Laut dem Historiker Plöckinger wurde MEIN KAMPF vor 1933 – neben kostenloser Verteilung – 241.000 mal verkauft; die Exemplare in Bibliotheken waren zeitweise sehr gefragt. (WP, Abruf 2.12.23, 15:25)

*Anhang***Adolf Hitler: Mein Kampf**Exzerpte (Mondrian v. Lüttichau 2023)¹¹⁴

Der jüdische Staat war nie in sich räumlich begrenzt, sondern universell unbegrenzt auf den Raum, aber beschränkt auf die Zusammenfassung einer Rasse. Daher bildete dieses Volk auch immer einen Staat innerhalb der Staaten. Es gehört zu den genialsten Tricks, die jemals erfunden worden sind, diesen Staat als "Religion" segeln zu lassen und ihn dadurch der Toleranz zu versichern, die der Arier dem religiösen Bekenntnis immer zuzubilligen bereit ist. Denn tatsächlich ist die mosaische Religion nichts anderes als eine Lehre der Erhaltung der jüdischen Rasse. Sie umfaßte daher auch nahezu allen soziologischen, politischen sowie wirtschaftlichen Wissensgebiete, die hierfür überhaupt nur in Frage zu kommen vermögen. (165)

Gleichlautend mit der Erziehung des Körpers hat der Kampf gegen die Vergiftung der Seele einzusetzen. Unser gesamtes öffentliches Leben gleicht heute einem Treibhaus sexueller Vorstellungen und Reize. Man betrachte doch den Speisezettel unserer Kinos, Varietés und Theater, und man kann wohl kaum leugnen, daß dies nicht die richtige Kost, vor allem für die Jugend, ist. In Auslagen und an Anschlagssäulen wird mit den niedrigsten Mitteln gearbeitet, um die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu ziehen. Daß dies für die Jugend zu außerordentlich schweren Schädigungen führen muß, ist wohl jedem, der nicht die Fähigkeit, sich in ihre Seele hineinzudenken, verloren hat, verständlich. Diese sinnlich schwüle Atmosphäre führt zu Vorstellungen und Erregungen in einer Zeit, da der Knabe für solche Dinge noch gar kein Verständnis haben

¹¹⁴ Quelle: Adolf Hitler: MEIN KAMPF. ZWEI BÄNDE IN EINEM BAND, UNGEKÜRZTE AUSGABE. – XVII. Auflage der Volksausgabe: München 1933: Verlag Franz Eher (Seitenzahl jeweils am Ende der zitierten Passage). Die Passagen werden in ihrem vollständigen Wortlaut wiedergegeben.
Das Buch erschien ursprünglich 1925 (Band I) und 1927 (Band II).

dürfte. Das Ergebnis dieser Art von Erziehung kann man an der heutigen Jugend in nicht gerade erfreulicher Weise studieren. Sie sind frühreif und damit auch vorzeitig alt geworden. Aus den Gerichtssälen dringen manches Mal Vorgänge an die Öffentlichkeit, die grauenhafte Einblicke in das Seelenleben unserer 14- und 15jährigen gestatten. Wer will sich da wundern, daß schon in diesen Alterskreisen die Syphilis ihre Opfer zu suchen beginnt? Und ist es nicht ein Jammer, zu sehen, wie so mancher körperlich schwächliche, geistig verdorbene junge Mensch seine Einführung in die Ehe durch eine großstädtische Hure vermittelt erhält?

Nein, wer der Prostitution zu Liebe gehen will, muß in erster Linie die geistige Voraussetzung zu derselben beseitigen helfen. Er muß mit dem Unrat unserer sittlichen Verpestung der großstädtischen "Kultur" aufräumen, und zwar rücksichtslos und ohne Schwanken vor allem Geschrei und Gezeter, das natürlich losgelassen werden wird. Wenn wir die Jugend nicht aus dem Morast ihrer heutigen Umgebung herausheben, wird sie in demselben untersinken. Wer diese Dinge nicht sehen will, unterstützt sie und macht sich dadurch zum Mitschuldigen an der langsamen Prostituierung unserer Zukunft, die nun einmal in der werdenden Generation liegt. Dieses Reinemachen unserer Kultur hat sich auf fast alle Gebiete zu erstrecken. Theater, Kunst, Literatur, Kino, Presse, Plakat und Auslagen sind von den Erscheinungen einer verfaulenden Welt zu säubern und in den Dienst einer sittlichen Staats- und Kulturidee zu stellen. Das öffentliche Leben muß von dem erstickenden Parfüm unserer modernen Erotik befreit werden, genau so wie von jeder unmännlichen prüden Unaufrichtigkeit. In allen diesen Dingen muß das Ziel und der Weg bestimmt werden von der Sorge für die Erhaltung der Gesundheit unsers Volkes an Leib und Seele. Das Recht der persönlichen Freiheit tritt zurück gegenüber der Pflicht der Erhaltung der Rasse.

Erst nach der Durchführung dieser Maßnahmen kann der medizinische Kampf gegen die Seuche selber mit einiger Aussicht auf Erfolg durchgeführt werden. Allein auch dabei kann es sich nicht um halbe Maßnahmen handeln, sondern auch hier wird man zu den schwersten und einschneidendsten Entschlüssen kommen müssen. Es ist eine Halbheit, unheilbar kranken Menschen die dauernde Möglichkeit einer Verseuchung der übrigen gesunden zu gewähren. Es entspricht dies einer Humanität, die, um dem einen nicht wehe zu tun, hundert andere zugrunde gehen läßt. Die Forderung, daß defekten Menschen die Zeugung anderer ebenso defekter Nachkommen unmöglich gemacht wird, ist eine Forderung klarster Vernunft und bedeutet in ihrer planmäßigen Durchführung die humanste Tat der Menschheit. Sie wird Millionen von Unglücklichen unverdiente Leiden ersparen, in der Folge aber zu einer

steigenden Gesundung überhaupt führen. Die Entschlossenheit in dieser Richtung vorzugehen, wird auch der Weiterverbreitung der Geschlechtskrankheiten einen Damm entgegensetzen. Denn hier wird man, wenn nötig, zur unbarmherzigen Absonderung unheilbar Erkrankter schreiten müssen – eine barbarische Maßnahme für den unglücklich davon Betroffenen, aber ein Segen für die Mit- und Nachwelt. Der vorübergehende Schmerz eines Jahrhunderts kann und wird Jahrtausende vom Leid erlösen.

Der Kampf gegen die Syphilis und ihre Schrittmacherin, die Prostitution, ist einer der ungeheuersten Aufgaben der Menschheit, ungeheuer deshalb, will es sich dabei nicht um die Lösung einer einzelnen Frage an sich handelt sondern um die Beseitigung einer ganzen Reihe von Schäden, die eben als Folgeerscheinung zu dieser Seuche Veranlassung geben. Denn die Erkrankung des Leibes ist hier nur das Ergebnis einer Erkrankung der sittlichen, sozialen und rassistischen Instinke. (278-280)

Wenn wir daher die Frage stellen, wie der Staat beschaffen sein soll, den wir Deutsche brauchen, dann müssen wir uns erst Klarheit darüber schaffen, was für Menschen er erfassen und welchem Zweck er dienen soll.

Unser deutsches Volkstum beruht leider nicht mehr auf einem einheitlichen rassistischen Kern. Der Prozeß der Verschmelzung der verschiedenen Urbestandteile ist auch noch nicht so weit fortgeschritten, da man von einer dadurch neugebildeten Rasse sprechen könnte. Im Gegenteil: die blutsmäßigen Vergiftungen, die unseren Volkskörper, besonders seit dem Dreißigjährigen Kriege, trafen, führten nicht nur zu einer Zersetzung unseres Blutes, sondern auch zu einer solchen unserer Seele. Die offenen Grenzen unseres Vaterlandes, das Anlehnen an ungermanische Fremdkörper längs dieser Grenzgebiete, vor allem aber der starke laufende Zufluß fremden Blutes ins Innere des Reiches selbst, läßt infolge seiner dauernden Erneuerung keine Zeit übrig für eine absolute Verschmelzung. Es wird keine neue Rasse mehr herausgekocht, sondern die Rassebestandteile bleiben nebeneinander mit dem Ergebnis, daß besonders in kritischen Augenblicken, in denen sich sonst eine Herde zu sammeln beginnt, das deutsche Volk nach allen Windrichtungen auseinanderläuft. Nicht nur gebietsmäßig sind die rassistischen Grundelemente verschieden gelagert, sondern auch im einzelnen, innerhalb des gleichen Gebietes. Neben nordische Menschen ostische, neben ostischen dinarische, neben beiden westische, und dazwischen Mischungen. Dies ist auf der einen Seite von großem Nachteil: Es fehlt dem deutschen Volk jener sichere Herdeninstinkt der in der Einheit des Blutes begründet liegt und besonders in gefährdenden Momenten Nationen vor dem Untergang bewahrt, insofern bei solchen Völkern dann alle kleineren

inneren Unterschiede sofort zu verschwinden pflegen und dem gemeinsamen Feinde die geschlossene Front einer einheitlichen Herde gegenübertritt. In dem nebeneinander unserer unvermischt gebliebenen rassistischen Grundelemente verschiedenster Art liegt das begründet, was man bei uns mit dem Wort Überindividualismus bezeichnet. In friedlichen Zeitläuften mag er manchmal gute Dienste leisten, alles in allem genommen aber hat er uns um die Weltherrschaft gebracht. Würde das deutsche Volk in seiner geschichtlichen Entwicklung jene herzensmäßige Einheit besessen haben, wie sie anderen Völkern zugute kam, dann würde das Deutsche Reich heute wohl Herrin des Erdballs sein. Die Weltgeschichte hätte einen anderen Lauf genommen, und kein Mensch vermag zu entscheiden, ob dann nicht auf diesem Weg eingetroffen wäre, was so viele verblendete Pazifisten heute durch Winseln und Flennen zu erbetteln hoffen: Ein Friede, gestützt nicht durch die Palmwedel tränenreicher pazifistischer Klageweiber, sondern begründet durch das siegreiche Schwert eines die Welt in den Dienst einer höheren Kultur nehmenden Herrenvolkes.

Die Tatsache des Nichtvorhandenseins eines blutsmäßig einheitlichen Volkstums hat uns unsägliches Leid gebracht. Sie hat vielen kleinen deutschen Potentaten Residenzen geschenkt, dem deutschen Volk aber das Herrenrecht entzogen.

Auch heute noch leidet unser Volk unter dieser inneren Zerrissenheit; allein, was uns in Vergangenheit und Gegenwart Unglück brachte, kann für die Zukunft unser Segen sein. Denn so schädlich es auf der einen Seite auch war, daß eine restlose Vermischung unserer ursprünglichen Rassenbestandteile unterblieb und dadurch die Bildung eines einheitlichen Volkskörpers verhindert wurde, so glücklich war es auf der anderen, als hierdurch wenigstens ein Teil unseres besten Blutes erhalten blieb und der rassistischen Senkung entging.

Sicher würde bei einer restlosen Vermengung unserer rassistischen Urelemente ein geschlossener Volkskörper entstanden sein, allein er wäre, wie jede Rassenkreuzung beweist, von einer geringerer Kulturfähigkeit erfüllt, als sie der höchststehende der Urbestandteile ursprünglich besaß. Dies ist der Segen des Unterbleibens restloser Vermischung: daß wir auch heute noch in unserem deutschen Volkskörper große unvermischt gebliebene Bestände an nordisch-germanischen Menschen besitzen, in denen wir den wertvollsten Schatz für unsere Zukunft erblicken dürfen. In der trüben Zeit der Unkenntnis aller rassistischen Gesetze, da in völliger Gleichwertigkeit Mensch eben als Mensch erschien, mochte die Klarheit über den verschiedenen Wert der einzelnen Urelemente fehlen. Heute wissen wir, daß eine restlose Durcheinandermischung der Bestandteile unseres Volkskörpers uns infolge der dadurch entstandenen

Einheit vielleicht zwar die äußere Macht geschenkt hätte, daß jedoch das höchste Ziel der Menschheit unerreichbar gewesen wäre, da der einzige Träger, den das Schicksal ersichtlich zu dieser Vollendung ausersehen hat, im allgemeinen Rassenbrei des Einheitsvolkes untergegangen wäre. (436-439)

Somit kann man folgenden gültigen Satz aufstellen:

Jegliche Rassenkreuzung führt zwangsläufig früher oder später zum Untergang des Mischproduktes, solange der höherstehende Teil dieser Kreuzung selbst noch in einer reinen irgendwie rassenmäßigen Einheit vorhanden ist. Die Gefahr für das Mischprodukt ist erst beseitigt im Augenblick der Bastardisierung des letzten höherstehenden Rassereinen.

Darin liegt ein, wenn auch langsamer natürlicher Regenerationsprozeß begründet, der rassistische Vergiftungen allmählich wieder ausscheidet, solange noch ein Grundstock rassistischer reiner Elemente vorhanden ist und eine weitere Bastardisierung nicht mehr stattfindet.

Ein solcher Vorgang kann von selbst eintreten bei Lebewesen mit starkem Rasseinstinkt, die nur durch besondere Umstände oder irgendeinen besonderen Zwang aus der Bahn der normalen rassereinen Vermehrung geworfen wurden. Sowie diese Zwangslage beendet ist, wird der noch rein gebliebene Teil sofort wieder nach Paarung unter Gleichen streben, der weiteren Vermischung dadurch Einhalt gebietend. Die Bastardisierungsergebnisse treten damit von selbst wieder in den Hintergrund, es wäre denn, daß ihre Zahl sich von so unendlich vermehrt hätte, daß ein ernstlicher Widerstand der reinrassig Übriggebliebenen nicht mehr in Frage käme.

Der Mensch, der einmal instinktlos geworden ist und seine ihm von der Natur auferlegte Verpflichtung verkennt, darf im allgemeinen jedoch auf solche Korrektur von seiten der Natur solange nicht hoffen, als er seinen verlorenen Instinkt nicht durch sehende Erkenntnis ersetzt hat; an ihr ist es dann, die erforderliche Wiedergutmachungsarbeit zu leisten. Doch ist die Gefahr sehr groß, daß der einmal blind gewordene Mensch die Rassenschranken immer mehr einreißt, bis endlich auch der letzte Rest seines besten Teils verloren ist. Dann bleibt wirklich nur mehr ein Einheitsbrei übrig, wie er den famosen Weltverbesserern unserer Tage als Ideal vorschwebt; er würde aber aus dieser Welt in kurzer Zeit die Ideale verjagen. Freilich: eine große Herde könnte so gebildet werden, ein Herdentier kann man zusammenbrauen, ein Mensch als Kulturträger aber und besser noch als Kulturbegründer und Kulturschöpfer ergibt eine solche Mischung niemals. Die Mission der Menschheit könnte damit als beendet angesehen werden.

Wer nicht will, daß die Erde diesem Zustand entgegengeht, muß sich zur Auffassung bekehren, daß es die Aufgabe vor allem der germanischen Staaten ist, in erster Linie dafür zu sorgen, daß einer weiteren Bastardisierung grundsätzlich Einhalt geboten wird.

Die Generation unserer heutigen notorischen Schwächlinge wird selbstverständlich sofort dagegen aufschreien und über Eingriffe in die heiligsten Menschenrechte jammern und klagen. Nein, es gibt nur ein heiligstes Menschenrecht, und dieses Recht ist zugleich die heiligste Verpflichtung, nämlich: dafür zu sorgen, daß das Blut rein erhalten bleibt, um durch die Bewahrung des besten Menschentums die Möglichkeit einer edleren Entwicklung dieser Wesen zu geben.

Ein völkischer Staat wird damit in erster Linie die Ehe aus dem Niveau einer dauernden Rassenschande herauszuheben haben, um ihr die Weihe jener Institution zu geben, die berufen ist, Ebenbilder des Herrn zu zeugen und nicht Mißgeburten zwischen Mensch und Affe.

Der Protest dagegen aus sogenannten humanen Gründen steht besonders der Zeit verflucht schlecht an, die auf der einen Seite jedem verkommenen Degeneraten die Möglichkeit seiner Fortvermehrung gibt, den Produkten selber als auch den Zeitgenossen unsägliches Leid aufbürdend, während andererseits in jeder Drogerie und sogar bei Straßenhändlern die Hilfsmittel zur Verhinderung der Geburten bei selbst gesündesten Eltern feilgeboten werden. In diesem heutigen Staate der Ruhe und Ordnung, in den Augen seiner Vertreter, dieser tapferen bürgerlich-nationalen Welt, ist also die Verhinderung der Zeugungsfähigkeit bei Syphilitikern, Tuberkulosen, erblich Belasteten, Krüppeln und Kretins ein Verbrechen, dagegen wird die praktische Unterbindung der Zeugungsfähigkeit bei Millionen der Allerbesten nicht als etwas Schlechtes angesehen und verstößt nicht gegen die guten Sitten dieser scheinheiligen Gesellschaft, nützt vielmehr der kurzsichtigen Denkfaulheit. Denn andernfalls müßte man sich immerhin den Kopf wenigstens darüber zerbrechen, wie die Voraussetzungen zu schaffen seien für die Ernährung und Erhaltung derjenigen Wesen, die als gesunde Träger unseres Volkstums dereinst der gleichen Aufgabe bezüglich des kommenden Geschlechtes dienen sollen.

Wie grenzenlos unideal und unedel ist doch dieses ganze System! Man bemüht sich nicht mehr, das Beste für die Nachwelt heranzuzüchten, sondern läßt die Dinge laufen, wie sie eben laufen. Daß sich dabei auch unsere Kirchen am Ebenbilde des Herrn versündigen, dessen Bedeutung von ihnen noch im allermeisten betont wird, liegt ganz in der Linie ihres heutigen Wirkens, das immer vom Geiste redet und den Träger desselben, den Menschen, zum verkommenen Proleten degenerieren läßt. Dann allerdings staunt man mit

blöden Gesichtern über die geringe Wirkung des christlichen Glaubens im eigenen Lande, über die entsetzliche "Gottlosigkeit" dieses körperlich verhunzten und damit natürlich auch geistig verlumpten Jammerpacks, und sucht sich dafür mit Erfolg bei Hottentotten und Zulukaffern mit dem Segen der Kirche zu entschädigen. Während unsere europäischen Völker Gott sei Lob und Dank in den Zustand eines körperlichen und moralischen Aussatzes verfallen, wandert der fromme Missionar nach Zentralafrika und errichtet Negermissionen, bis unsere "höhere Kultur" aus gesunden, wenn auch primitiven und tiefstehenden Menschenkindern auch dort eine faulige Bastardenbrut gemacht haben wird.

Es würde dem Sinne des Edelsten auf dieser Welt mehr entsprechen, wenn unsere beiden christlichen Kirchen statt die Neger mit Missionen zu belästigen, die jene weder wünschen noch verstehen, unsere europäische Menschheit gütig, aber allen Ernstes belehren würden, daß es bei nicht gesunden Eltern ein Gott wohlgefälliges Werk ist, sich eines gesunden armen kleinen Waisenkindes zu erbarmen, um diesem Vater und Mutter zu schenken, als selber ein krankes, sich und der anderen Welt nur Unglück und Leid bringendes Kind ins Leben zu setzen.

Was auf diesem Gebiete heute von allen Seiten versäumt wird, hat der völkische Staat nachzuholen. Er hat die Rasse in den Mittelpunkt des allgemeinen Lebens zu setzen. Er hat für ihre Reinerhaltung zu sorgen. Er hat das Kind zum kostbarsten Gut eines Volkes zu erklären. Er muß dafür Sorge tragen, daß nur wer gesund ist, Kinder zeugt; daß es nur eine Schande gibt: bei eigener Krankheit und eigenen Mängeln dennoch Kinder in die Welt zu setzen, doch eine höhere Ehre: darauf zu verzichten. Umgekehrt aber muß es als verwerflich gelten: gesunde Kinder der Nation vorzuenthalten. Der Staat muß dabei als Wahrer eine tausendjährigen Zukunft auftreten, der gegenüber der Wunsch und die Eigensucht des einzelnen als nichts erscheinen und sich zu beugen haben. Er hat die modernsten ärztlichen Hilfsmittel in den Dienst dieser Erkenntnis zu stellen. Er hat, was irgendwie ersichtlich krank und erblich belastet und damit weiter belastend ist, zeugungsunfähig zu erklären und dies praktisch auch durchzusetzen. Er hat umgekehrt dafür zu sorgen, daß die Fruchtbarkeit des gesunden Weibes nicht beschränkt wird durch finanzielle Luderwirtschaft eines Staatsregiments, das den Kindersegen zu einem Fluch für die Eltern gestaltet. Er hat mit jener faulen, ja verbrecherischen Gleichgültigkeit, mit der man heute die sozialen Voraussetzungen einer kinderreichen Familie behandelt, aufzuräumen und muß sich an Stelle dessen als oberster Schirmherr dieses köstlichsten Segens eines Volkes fühlen. Seine Sorge gehört mehr dem Kinde als dem Erwachsenen.

Wer körperlich und geistig nicht gesund und würdig ist, darf sein Leid nicht im Körper seines Kindes verewigen. Der völkische Staat hat hier die ungeheuerste Erziehungsarbeit zu leisten. Sie wird aber dereinst auch als eine größere Tat erscheinen, als es die siegreiche Kriege unserer heutigen bürgerlichen Zeitalters sind. Er hat durch Erziehung den einzelnen zu belehren, daß es keine Schande, sondern nur ein bedauernswertes Unglück ist, krank und schwächlich zu sein, daß es aber ein Verbrechen und daher zugleich eine Schande ist, dieses Unglück durch eigenen Egoismus zu entehren, indem man es unschuldigen Wesen wieder aufbürdet; daß es demgegenüber von einem Adel höchster Gesinnung und bewundernswertester Menschlichkeit zeugt, wenn der unschuldig Kranke, unter Verzicht auf ein eigenes Kind, seine Liebe und Zärtlichkeit einem unbekanntem armen, jungen Sprossen seines Volkstums schenkt, der in seiner Gesundheit verspricht, dereinst ein kraftvolles Glied einer kraftvollen Gemeinschaft zu werden. Und der Staat hat in dieser Erziehungsarbeit die rein geistige Ergänzung seiner praktischen Tätigkeit zu leisten. Er muß ohne Rücksicht auf Verständnis oder Unverständnis, Billigung oder Mißbilligung in diesem Sinne handeln. (443-448)